ÄGYPTEN

EINST UND JETZT

von

Fr. Kayser u. E. M. Roloff

3 1761 08156387 6





Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/gypteneinstun00kays

Illustrierte Bibliothek

der

Länder- und Völkerkunde.

Ägypten einst und jetzt.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1908.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.





Ramses II. erstürmt die syrische Festung Kadesch. Reliefmalerei im Ramesseum zu Theben (Westufer).

Ägypten einst und jetzt.

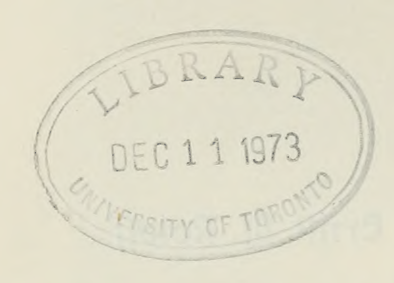
Von

Friedrich Kayser und **Ernst M. Roloff.**

Dritte, völlig neubearbeitete Auflage.

Mit Titelbild in Farbendruck, 189 Abbildungen und einer Karte.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1908.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.



Alle Rechte vorbehalten.

DT
79
K3
1908

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorrede zur dritten Auflage.

In den 20 Jahren, die seit dem Erscheinen der zweiten Auflage dieses Buches verflossen sind, ist Ägypten in vieler Hinsicht etwas ganz Neues geworden: das alte durch zahlreiche, zum Teil epochemachende Funde der verschiedenen archäologischen Grabungen, das neue aber durch die alles umgestaltende englische Okkupation, die in der letzten Auflage noch keine Berücksichtigung gefunden hatte. Als mir daher nach dem Tode von Dr Friedrich Kayser, der mit so warmem Herzen, so offenem Blick und so wohltuender Begeisterungsfähigkeit sein anziehendes Buch auf Grund eigner Kenntnis des Pharaonenlandes verfaßt hatte, von dem Herderschen Verlage der ehrenvolle Auftrag wurde, die Herausgabe der dritten Auflage des Kayserschen Werkes zu übernehmen, wurde mir bald klar, daß es sich bei aller Pietät vor dem Vorhandenen dabei nicht nur um eine einfache Durcharbeit und Ergänzung handeln konnte, sondern daß eine Neubearbeitung nötig sei. Völlig oder zum größten Teil zu erneuern waren vor allem die Abschnitte über die Bewässerung, die Geschichte des alten und neuen Ägyptens, die altägyptische Religion, die Kunst der Pharaonenzeit und des Islams, die Schrift und Sprache der alten Ägypter, die Verwaltung und Regierung des Landes in der Neuzeit, die neuägyptische Wissenschaft (Schulverhältnisse rc.), die eigenartigen Gebräuche der heutigen Ägypter, die christlichen Missionen rc. rc. Aber auch von dem Übrigen ist keine Seite ohne tiefgreifende Veränderungen und Ergänzungen geblieben.

Da der Umfang des Buches nicht allzu sehr anwachsen sollte, mußte Raum für die unbedingt notwendigen Zusätze durch energische Kürzung und Ausscheidung alles Überflüssigen geschaffen werden — ist doch auch auf diese Weise der Text noch um volle 50 Seiten vermehrt worden. Weggefallen sind in erster Linie die polemischen Abschnitte, die über den Rahmen eines solchen Werkes wohl hinausgehen. Von der reichen ägyptologischen Literatur sind in Form von Fußnoten im Texte selber die Werke angegeben worden, die zur Vertiefung in die einzelnen Abschnitte des Buches wirklich geeignet sind. Daß dabei, wo immer angängig, fast ausschließlich die allerneuesten Erscheinungen berücksichtigt worden sind,

wird bei den großen Umwälzungen auf dem Gebiete der Ägyptologie auch bei denen Billigung finden, die vielleicht das eine oder andere der ältern Werke vermissen werden. Im übrigen sind Anmerkungen im Interesse der Leser möglichst vermieden und statt ihrer fast alle wichtigen Randbemerkungen im Texte selber untergebracht worden, teilweise mit Zuhilfenahme von Parenthesen. Die chronologische Übersicht über die Geschichte Ägyptens, die bei der zweiten Auflage so vielen Beifall gefunden hat, ist nach dem neuesten Stande der Chronologie gründlich umgearbeitet und um drei Seiten vermehrt worden. Ebenso wurde, um den Gebrauch des Buches auch zu Studienzwecken zu erleichtern, auf ein neues, sehr eingehendes alphabetisches Personen- und Sachregister großes Gewicht gelegt.

Möge das Buch, das in seiner alten Gestalt einen dankbaren Leserkreis gefunden hatte, auch in seiner neuen Form in manchem Hause ein willkommener Gast werden und aufmerksamen Lesern und Hörern erzählen von den Wundern des einzigartigen Nillandes und seiner Sonnenpracht, die viel herrlicher ist, als der durch die Gunst des Klimas nicht gerade verwöhnte Nordländer sich vorzustellen vermag. Mir selbst war es ein hoher Genuß, mich bei der Fertigstellung des Buches im Geiste in jene überaus inhaltsreichen acht Monate zurückzuversetzen, die ich in Ägypten verleben durfte.

Besonders gefreut hat mich, daß ich bei der Erwähnung der neuesten Ausgrabungen so oft den Namen des Herrn Prof. Dr Ludwig Borchardt rühmend nennen konnte, dessen Liebenswürdigkeit ich namentlich auf dem Grabungsfelde von Abusir so manche wichtige Belehrung verdanke. — Schließlich ist es mir noch eine angenehme Pflicht, einen zweifachen Dank auszusprechen: Herrn Univ.-Prof. Dr Jos. Sauer in Freiburg i. Br. für die Überlassung seines wissenschaftlichen Materials über die neuesten Funde in Ägypten auf dem Gebiete der christlichen Archäologie, sowie Herrn Konservator Ernst Klippel in Kairo, in dessen Gesellschaft ich so manche denkwürdige Stätte des alten und neuen Ägyptens durchforscht habe, für Besorgung verschiedener wertvoller Bilder und Photographien zur reichern Illustrierung des Buches.

Freiburg i. Br., im Juli 1908.

Ernst M. Roloff.

Inhalt.

Erster Teil: Der Nil, das Nilland und die älteste Kultur.

Das Nilvolk im Altertum.

Verzeichnis der Abbildungen.

Titelbild: Ramses II. erstürmt die syrische Festung Kadesch. (Aus dem Ramesseum.)

Verzeichnis der Abbildungen.



Bild 1. Die Insel Rôda mit dem Nilmesser. (Phot. Bonfils.)

Erster Teil.

Der Nil, das Nilland und die älteste Kultur.

1. Der Nil. Nilquellen, Nilschwelle, Nillauf.

Kein Flußname der Welt fesselt Phantasie und Neugierde in gleichem Grade wie der des Nils. Welch geheimnisvoller Zauber umwebte den alten Strom und seine unentdeckten Quellen! „Er ist freilich nicht älter als die andern Weltströme, aber älter in der Kulturgeschichte und darum älter in der Menschenphantasie als irgend sonst ein Strom oder Ding. Denn die bis jetzt bekannten ältesten Kulturhistorien entwickelten sich an diesen Nilwassern: von ihnen und ihrem befruchtenden Schlamme waren sie mit Naturnotwendigkeit abhängig. Der erste Mensch, aus Erde geschaffen, und eine älteste Menschengeschichte, hervorgegangen und bedingt von Erdenschlamm, den zwischen Felsen und Wüsten ein Weltstrom mit sich führt, — welch wunderbare Analogie und Symbolik!"

Wunderbar und geheimnisvoll erschien der Nil[1] seinen Anwohnern von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage. Heute liegen seine „Wunder" erklärt vor uns, und auch der Schleier seiner „Geheimnisse" ist jetzt gelüftet, seitdem die Frage nach seinem Ursprunge gelöst ist. Die geschichtlich ersten Nilanwohner glaubten des segenspendenden Flusses

---

[1] Der Name ist vielleicht abgeleitet vom phönizischen nechel, hebräisch nachal = Fluß. Im alten Ägypten hieß er Jetor („Fluß"), später Je'or, bei den Griechen Νεῖλος, bei den Römern Nilus.

geheimnisvolle Quellen im Jenseits, im Totenreiche, suchen zu müssen (Kap. 146 des sog. Totenbuches). Eine andere, ebenfalls uralte Vorstellung verlegte seinen Ursprung an des alten Ägypterreichs südliche Grenze, wo der Nil aus den sog. Kataraktenfelsen bei dem alten Sun, jetzt Assuân, in die Ebene hinabströmt. Zur Zeit Herodots, des Vaters der Geschichte, aber wußte man im Nillande bereits, daß der Strom aus dem tiefen Süden komme und durch Nubien seinen Lauf nehme, ehe er das eigentliche Ägypten berührt. Ganz nahe der Wahrheit kommt erst eine Angabe aus dem 2. Jahrhundert nach Christus, nach welcher der Nil unter dem Breitengrade von Madagaskar *(Μενουθιὰς νῆσος)* zweien Seen entströme, so daß zwei Quellflüsse sich zum Nilstrome vereinigen. Diese Angabe des größten Geographen des Altertums, des Ptolemäus, ist in Anbetracht der Lage der fünf großen Seen im Nilquellengebiete richtig. Und auch die andere Ptolemäische Angabe betreffs der beiden Quellseen wird durch die Tatsache bestätigt, daß der Nil aus dem Ukerewe und dem Mwutan Nsige (dem Viktoria- und dem Albert-Njanza) zusammenfließt. Als seine letzte Quelle werden wir dann wohl den mächtigen südlichen Zufluß des Ukerewesees, den Kagera (Stanleys Alexandra-Nil), anzusehen haben, und zwar von dessen zahlreichen Quellbächen nach den Untersuchungen von Richard Kandt den Rukarura oder Rukarara, der nur 35 km vom Kivusee entspringt. Als Bahr el-Abjad (Bild 2), Weißer oder Klarer Nil, wendet sich der Strom nordwärts, nimmt bei Chartûm den aus den Hochgebirgen Abessiniens herabkommenden Bahr el-Azrak, Blauen oder Trüben Nil, auf und fließt nun, von den Eingebornen einfach als Bahr, „Fluß", bezeichnet, dem Mittelmeere zu.

Der Nilstrom ist ein einzigartiger Fluß, der auf dem Erdenrunde nicht seinesgleichen hat: vor allem dadurch, daß er des durchflossenen Landes Erzeuger und Ernährer ist. Ohne ihn würde Ägypten noch heute eine unfruchtbare Wüste sein: er hat die langgestreckte Oase, als welche Ägypten sich darstellt, der Arabischen Wüste rechts und der Libyschen links abgerungen und verteidigt das Land noch heute gegen diese beiden Feinde. Dieses Werk vollbrachte und vollbringt er durch seine Überschwemmungen.

Alljährlich beginnt der Nil im Juni zu steigen; er tritt allmählich über seine Ufer hinaus, erreicht zu Anfang des Oktobers seine höchste Höhe (zu Herodots Zeit 16, jetzt etwas mehr als 23 Ellen, ungefähr 12,5 m über dem gewöhnlichen Wasserstande) und läßt, während er langsam wieder sinkt, allüberall, wo er gewesen, eine Masse Schlammes zurück, den er hauptsächlich aus den abessinischen Bergen mitgeschwemmt hat; sehr spärlich bedeckt er damit die nubische Landschaft, überaus reichlich aber die Ebene unterhalb der Katarakte von Assuân. Aus

diesem Materiale schuf er einst Ägypten, und mit ihm baut er alljährlich neues, fruchtbares Erdreich an. So hat er im Laufe der Jahrtausende

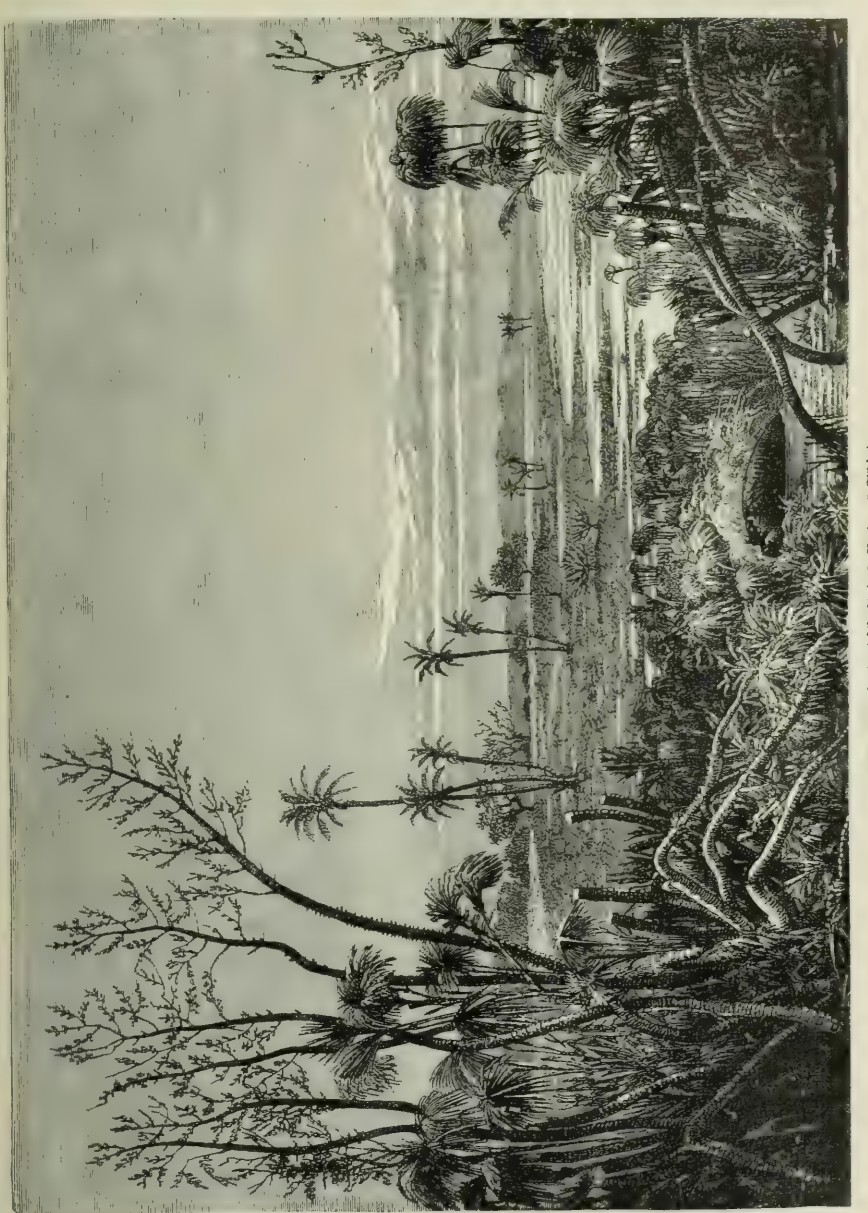


Bild 2. Uferlandschaft des Bahr el-Abjad.

einen Kulturboden (heute durchschnittlich eine etwa 10—12 m hohe Schlammschicht) geschaffen, der oberhalb des sog. Deltalandes nie die

Breite von 15 km überschreitet, auf einigen Strecken, wie zwischen Abu Hammed und Edfu, nur zwischen 500 und 1000 m breit ist, aber von Assuán bis zum Meere etwa 1100 km in der Länge mißt. Treffend nannte daher schon Hekatäos (von Teos) Ägypten „ein Geschenk des Nils", eine Bezeichnung, die noch heute ihre Geltung hat. Würde der Strom aufhören, seine Wasser den Fluren Ägyptens zuzusenden, so würde das Nilland rettungslos in den Zustand des Todes und der Erstarrung zurücksinken, aus dem es einst hervorging. Übrigens hebt sich nach M. Ventre Paschas Messungen[1], die freilich manchen Widerspruch erfahren haben, das Bett des Nils in einem Jahrtausend um 96 cm und das Kulturland seines Überschwemmungsgebietes um 1,043 m (vgl. die daraus sich ergebenden Folgen für die Ruinenstätte von Theben).

Der Grund zu diesen mit erstaunlicher Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit alljährlich sich einstellenden Nilanschwellungen war den alten Ägyptern unbekannt. Sie hatten nur fabelhafte Erklärungen dafür, und noch heute lebt im Munde des Nilvolkes eine alte Sage, nach der in einer der Juninächte durch die Hand der Gottheit ein Tropfen in den Nil gesenkt wird, der das Anschwellen des Stromes bewirkt. Diese Nacht, in der die Nilschwelle beginnt, wird noch jetzt als „Nacht des Tropfens" gefeiert. Von den griechischen Gelehrten, die, wie Thales, Hekatäos (von Milet), Theopomp und Herodot, sich mit der Lösung dieser Frage beschäftigten, kam der letztere der Wahrheit am nächsten. Das freilich ahnte er nicht, daß gerade die Erklärung, die er als die irrigste bezeichnete, nach mehr als zwanzig Jahrhunderten als die einzig richtige sich erweisen würde: daß nämlich die Regengüsse im äquatorialen Afrika die Ursache der Nilüberschwemmungen sind. „Wenn nämlich in des Nils Quellländern die Schreckenszeit der Dürre ihr Ende erreicht, wenn bei einer nur von gluthauchenden Winden durchzogenen Luft sich in immer dichtern Massen die Wolken am Himmel zusammenschichten, wenn dann in schauererregendem Aufruhre der Elemente, beim Heulen des Sturmes und Toben des Donners aus allen Ecken und Enden der finstern Himmelsdecke die Feuer der Blitze herniederzucken und aus den sich nun öffnenden Wolken das Wasser in solchen Massen herabströmt, als sollte durch Feuer und Wasser die Erde vernichtet werden, dann beginnt das allmähliche Anschwellen des Weißen Nils. Dann haben sich auch auf Habesch bereits die Tropenregen herabgesenkt, und auch der Blaue Nil strömt herbei." Das Anschwellen verbreitet sich immer weiter den Fluß hinab, bis es im Juni im eigentlichen Ägypten bemerkbar wird; hier

[1] Dargelegt in der „Zeitschrift für ägyptische Sprache" XXXIV 1896 95. — Nach Flinders Petrie wächst das Überschwemmungsgebiet in einem Jahrhundert um 5 Zoll, also etwa um 13,5 cm.

kündigen heute noch wie vor Jahrtausenden die Nilmesser[1] auf der Insel Elephantine am ersten Katarakt und auf der Insel Róda (Bild 1) bei Kairo das Ereignis der beginnenden Nilschwelle an; dann feiern noch heute die Nilanwohner ihre Feste, bei denen einst die Ägypter sangen:

> Anbetung dir, o Nil!
> Verborg'ner, der du bringst, was dunkel ist, ans Licht,
> Und die von dem Sonnengotte erschaff'nen Fluren
> Mit Wasser überziehst, —
> Um zu nähren die gesamte Tierwelt! —
> Du bist es, der das Land tränkt überall. —
> Ein Pfad des Himmels du in deinem Kommen!
> Anbetung dir! —

Mit Recht preist auch der heutige Ägypter diesen wohltätigen Strom als „Abu el-baraga", den Vater des Segens. Von dem höhern oder geringern Grade seines Anschwellens hängt in der Tat Blüte oder Verderben der Kultur des Landes, Wohl oder Wehe seiner Bewohner ab. Ist die Nilschwelle nur eine Elle zu hoch, so werden in furchtbarer Weise die Äcker des Deltas verwüstet und anderwärts die Herbstkulturen unmöglich gemacht; ist sie bloß zwei Ellen zu niedrig, so brechen Dürre und Hungersnot über Oberägypten herein. So empfindlich ist, ähnlich der Temperatur des Blutes im menschlichen Körper, das Pulsmaß, das die Lebensadern dieses Landes regelt. „Auch andere Gewässer haben ihre Überflutung, aber dieser hydraulische Mechanismus des Nilstroms wiederholt sich nicht ein zweites Mal auf der Erde." So ist der Nil in einzigartiger Weise Erzeuger und Erhalter des Landes zugleich.

Aber auch sonst ist der Nil eine Sondererscheinung unter den Strömen des Erdballes. Zunächst in seinem Laufe. Aus den Hochgebirgen Abessiniens und von den noch fernern Äquatorialhöhen niedersteigend, tritt er in die nubische Landschaft, überwindet eine Anzahl von quer sich vorschiebenden Felsenreihen in Katarakten, den letzten bei Assuân (Bild 3), und durchläuft nun ohne Hindernis, die libysche Bergkette zur Linken und die arabische zur Rechten, das eigentliche Ägypten, bis er kurz vor dem alten Memphis, nahe beim heutigen Kairo, sich einst in sieben Arme spaltete, von denen der bolbitinische und der phatnitische (heute Rosette bzw. Damiette genannt) noch gegenwärtig das sog. Delta umfassen und den Strom dem Mittelmeere zuführen. In diesem untern Laufe ist der Nil meist weniger breit als in manchen seiner höhern, südlichern Partien. Das hat seinen Grund in der ebenfalls einzigen Erscheinung, daß der Strom, nachdem ihm unter 17° 38′ n. Br. der Atbâra zugeströmt ist, nun etwa 14 Breitengrade durchläuft, ohne irgend einen

[1] Vgl. L. Borchardt, Nilmesser und Nilstandsmarken, Berlin 1906.



Bild 3. Der Nil-Katarakt bei Assuân.

Nebenfluß aufzunehmen; so aber findet er keinen Ersatz für den Abgang der Wassermenge, den er durch sehr starke Verdunstung, durch Einsickern in den überaus durstigen Wüstensandboden und durch Abfluß in die künstlichen Bewässerungskanäle erleidet.

Bedenkt man nun noch, daß Oberägypten fast gar keinen Regen kennt, so begreift man, daß der Nil nur langsam und träge sich seinem Ausflusse nähert, und daß er ganz verdunsten und versanden müßte, wenn er nicht alljährlich durch die Nilschwelle neuen Zuwachs erhielte. Und nun versteht man auch die ebenfalls einzige Erscheinung, daß der Nil fast stets im Wachsen oder Fallen begriffen ist; denn die Zeit, wo keines von beiden geschieht, ist sehr knapp bemessen, da er erst im April seinen niedrigsten Wasserstand erreicht und bereits im Juni wieder anzuschwellen beginnt. Sein Äußeres trägt auch deutlich diese Unruhe zur Schau: obwohl ich monatelang den Strom befahren habe, sah ich ihn nie anders als gelblich-braun; die schöne, blaue Farbe, die von Dichtern gepriesen und von Malern dargestellt wird, mag nur dem Weißen Nil eigen sein, der ja an der Schlammabfuhr keinen Anteil hat.

2. Das Nilland.

a. Geographische und geologische Verhältnisse[1].

Wir bezeichnen noch heute mit dem Namen „Ägypten" im engern Sinne dasselbe Gebiet, das man zur Pharaonenzeit Cemi, das Land der schwarzen (Nil-) Erde, nannte. Es ist der Teil des Nillandes, der den ersten Katarakt (von Assuân) im Rücken, die arabische Bergkette zur Rechten, zur Linken die libysche, sich als langgedehnte Oase zwischen 24° und 32° n. Br. in einer Querausdehnung von $1/2$ bis 50 km über Kairo hinaus bis zum Mittelmeer erstreckt, wo das Delta sich bis zu etwa 200 km erweitert. Freilich haben schon einige Pharaonen die Landesgrenze über Assuân hinaus weit nach Nubien hinein geschoben, und bis zum Auftreten des Mahdi (vgl. die moderne Geschichte unter dem Khediven Taufik) unterstand dem Zepter des Khediven sogar fast das gesamte Stromgebiet des Nils bis zu 2° n. Br.: ganz Nubien, der Ägyptische Sudân, die Küsten des Roten Meeres bis zur Somalihalbinsel, das Sultanat Darfur und die Äquatorialprovinzen bis zum Albertsee. Auch jetzt wieder steht der größte Teil dieser riesigen Landfläche (abgesehen von den europäischen Kolonien am Roten Meere) wenigstens dem Namen nach (Ägyptischer Sudân) unter der Oberhoheit des Khediven. Und dennoch — reden wir von Ägypten als Kulturstaat,

[1] Vgl. M. Blanckenhorn, Geologie Ägyptens, Berlin 1901.

so verstehen wir darunter noch immer, wie vor Jahrtausenden, das Land unterhalb Assuân. Das hat seinen Grund darin, daß bis in die neueste Zeit, wo die Engländer energisch an die Kultivierung gehen, fast das ganze große Ländergebiet im Süden völlig brachlag. So kommt es, daß das eigentliche Ägypten ohne den Sudân ein Land von 994 300 qkm Flächeninhalt, d. h. fast soviel wie Deutschland und Frankreich zusammen, nur eine Kulturfläche von etwa 33 607 qkm besitzt, also etwa soviel wie die Größe der Niederlande.

Geologisch wird der oben erwähnte alte Ausspruch, daß der Nil der Erzeuger Ägyptens sei, bestätigt durch die Tatsache, daß das ganze vom Nil abgesetzte Schwemmland ein völlig fremdartiges Element in der sonstigen Bodenbeschaffenheit Nordafrikas bildet; sein Untergrund, im Delta Kalksandstein und fester Kalkstein, ist ganz unfruchtbar. Von Kairo aus nach Süden ist der Nil von Höhenzügen und Wüsten begrenzt. Die beiderseitigen Nilränder bis oberhalb Edfu bestehen aus Nummulitenkalk, in dem sich oft prächtig durchscheinender Alabaster findet, so bei Minje, in dessen Nähe auch die Stadt Alabastron lag, nach welcher der Stein seinen Namen trägt, und bei Benisuêf. Wichtiger als dieser Luxusstein sind die Bausteinlager von Turra und Masara gegenüber den großen Pyramiden von Gize. Südlich von Edfu ist das Gestein aus Mergel, Kalk und Sand gebildet; dann folgt von Silsile aus der mittlern Kreideformation angehörender Sandstein, der auch noch ganz Nubien beherrscht. Bei Assuân aber schiebt sich ein Querzug von Granit vor, der das eigentliche Ägypten von Nubien trennt.

Der arabische Gebirgszug auf dem rechten Nilufer ist von vielen Quertälern durchschnitten. Es konnten deshalb zur Zeit der Pharaonen sowohl die Kriege als der Handel leicht die Richtung nach Osten und Asien nehmen. Noch heute ist die uralte Handelsstraße von Theben nach Kosêr am Roten Meere der wichtigste Karawanenweg für den Handelsverkehr zwischen Inner-Afrika, Ägyptisch-Sudân, Nubien und dem Roten Meere, Asien usw. Im Gegensatze zu dem arabischen bildet der libysche Gebirgszug auf dem linken Nilufer eine fast ununterbrochene Hochebene, die stufenförmig ansteigt und gegen die Oasen der Libyschen Wüste hin sehr schroff abfällt.

Die Griechen nannten das ihnen bekannte Nilland *Αἴγυπτος*, die Hebräer und daher die Heilige Schrift Mizraim. Das Pharaonenvolk selbst gab seinem Lande sehr bezeichnend den schon erwähnten Namen Qemi, d. i. Land der schwarzen (Nil-) Erde, und wenn Brugschs Ansicht richtig ist, daß der griechische Name Aigyptos aus dem hieroglyphischen Nilnamen Haka-Ptah („Haus des Geistes des Ptah") entstanden ist, so hat man dem Lande treffend den Namen seines Erzeugers gegeben. Noch

heute nennen Kopten und Türken nach diesem Namen das Land: Gypt oder Gipt; die Araber aber schließen sich ihren semitischen Stammesgenossen an und bezeichnen es mit Misr.

Dieses Land nun ist schön, ja in mancher Beziehung zauberhaft schön. Wir sehen hier von dem reich bebauten, fruchtbaren, aber ganz flachen und reizlosen Deltalande, sowie den großen Nilstädten, wie Alexandria und Kairo, ab und reden nur von dem Teile Ägyptens, der sich von Kairo bis zum ersten Katarakt erstreckt. Legt man hier den Maßstab europäischer und amerikanischer Landschaften an, die ihre Schönheit wesentlich durch Bäume und Berge erhalten, dann freilich ist der oft gehörte Tadel nicht unberechtigt, daß Ägypten arm an landschaftlichen Reizen ist. Denn bedeutendere Berghöhen und -züge und üppige Baumkultur trifft man erst beim Eintritt in die nubische Landschaft; ja nicht einmal den unserm Auge so wohltuenden Wiesengrund findet man in Oberägypten. Über dem Niltal unterhalb Assuân liegt eine gewisse Einförmigkeit. Langsam und trübe schleicht der alte Nil zwischen den durchgehends niedrigen Bergketten dahin, die meist in fernen Bogen die Ebene beiderseits umziehen. Und diese Eintönigkeit wird eigentlich durch nichts unterbrochen; denn die landschaftlich überaus schmückende Palme findet sich nur selten zu Wäldern vereint, und ebensowenig die herrliche, üppige Sykomore. Wirkliche Landschaftsschönheit gibt es jedoch an Stellen, wo das Gebirge nahe an den Fluß tritt, so bei Gebel et-Têr, Gebel Anu Foda und Silsile. Verläßt man aber nur eine kurze Strecke weit den Nil und wendet sich landeinwärts, so wird man oft genug staunen über herrliche, wild und malerisch zwischen die Gebirgszüge hineingesenkte Täler. Wen hätte nicht der Anblick der Täler von Speos Artemidos oder von Asasif ergriffen! Und malerisch schön liegen auch einige der Nilstädte. In lebhafter Erinnerung ist mir vor allem das prächtige Panorama von Siût geblieben und noch mehr das überaus großartige Bild von Theben. In weitem dunkelblauem Bogen begrenzen letzteres die arabischen Berghügel im Osten; in langen Säulenreihen zeigen sich die Monumente von Luksor und Karnak; im Westen säumt die hier hohe Wand der libyschen Gebirge die Ruinenflur ein, und mitten hindurch zieht wie ein Silberband der alte Nil, an dessen Ufern einsame Palmen träumerisch ihre Häupter wiegen.

Ein Landschaftsbild aber weist der ägyptische Nil auf, um das die übrige Welt ihn beneiden darf; denn Großartigeres, Erhabeneres und Schöneres zugleich gibt es wohl nicht unter der Sonne als das Kataraktengebiet zwischen Elephantine und Philä. Schon von Silsile aufwärts erscheinen die Gebirgszüge auf beiden Nilufern näher und vielgestaltiger, schroffer und höher; die Färbung der Felsen wird dunkler; die schwarzen

vulkanischen Massen erscheinen wild übereinandergetürmt, und zwischen ihnen ergießt sich der goldgelbe Wüstenflugsand, Feuerströmen gleich, ins Niltal. Bei Assuân beginnt der Katarakt (Bild 3), der sich bereits lange vorher dem südwärts Segelnden durch wildes Rauschen und Tosen der heranstürzenden Wasser bemerkbar macht. Auf einer Strecke von 10 km ragen dunkelglänzende, hohe Felsmassen an den Ufern aus dem Wasser empor; in mächtigen Schnellen stürzt der Strom durch unzählige Felsenrisse und -spalten und Sträßchen, die er sich gebrochen, so daß das rasende und tosende Element in weißen Massen zischend emporspritzt. Das ist majestätisch und furchtbar zugleich! Beleuchtet aber nun allabendlich die sinkende Sonne das ganze weite Felsen- und Wassergewirr von Rosengranit und Silberschaum, so daß diese Blöcke noch rosiger erscheinen, als die Natur sie geschaffen, dann glänzt es wie ein Meer von Purpurwellen und Purpurbergen, und wo die Felskuppen sich nähern, da winden sich wie hastige, silberglänzende, zischende Schlangen die Nilwasser tosend hindurch und hinab. Ja, wunderbare Schönheit und ergreifender Ernst paaren sich, um dieses Kataraktenbild jedem unvergeßlich zu machen, der es einmal gesehen hat: hier redet der Schöpfer in seinem Werke zugleich von seiner Macht und Kraft und von seiner erhabenen Herrlichkeit! — Und tritt man dann aus diesem Labyrinth von Felsen und Strömen nach Süden hinaus, so liegt vor den erstaunten Blicken wie ein Idyll das lieblichste Eiland: Philä, „das schönste Bild auf Gottes weiter Erde", wie Brugsch es nannte. Der landschaftliche Reiz des Katarakts von Assuân und seiner Umgebung allein würde die lange Nilreise herrlich lohnen.

Doch wie gesagt: landschaftliche Schönheit im gewöhnlichen Sinne tritt in Ägypten nur hie und da, im ganzen selten auf. Indessen hat das ägyptische Niltal seine besondern, regelmäßigen Reize. Einen unbeschreiblichen, manchmal geradezu überwältigenden Eindruck macht allüberall der wunderbare Gegensatz des üppigen Fruchtbodens zu der angrenzenden Wüste. Wer die Cheops-Pyramide erstiegen hat, wird nie die auf ihrer Spitze genossene Aussicht vergessen: auf der einen Seite das Niltal in üppigem, herrlichem Grün von Baum und Flur, auf der andern die Libysche Wüste, farblos, grenzenlos, lautlos hingelagert; — dort schwellendes Leben, hier starrer Tod. „Es spricht es keine Zunge aus, es malt es kein Claude Lorrain, wie diese Niederung von Licht und Äther, von Ruhe und Schweigen umflossen ist." Dieser Gegensatz aber ändert sich, Flur und Wüste wechseln die Rollen, wenn die Sonnenscheibe zum Himmelsrande hinabsinkt; matt und tot erscheint dann das Grün der Fluren, während die Wüste vom zartesten Violett bis zum tiefsten Purpurrot in einer Farbenglut aufleuchtet, wie sie nur in jenen südlichen Strichen

möglich ist. — Und noch eine andere Schönheit weisen die Nilufer auf. Wie es einst ein großartiger Anblick gewesen sein muß, unmittelbar am Flusse die majestätischen, herrlichen Städte Memphis, das „hunderttorige" Theben und andere sich erheben zu sehen, so geben jetzt ihre gewaltigen, staunenerregenden und dabei überaus schönen Trümmer der Nillandschaft einen eigentümlichen Reiz: mag die Mittagssonne sie mit blendendem Lichte übergießen oder die Abendsonne sie vergolden — malerisch schön erheben sich die Baureste des Doppeltempels von Kôm Ombo, großartig zeigt sich der Tempel von Edfu; aber die ganze Fülle von Romantik liegt auf dem Trümmerfelde von Theben.

Und nun haben wir noch gar nicht geredet von den Nächten am Nil — und doch genießt der Ägypter, wenn der Sonnenball unter den Wüstenrand hinabgetaucht ist, allabendlich das herrlichste Schauspiel. Es folgt nach überaus kurzer Dämmerung die ägyptische Mondnacht: die Sterne pflegen dann so zu funkeln, der Mond so zu glänzen, das ganze Firmament so zu leuchten, wie wir Kinder nördlicher Striche selbst in den klarsten Winternächten es nie, nicht einmal annähernd, erleben. Hier am Nil, oder nie, begreift man des königlichen Sängers Wort: „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, und das Firmament verkündet seiner Hände Werk!" Und diese Lichtwirkungen gewinnen noch unendlich an Reiz, wenn man sie in der Wüste genießt. Überhaupt, wer die landläufige Vorstellung von der Wüste hat, die nur Schreckhaftes, Ödes, Totes in ihr sieht, der hat nie einen Sonnenaufgang oder -untergang in der Wüste erlebt, der hat nie Herz und Sinne sich erweitern gefühlt beim Anblick der weiten, grenzenlosen Fläche; der hat es nie empfunden, wie ernst und wohltuend zugleich dies Bild des Schweigens und der Ruhe auf unsere Einbildungskraft wirkt; der hat sie nie eingesogen die Wüstenluft, so rein und erfrischend wie jene, „die der erste Mensch am ersten Schöpfungsmorgen atmete".

b. Bewässerung [1].

Der Boden Ägyptens fordert mühevolle Arbeit von seinen Bewohnern. Wohl bewerkstelligt die Nilschwelle die regelmäßige Bewässerung, die Regen und Quellwasser ersetzt, von denen Oberägypten fast nichts weiß; aber diese Überschwemmung stellt man sich in der Regel irrig vor. Sie erreicht nämlich nicht unmittelbar alle Kulturgründe: die höhergelegenen gar nicht und auch die in den Niederungen bei weitem nicht alle. Um letztere sämtlich an der Bewässerung teilnehmen zu lassen, schufen schon

[1] Vgl. Willcocks, Egyptian Irrigation [2], London 1899, und The Nile in 1904, ebd. 1904.

die alten Ägypter Kanäle. Zu dem Zwecke wurde z. B. der uralte sog. Josephskanal (Bahr Jûsuf), vielleicht nur ein regulierter Nebenlauf des Nils von 334 km Länge, benutzt. Auch dienten zur Verteilung des Überschwemmungswassers die beiden wohl künstlichen Nilarme von Rosette und von Damiette, durch welche die Hauptmasse des Nilwassers jetzt dem Meere zufließt. Schon zu Pharao Sethos' I. Zeit, also etwa 13 Jahrhunderte vor Christus, bestand ein Kanal, der den Nil mit dem Roten Meere verband und ebenso für die Schiffahrt wie für die Bodenbewässerung verwendbar war. Ptolemäos Philadelphos ließ ihn vollenden und der



Bild 4. Schâdûf. (Phot. Sebah.)

arabische Eroberer Amru ihn wiederherstellen. Nach Strabos Bericht war das Kanalnetz so vortrefflich gegliedert, daß das ganze Land genügend bewässert werden konnte, selbst wenn die Nilüberschwemmung eine geringe blieb. In Oberägypten befinden sich von den alten künstlichen Wasserläufen außer dem eben erwähnten Josephskanale heute noch die Kanäle von Sohâg und Bagura im Gebrauch. — In Unterägypten baute Mohammed Ali, dessen Herrscherhaus sich überhaupt des unter der Mamlukenherrschaft sehr vernachlässigten Kanalbaues wieder annahm, den bereits im Mittelalter und noch 1777 erwähnten Kanal von Fuah aus: es ist der sog. Mahmûdije-Kanal. An diesen und die beiden Nilarme schließt sich, wie ein Blick auf die Karte zeigt, ein großes Netz von

Kanälen, die zum Zwecke der Bewässerung das Delta durchziehen. — Damit das Wasser während der Überschwemmung nicht plötzlich über die tiefer gelegenen Teile des Landes sich ergießt, pflegt man von alters her das ganze Fruchtland durch Dämme in große Bassins umzuwandeln, in die das Wasser so lange und so hoch hineingeleitet wird, bis der Boden genügend gesättigt und der Schlamm hinreichend abgelagert ist. Dann wird der Rest des Wassers in die Kanäle oder direkt in den Nil zurück-



Bild 5. Eine Sâkije (Schöpfrad) im Betrieb.

geleitet und das Feld zur Bebauung hergerichtet. Neben dieser Art von Äckern, den sog. Rai, die durch direkte Überschwemmung größtenteils bis zur Erntezeit feucht genug bleiben, gibt es andere, die sog. Scharáki, die durchweg künstliche Bewässerung erfordern. Diese geschah in alter Zeit und so auch heute noch vielfach durch das Schâdûf (Bild 4), eine Art von Zieh- oder Schöpfbrunnen, deren Hebel, durch den Bauer in Bewegung gesetzt, das Wasser in Eimern von Binsen, die mit Lehm verklebt sind, emporheben. Oft stehen mehrere dieser Schâdûfs in Etagen übereinander. Die häufigste Bewässerungsmaschine bildet jedoch die Sâkije (Bild 5). Diese besteht aus zwei großen Holzrädern, von denen das

horizontallaufende, durch Büffel oder Kamele gedreht, ein senkrecht stehendes durch Zähne in Bewegung setzt, an dem an einem mächtigen Stricke hölzerne oder tönerne Schöpfgefäße befestigt sind, die das Wasser schöpfen wie die Eimer der Baggermaschinen den Kies. Die sehr viel Wasser verbrauchende Zuckerrohrkultur hat neuerdings auch zur Anlage von Dampfpumpwerken geführt, von denen 1908 im Delta 2500, in Oberägypten 1100 existierten mit zusammen 27 000 Pferdekräften. Am untern Delta sind daneben die Tabûts im Gebrauch, leicht bewegliche Hohlräder, die durch fächerartige Wasserheber das Nilwasser in die Höhe treiben.



Bild 6. Stauwerk von Assuân.

Um die bedeutenden Arbeitskräfte, die diese Methode der Bewässerung nötig macht, für andere Arbeiten zu sparen, und um den Nil im Delta und oberhalb das ganze Jahr auf gleicher Höhe zu halten, so daß die Schiffahrt auch in den drei Monaten des niedrigsten Wasserstandes ungehemmt möglich sei, wurde das gewaltige Stauwerk an der Deltaspitze unterhalb Kairos angelegt. Es wurde bereits 1835 begonnen, aber erst 1885—1890 durch den Engländer Sir Colin Moncrieff fertiggestellt. Es ist mit seinen 126 eisernen Falltürschleusen, die sich auf die Flußläufe von Rosette und Damiette verteilen, das zweitgrößte Stauschleusenwerk der Welt und vermag das Nilwasser bis zu etwa vier Metern aufzustauen. — Das gewaltigste Werk dieser Art in der ganzen Welt ist das von 1898 bis 1902 für 3 237 000 Pfund Sterling hergestellte Stau-

werk von Assuân (Bild 6 u. 7). Es durchquert unterhalb der Insel Philä, deren Tempelbauten allerdings trotz aller Vorsichtsmaßregeln schwer dadurch zu leiden haben, in einer Länge von 1960 m den Fluß, ist 40 m hoch bei einer untern Breite von 30 m und einer obern von 7 m und hat 180 elektrisch zu regulierende Torschleusen, die vom 1. Dezember ab allmählich geschlossen werden und dadurch einen bis zum 1. März völlig gefüllten, gewaltigen Stausee bilden, aus dem von April bis Anfang Juli der nötige Bedarf an Wasser abgegeben wird, bis er gegen den 10. Juli — wenn also der Nil von neuem zu steigen beginnt — geleert ist. Hat dieses großartige Werk auch nicht ganz gehalten, was es versprach — die aufgestaute Wassermenge hat nicht die gewollte Höhe erreicht, und der Damm selbst hat zahlreiche, höchst gefährliche Durchsickerungsstellen — so können doch seit seiner Funktionierung über 200000 ha Boden mehr unter Kultur genommen werden, was eine Vermehrung des ägyptischen Nationalwohlstandes um 15 Millionen Pfund Sterling bedeutet. Man hat kürzlich den Bau eines neuen Stauwerkes unterhalb von Assuân bei Esne beschlossen, das vielleicht die Aufspeicherung der gewünschten 2 Milliarden Kubikmeter Wasser bewerkstelligen kann; das von Assuân bringt es nur auf 1 Milliarde Kubikmeter. Gleichzeitig mit diesem Riesenwerke wurde der Staudamm von Siût angelegt zur Regulierung des Ibrâhîmîje-Kanals und zur Bewässerung der Provinzen Siût, Minje und Benisuêf. Er ist 833 m lang, $12\frac{1}{2}$ m hoch und hat 111 Falltürschleusen. Außer den genannten existiert noch der 1903 vollendete Staudamm von Zifte mit 50 Schleusen, der die östlichen Provinzen des Deltagebietes mit Stauwasser versorgen soll.

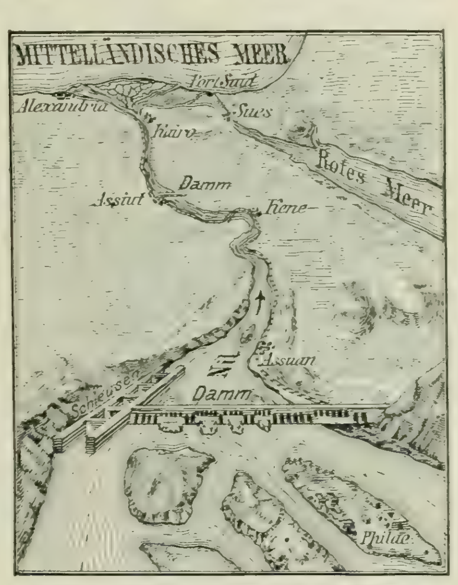


Bild 7. Planskizze vom Stauwerk zu Assuân.

Wie fast alles, was der Nil spendet, so ist auch der Schlamm einzig: vermöge seiner überaus günstigen Zusammensetzung liefert er ein vorzügliches Düngemittel. In diesen Schlamm oder in den noch vom Nilwasser feuchten Boden streut man die Saat; so tat man es auch schon in alter Zeit. Nach 3—4 Monaten folgt die Ernte. Gerade dieser so ergiebige Ackerbau hat dem kleinen Ägypten seinen Wohlstand verliehen und seine Bewohner

in den Stand gesetzt, in der Kulturgeschichte eine ungleich bedeutendere Rolle zu spielen als manches weit ausgedehnte Land.

Die Fruchtbarkeit des Bodens wird begünstigt durch ein sehr glückliches **Klima**, das schon im Altertum gerühmt wurde und Ägypten in neuester Zeit zu einem förmlichen Dorado für Nierenkranke, Lungenleidende und Rheumatiker gemacht hat [1]. Hat Unterägypten fast dasselbe Klima wie Südeuropa, so beträgt die mittlere Temperatur in Oberägypten im August + 37° C, im Januar + 13° C, die höchste bekannte 58,8° C. Alexandria, das unter dem Einfluß des Meeres im Winter wärmer, im Sommer kühler als Kairo ist, hat als mittlere Wintertemperatur + 15° C. Man unterscheidet eigentlich nur zwei Jahreszeiten, eine heiße von April bis November und eine kühlere von Dezember bis März. Die hohen Wärmegrade werden infolge der ungewöhnlichen Trockenheit der Luft nicht als zu drückend empfunden. Denn kennt auch die Deltaküste ihre Regenzeit, so regnet es doch schon in Kairo äußerst selten und in Oberägypten fast nie. Die Malaria kommt nur im Delta gelegentlich vor, sonst nie. Sehr erschlaffend wirkt namentlich im März und April ein starker, trockener, 38—40° C heißer SW.-Wind, der sog. Chamâsin, der auch durch den mitgeführten feinen Wüstenstaub lästig wird.

c. Flora.

Man baute in Ägypten bereits in der Pharaonenzeit Weizen, Hafer, Gerste, Durrah, auch den jetzt dort fehlenden Spelt, ferner Lupinen, Bohnen (Vicia faba), Erbsen (wahrscheinlich Pisum abyssinicum), dann Linsen und mehrere Arten Rizinus. Stark angebaut wurden auch die Zichorie und der heilig gehaltene Porré (Allium porrum). Nach Herodot waren Zwiebel und Knoblauch sehr beliebt, und die Wassermelone lernten bereits die Juden am Nil kennen. Jetzt sind dort allgemein unsere Felderbse und Kichererbse (Cicer arietinum) verbreitet, die letztere fehlt im gedörrten Zustande niemals unter dem Mundvorrate der Wüstenreisenden. Mancher Kenner des alten Ägyptens, wie Maspero, behaupten, daß die Baumwollenkultur schon zur Pharaonenzeit bestanden hat. Allerdings wird eine Art der Baumwollenstaude (Gossypium punctatum) in Abessinien noch heute wild gefunden; aber die seit 1863 im großen Maßstabe am Nil angebaute Art wurde erst 1821 aus Indien eingeführt.

---

[1] Ägypten wurde 1903 von 74 000, 1904 von 90 400 und 1905 von 99 922 Reisenden besucht. Fremdenzentren sind neben Alexandria und Kairo die 23 km südlich von diesem gelegene künstliche Oase Helwân mit starker Schwefelquelle (1874 von dem deutschen Arzt Dr Reil wieder entdeckt) und in Oberägypten Luksor und Assuân. Vgl. F. Engel-Bey, Das Winterklima Ägyptens, Berlin 1903.



Bild 8. Lotosblume.

Außerdem blüht heute dort besonders der Bau des Mais, des Durrah, des Reis und des Zuckerrohres; von letzterem wurde eine geringere, nur zum Roheſſen geeignete, aus Indien ſtammende Sorte bereits unter den Khalifen eingebürgert. Auch baut die jetzige muſelmänniſche Bevölkerung Tabak, Hanf, Mohn, Melonen und Klee. Die unter den Pharaonen ſo fleißig betriebene Weinbereitung iſt dagegen faſt völlig erloſchen, obwohl auch heute noch die Weinrebe trefflich gedeiht und im Hochſommer einen wahren Überfluß an Trauben zeitigt.

Zwei einſt im ägyptiſchen Niltal ſehr gemeine Pflanzen ſieht man heute dort ſehr ſelten: wir meinen die unſerer Seeroſe nahe verwandte Lotosblume (Nymphaea lotus; Bild 8), die in Oberägypten, beſonders in der Thebais, und die Papyrusſtaude (Bild 9), die im Delta heimiſch war und das erſte Schreibmaterial ſowie deſſen bleibenden Namen lieferte. Die einſt ſehr verbreitete und bei den alten Ägyptern ſehr beliebte r o t e Lotosblume mit ihrem herrlichen Duft iſt ganz verſchwunden.



Bild 9. Papyrus.

Von B ä u m e n ſind die älteſten und bekannteſten am Nil die Akazien (Acatia nilotica und A. farnesiana), Sykomoren (Ficus sycomorus), Feigen (Ficus carica), die Tamarinde (Tamarindus indica) und die Tamariske (Tamarix orientalis), der Lorbeer und zwei Palmenarten: in Oberägypten die Dumpalme (Hyphaena thebaïca), eine mittelhohe Fächerpalme mit großen Nüſſen, in Unterägypten die Dattelpalme (Phoenix dactylifera). Alle dieſe Bäume ſieht man noch heute im Niltal neben dem dort und in Paläſtina heimiſchen Chriſtusdornbaum

(Zizyphus spina Christi). Sehr häufig findet man auch, wie in allen Mittelmeerländern, den Maulbeerbaum und den Johannisbrotbaum (Ceratonia siliqua), ebenso die von Amerika eingeführte Bananenstaude, deren Frucht einen außerordentlich feinen, würzigen Geschmack hat. Ausgedehnt sind auch die Anpflanzungen von Orangen, Mandarinen und kleinen Limonen. Der Hauptbaum der Ägypter bleibt aber die Dattelpalme (Bild 10 u. 11), von der über 27 Arten im Nillande vorkommen. Nur



Bild 10. **Palmenhain und Nilüberschwemmung.**

wenige Menschen haben eine Ahnung von der Fülle kostbarer Gaben, die dieser wunderbare Baum liefert. Er gibt der ägyptischen Landschaft ihr eigenartiges, anziehendes Gepräge und wächst ebensowohl am Nil wie am Wüstensaume. Seine erst im November reifende, sehr wohlschmeckende und nahrhafte Frucht bildet, frisch oder getrocknet, für weite Schichten der ägyptischen Bevölkerung das eigentliche Brot und wird vom August ab auch bereits halbreif gegessen. Ebenso dient sie dem unentbehrlichsten Tiere Ägyptens, dem Kamel, zur Nahrung, wodurch ihr Nutzen noch vervielfältigt wird. Auch in anderer Hinsicht ist dieser Baum von unschätzbarem Werte. Der Stamm liefert die Pfosten der Häuser, die

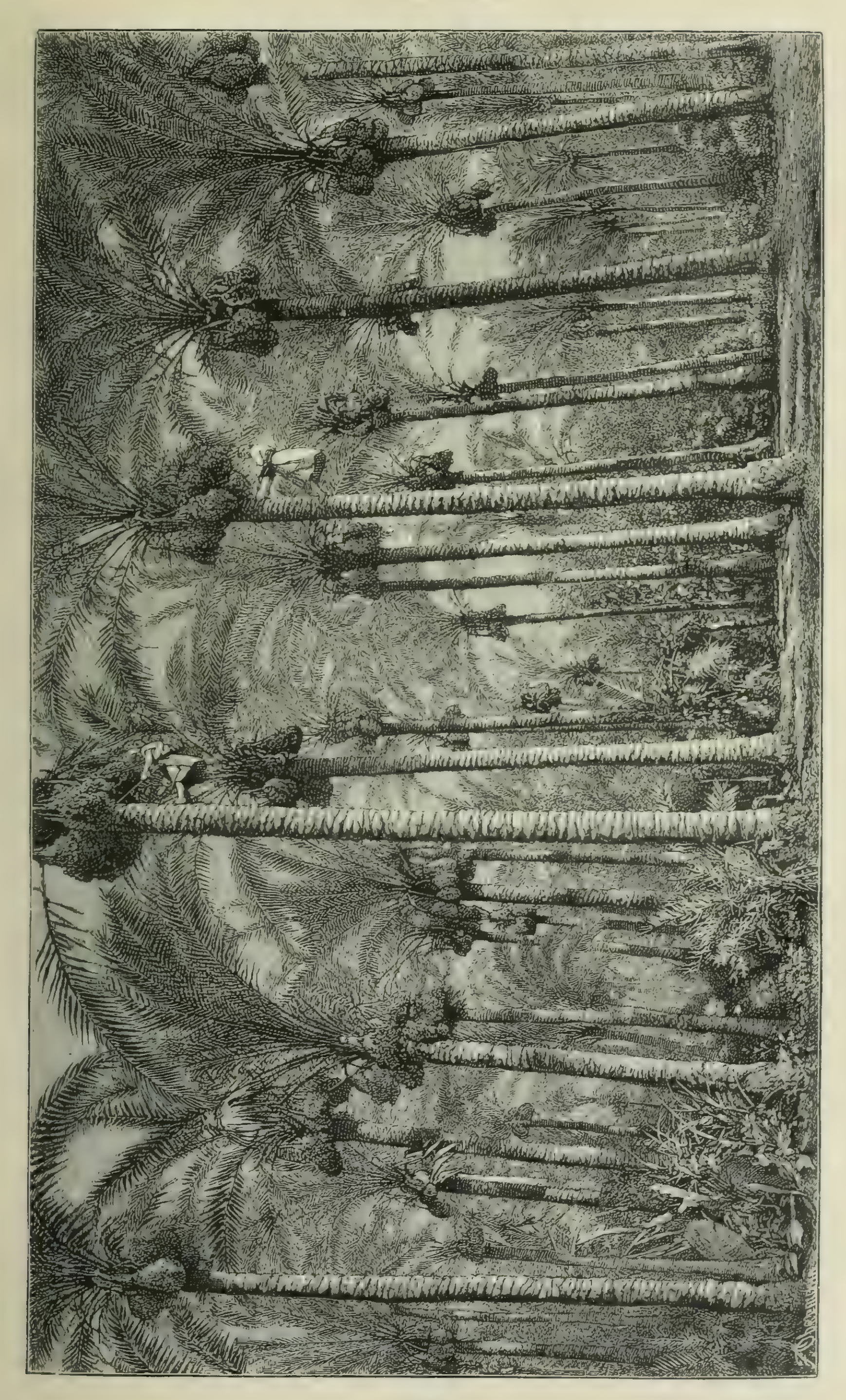


Bild 11. Dattelpalmen.

Säulen und Pfeiler, die Gerüste zu den Ziehbrunnen, die Bretter zu den Türen. Die Blätter bieten ihre Mittelrippen als Wanderstäbe, die Adern ihrer Fieder zu Sandalen und Korbgeflechten, ihre breiten Ansätze als Brennholz, das Fasergewebe zur Verfertigung von Stricken dar. Das Herz der Krone liefert zur Zeit der Blüte süßen Most und starken Wein. Kein Wunder, wenn deshalb die Palme die „gekrönte Fürstin der Bäume" genannt wird, wenn der Ägypter in der Fremde Heimweh nach ihr empfindet, wie der Schweizer nach den Bergen — ähnlich jenem ersten spanischen Omaijadenherrscher, der eine Palme aus seiner Heimat kommen und in seinen Garten zu Cordova pflanzen ließ und dann seiner Sehnsucht nach den heimatlichen Bäumen in den schönen, vom Grafen von Schack meisterhaft übersetzten Versen Ausdruck verlieh:

> Du, o Palme, bist ein Fremdling,
> So, wie ich, in diesem Lande;
> Bist ein Fremdling hier im Westen,
> Fern von deinem Heimatstrande.
> Weine drum! Allein die stumme —
> Wie vermöchte sie zu weinen?
> Nein! sie weiß von keinem Grame,
> Keinem Kummer, gleich dem meinen.
> Aber — könnte sie empfinden,
> O sie würde sich mit Tränen
> Nach des Ostens Palmenhainen
> Und des Euphrats Wellen sehnen.

Übrigens finden sich in Ägypten erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts reichlichere Baumpflanzungen, zu denen der Gartenfreund Mohammed Ali die erste Anregung gab. Er führte den Lebbachbaum (Albizzia Lebbek) aus Ostindien ein, der sich trefflich akklimatisierte und heute in und um Kairo dank seines ungewöhnlich schnellen Wachstums und seiner gewaltigen Baumkrone außerordentlich schöne, schattenspendende Alleen bildet. Von Mohammed Alis Nachfolgern wirkten Ibrâhim und namentlich Ismail im gleichen Sinne; unter letzterm wurde im Mittelpunkt der nach europäischem Muster erbauten Neustadt von Kairo 1870 der herrliche Ezbekije-Garten mit seiner Tropenpracht durch den Franzosen Barillet angelegt.

d. Fauna[1].

Von der Flora wenden wir uns der Fauna Ägyptens zu. Die auf den Denkmälern so vielfach vorkommenden Affen, Löwen und Leoparden gibt's heute im Niltal nicht mehr; auch die im Altertume

[1] Vgl. Brehm, Reiseskizzen aus Nordostafrika[2], Jena 1862.

besonders schönen Rinder mit großen gebogenen Hörnern sind seit 1864 verschwunden. Dagegen haben sich von alters her Ziegen, Schafe, Gänse, Katzen und Hunde zahlreich erhalten; besonders pflegte und pflegt man am Nil den Esel. Er ist dort, was bei uns das Reitpferd und der Wagen ist; denn solche gibt's nur in Alexandria und Kairo; oft auch ersetzt er den Lastkarren. Bekannt ist, daß er am Nil, in der Nähe seiner Heimat, ein ganz anderes Wesen zeigt als bei uns: es wird schwer, in ihm den Bruder unsers störrischen, trägen Grautieres zu erkennen; der ägyptische Hausesel ist wie die in Habesch wild vorkommende Stammart völlig frei von aller Eselei, er ist schnellfüßig, ja geradezu feurig (namentlich die große, weiße Art), lenksam und klug. Aus dem Umstande, daß man in frühern Jahren keinerlei bildliche Darstellung des Kamels aus der alten Zeit kannte, wollte man den Schluß ziehen, daß dieses heute so unentbehrliche Tier den alten Ägyptern noch unbekannt gewesen und erst um 500 v. Chr. durch die Perser im Nillande eingeführt worden sei. Die neuern Ausgrabungen[1], die seit 1894 zahlreiche Kunstgegenstände aus der Zeit um 3000 v. Chr. zu Tage förderten, haben uns jedoch auch zwei Kamelsköpfe aus jener Periode beschert. Die allerälteste Darstellung dieses Tieres, die bis jetzt auf ägyptischem Boden entdeckt worden ist, bildet ein Kalksteingefäß in Gestalt eines liegenden Kamels (Bild 14, S. 29), das in den Hockergräbern des prähistorischen (aus der ersten Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr.) Friedhofs von Abusîr el-Melek gefunden ist[2], wo die Deutsche Orientgesellschaft im Sommer 1905 Ausgrabungen veranstaltete. Von zwei Tieren, die einst am Nil sehr zahlreich waren, ist jetzt das eine im eigentlichen Ägypten ganz verschwunden, und das andere wird immer seltener: das Nilpferd hat sich bis jenseits des 18. Grades n. Br. zurückgezogen, und das Krokodil wird seit Einführung der Dampfschiffahrt auf dem Nil nur sehr selten unterhalb des ersten Kataraktes gesehen. Das Schwein war schon den alten Ägyptern verhaßt und ist es auch den heutigen noch. Das Pferd kam an den Nil aus Asien; wir finden es aber nicht vor der thebanischen Zeit. Sehr dienlich ist dem Ägypter der erst spät aus Indien eingeführte Büffel, den man sehr oft bis ans Maul im Nil stehen sieht. Zur Feldarbeit und zum Drehen der Wasserräder ist er vorzüglich geeignet, sein Fleisch aber ist hart und unschmackhaft. Die Vorliebe für die Katze stammt wohl aus der Zeit der alten Ägypter, denen die jetzt noch in Nubien wild lebende Falbkatze (Felis maniculata), die Stammart unserer Hauskatze, ein heiliges Tier war; man

[1] Vgl. Capart, Les Debuts de l'art en Égypte, Bruxelles 1904.

[2] Vgl. Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft zu Berlin, Nr 30, Mai 1906.

benutzte sie jedoch im Altertum hauptsächlich zum Vogelfang, während als Mäusevertilger der Ichneumon gehalten wurde. Die Hunde laufen zu Tausenden herrenlos in den Straßen umher und sind mit den Geiern die unentbehrlichen und vielfach einzigen Reiniger der Straßen. Sie sollen sehr eifersüchtig auf ihre Zugehörigkeit zu einem bestimmten Quartier sein und keinen Eindringling in diesem dulden. Übrigens schleicht der Hund, in den Städten wenigstens, stets menschenscheu umher, während der Dorfhund mehr als Haustier behandelt wird.

Schon die alten Ägypter waren tüchtige Fischer und Fischkenner, wie die Grabgemälde in Sakkára beweisen; jetzt kennt man am Nil etwa 80 Arten von Fischen, unter denen die Welse besonders zahlreich sind. Von diesen ist namentlich der Aalwels oder Charmut (Clarias anguillaris) für Ägypten charakteristisch, der dort in jedem Süßwasser, sei es Fluß, Kanal oder Sumpf, in Menge vorkommt. Auch der häufig abgebildete Nilhecht, der kugelförmige Fahaka und der elektrische Zitterwels

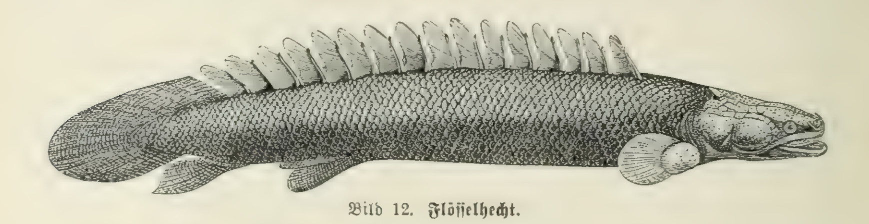


Bild 12. **Flösselhecht.**

sind dem Nil eigentümlich. Die meisten andern Fische kommen auch in südeuropäischen Gewässern vor. Ein ganz einzigartiger Fisch ist der oft meterlange Bischir (Polypterus bischir) oder Flösselhecht (Bild 12), der zu den wenigen Überbleibseln der in frühern Erdperioden artenreichen Ordnung der Schmelzschupper oder Ganoiden gehört. Er hat seine eigentliche Heimat im Stromgebiete des Weißen Nils und kommt von dort zur Zeit der Überschwemmung bis nach Unterägypten, wo er wegen seines sehr schmackhaften Fleisches nach der Flut in den schlammigen Nilkanälen viel gefangen wird. — Von Reptilien hat Ägypten nur wenige eigentümliche Formen. Aus der Ordnung der Schlangen gibt es gegen 20, darunter die in der Hieroglyphenschrift verwendete Hornviper (Cerastes) und die ägyptische Brillenschlange (Naja-Haje), meist als Uräusschlange bezeichnet, deren unterscheidende Fähigkeit darin besteht, daß sie den Hals zu einer breiten Scheibe aufblasen und sich hoch emporrichten kann — beide sind giftig. — Von Schildkröten kommen vor: die Nilschildkröte (Trionyx aegyptiacus) und eine kleine Landschildkröte (Testudo marginata). — Von Vögeln kannte man zur Zeit der Pharaonen den „heiligen" Ibis, den Pelikan, Marabu und Flamingo.

Der letztgenannte (Phoenicopterus antiquus) findet sich sehr häufig in ungeheuern Flügen im Delta. Der heilige Ibis (Threskiornis religiosa) war wohl ein halbzahmer Vogel, der in den Tempeln gefangen gehalten wurde; er lebt heute nur noch in Nubien häufiger. Weiter herunter geht der Marabu (Leptoptilus argala), der in den Ortschaften die Rolle eines Gassenkehrers spielt. Der Pelikan (Pelecanus onocrotalus und crispus) findet sich in Menge am Nil. Ferner sieht man oft den Schmutzgeier (Neophion percnopterus) und eine Art Ohreulen (Pharaonen-Uhu). Die beiden letztern sowie der gleich zu erwähnende Krokodilwächter kommen schon in Tempelinschriften vor. Auf Wandgemälden sieht man auch den Strauß (Struthio camelus) und einen mumifizierten Wanderfalken (Falco peregrinoides) abgebildet. Der Krokodilwächter (Pluvianus aegypticus) ist ein Vogel von der Größe unserer Drossel und gehört zur Ordnung der Regenpfeifer. Er ist noch heute einer der eigentümlichen Vögel der Nillandschaft. Vom Panzer des Krokodils liest er die daran haftenden Egel und andere Wassertierchen ab. Auch schlüpft er in den Rachen des Ungeheuers, um die zwischen dessen Zähnen stecken gebliebenen Fleischstückchen wegzupicken. Ebenfalls eigentümlich für Ägypten ist der Kuhreiher (Bubulcus Ibis), der die Nähe der Kühe liebt und sich ihnen wohl auch auf den Rücken setzt; sehr häufig findet sich der Wiedehopf. Sonst sind noch erwähnenswert: das Wüstenhuhn (Pterocles exustus, in Oberägypten auch Pt. coronatus), ein niedliches Steinhuhn (Ammo perdrix Heyi) in den Kataraktengebirgen von Assuân, auf den höheren Bergstöcken das Rothuhn, an der ägyptischen Nordküste die Zwergtrappe (Otis tetrax), im Westen die ebenso schöne wie scheue Kragentrappe (Otis hubara), die allgemein vorkommende Nilgans, hauptsächlich der in den Niederungen der Libyschen Wüste selten, im Ägyptischen Sudân aber häufig sich zeigende Strauß, endlich der Geier. Von Schwimmvögeln sind zu nennen: das prachtvolle Sultanshuhn (Porphyrio smaragdonotus) und die reizende Goldschnepfe (Rhynchea capensis). Die Familie der Ziegenmelker ist durch eine besondere Art, Caprimulgus aegyptius, vertreten, die der Segler durch die im Gebiete der Dumpalme zahlreichen Zwergsegler (Cypselus parvus). Von den Bienenfressern ist Standvogel am Nil der Merops aegyptius. Im Delta ist häufig der Kuckuck (Centropus aegyptius). Ferner finden sich in Ägypten der weiße Adler, eine Art Kolibri (Nectarius colibri), dann Kraniche, Reiher, Enten. Aus Europa wandern jährlich ein Störche und Wachteln; letztere werden mit Vorliebe von den Ägyptern gefangen, während man die andern Vögel ganz unbehelligt läßt. Wasservögel fängt der Fellah noch heute oft mit der Hand, indem er heranschwimmt und den Kopf in einem ausgehöhlten Kürbis verbirgt. — Als Haustiere hatte man in



Bild 13.
Skarabäus.
(Ateuchus sacer.)

alter Zeit die Ente, die Gans und das Huhn, jetzt hat man vorwiegend die Taube, eine Abart der ägyptischen Felsentaube (Columba livia var. glauconotus), aber auch Huhn und Truthahn.

Von den Kerbtieren war den alten Nilanwohnern der Pillendreher oder Skarabäus (Ateuchus sacer; Bild 13) als Symbol der Unendlichkeit und Ewigkeit, der schöpferischen Kraft und des Lichtes heilig. Er ist jetzt selten in Ägypten, aber häufig in Nubien. Besonders zahlreich zeigen sich nach den Überschwemmungen die Wasserkäfer. — Die Bienenzucht [1], einst am Nil berühmt, ist gegenwärtig ganz unbedeutend. Noch heute gibt es am Nil, wie zur Pharaonenzeit, manche Landplagen: besonders die gemeinen Fliegen, von deren Anzahl und Lästigkeit man sich anderswo gar keinen Begriff macht, die Stechmücken, die rastlosen Störer der Nachtruhe des Menschen, ferner die Heuschrecken, Skorpione u. a. — Die Schmetterlinge sind nicht besonders bemerkenswert.

Von Jagd- und Wüstentieren verdienen Erwähnung: der auf den Gebirgen zwischen Nil und Rotem Meere sich ziemlich oft in Rudeln zeigende arabische Steinbock (Ibex Beden), die im Niltal allgemein vorkommende Gazelle (Antilope Dorcas) und die nur hie und da sich findende Genettkatze (Viverra Genette). Im unteren Niltal treten als Raubtiere auf: die verschiedenen Fuchs- und Schakalformen und die gestreifte Hyäne (Hyaena striata); seltener ist das Stachelschwein (Hystrix cristata). Schließlich nennen wir noch den kleinern, jedoch länger beohrten ägyptischen Hasen (Lepus aegyptius).

Einem der vorgenannten Tiere aber müssen wir noch einige besondere Worte widmen, nämlich dem so wenig anziehenden und doch so vielbesungenen „Schiffe der Wüste", dem Kamel oder richtiger Dromedar. Es zählt mit Recht im arabischen Sprichworte mit dem Wasser und der Dattel zu den drei nützlichsten und nötigsten Dingen. Schön ist aber weder das schlankere Reitkamel noch das plumpe Lastkamel; versehen mit „ungeheurem Schafskopf" (Goltz), der mit Ramsnase, Hasenscharte, breiten, gelblichen Zähnen und langem Halse auf dem unschön geformten Leibe aufsitzt, gewährt es keinen angenehmen Anblick; „Gott der Herr selbst hat sich", wie der Araber sagt, „nach der Schöpfung über dieses sein Geschöpf höchlichst verwundert." Aber es gibt kein Tier, das zweckmäßiger gebaut und vielseitiger geeigenschaftet wäre. Es scheint ganz und gar zum Marschieren, Lasttragen und Entbehren geschaffen. Die schwieligen Ballen unter den Füßen befähigen es zum Marsch im Wüsten-

[1] Vgl. A. Dedekind, Altägyptisches Bienenwesen, Berlin 1901.

sande. Es schreitet langsam, überholt aber auf langen Ritten mit seinen weitausholenden Schritten auch das ausdauerndste Pferd, fällt sehr selten und hat die feinste Witterung für Richtung und Wasser. Es kann Lasten bis zu 500 kg Schwere tragen, darf jetzt in Ägypten aber nur bis zu 250 kg belastet werden. Das Futter sucht es sich selber, und es ist auch mit dem zufrieden, was andere Tiere verschmähen. Es genügen ihm Stroh, Wüstenkräuter und Disteln, die es mit der scharfen, harten Zunge abweidet. Wasser kann es in großen Massen zu sich nehmen und dann tagelang entbehren; ebenso vermag es in Zeiten der Not mehrere Tage von seinem Fetthöcker leben. So kann es nicht verwundern, daß dieses Bild der Ausdauer und Entbehrung dem Nil- wie dem Wüstenägypter teuer ist. Der Beduine schätzt seinen Reichtum nach Kamelen, nach Kamelreitern berechnet man die Macht eines Stammes, Kamele bilden die Mitgift der Braut, auf des Kameles Rücken wird oft der Tote zur letzten Ruhe getragen. Dankbar nennt es der Beduine fahl, das „Recke" und „Held" bedeutet, und in der Klage um den verstorbenen Gatten redet die Witwe den Toten mit „mein Kamel" an, in Erinnerung an alle die Mühen und Sorgen, die er für seine Familie auf sich genommen hat.

e. Politische Einteilung.

In alter Zeit war Ägypten zum Zwecke der Verwaltung in Bezirke, griechisch *νόμοι*, ägyptisch ḥesp oder tasch, eingeteilt. Die Zahl dieser Nomen ist unsicher; die Angaben schwanken zwischen 36 und 47; am häufigsten zählen die ägyptischen Listen deren 42 auf, nämlich 22 in Oberägypten und 20 in Unterägypten. Jeder Nomos hatte vier Unterabteilungen: die Hauptstadt, den Mittelpunkt des Gottesdienstes und Sitz der Behörden, dann das Fruchtland, das Sumpf- und Weideland und die Kanäle; jede von ihnen wurde von eignen Beamten verwaltet. — Nach der geschichtlichen Entwicklung teilte man stets das Land in Ober- und Unterägypten. Äthiopien, d. h. das Gebiet oberhalb des ersten Katarakts, stand unter einem besondern Statthalter, dem „Prinzen von Kusch". Die Einteilung des heutigen Ägypten folgt im 2. Teile des Buches. Südlich gehören noch zum eigentlichen Ägypten Nubien und die Gouvernements Dongola und Suâkin, der Rest bildet den Ägyptischen Sudân.

f. Oasen.

Zum Schlusse unserer Schilderung des ägyptischen Nillandes haben wir auch von den Oasen (ägyptisch uahe, arabisch wah, griechisch *ὄασις*), den bewohnbaren, anbaufähigen Stellen in der Wüste, zu reden, die von jeher zum Pharaonenreiche gehörten. Die Alten zeichneten diese durch den schönen Namen „Inseln der Glücklichen" aus, und noch jetzt

weckt das Wort die Vorstellung von einem Paradiese fließender Wasser und grünender Auen. Die ägyptischen Pharaonen und die spätern Beherrscher des Niltals, die römischen und die byzantinischen Kaiser, kannten die Oasen besser; sie verbannten dorthin ihre Feinde und die Verbrecher, damit sie in ihnen elend zu Grunde gingen. Tausende von Christen haben in den Verfolgungen dort ihren Tod gefunden. Vielleicht ist auf die Verbannung vieler Christen in die Oasen die durch neuere Forschungen festgestellte Tatsache zurückzuführen, daß in fast allen Oasen das Christentum einmal festen Fuß gefaßt hat. Die meisten Oasen gelten als sehr ungesund. Ihr Vorhandensein erklärte man sich bis in die Neuzeit damit, daß einst ein Arm des Nils dort geflossen sei. Heute wissen wir, daß diese Oasen perennierende Quellen besitzen, die ihren Ursprung wohl den südlichen Tropenregen verdanken. In altägyptischer Zeit war man sehr geschickt im Anlegen von Brunnen, konnte also die Oasen leicht bebauen. Diese Kunst war aber seit der arabischen Eroberung verloren bis in die Neuzeit. Heute schafft man auch künstliche Oasen durch artesische Brunnen, da überall in einer gewissen Tiefe Wasser zu finden ist. Von den Oasen der Libyschen Wüste gehören sechs zu Ägypten. Unter diesen war im Altertum am berühmtesten Siwa, die Oase des Juppiter Amon; die größte ist Charge oder Kargeh[1]. Ihre Bodenbearbeitung ist wesentlich die gleiche wie im Niltale. Einige Oasen, wie Dachel, sind schön durch ihre eindrucksvolle Felsumgebung, die bis zu 200—300 m ansteigt.

3. Der Nil und die älteste Kultur.

Wir haben bisher den Nil, das Nilland und dessen Anbau besprochen, aber noch gar nicht der alten Nilanwohner gedacht. Diese, ihre Herkunft und Religion, ihr Staatsleben und ihre Sitten werden Gegenstand der nun folgenden Erörterungen sein. — So viel sei jedoch schon hier bemerkt, daß die alten Ägypter das älteste geschichtlich nachweisbare Kulturvolk sind. Die neuesten Ausgrabungen in Babylon (seit 1898) schienen ihnen anfänglich diesen allerersten Rang streitig zu machen; doch wissen wir jetzt bestimmt[2], daß keines der ältesten bekannten

[1] Neben zahlreichen heidnischen Denkmälern aus der Perser- und Römerzeit befindet sich hier als Juwel der „großen Oase" eine altchristliche Nekropolis mit etwa 200 Sepulkralbauten, die gut erhalten und teilweise mit Fresken verziert sind. Vgl. darüber Wladimir von Bock, Matériaux pour servir à l'archéologie de l'Égypte chrétienne: edition posthume. St Petersbourg 1901; K. M. Kaufmann, Ein altchristliches Pompeji in der Libyschen Wüste. Mainz 1902.

[2] Vgl. vor allem L. W. King, Chronicles concerning early Babylonian Kings, 2 Bde, London 1907.

Monumente Babyloniens über das Jahr 2800 v. Chr. hinausreicht, während der Regierungsantritt des ersten historischen Pharaos, des Menes, bereits etwa in das Jahr 3300 v. Chr. zu setzen ist; und damals standen, wie die letzten Funde aus den ersten Dynastien beweisen, die Ägypter schon auf einer namhaften Kulturhöhe. Daß die ägyptische Kultur so früh eintrat und gerade so sich gestaltete, wie sie die Geschichte uns zeigt, ist ohne Zweifel auf den entscheidenden Einfluß des Nils zurückzuführen; denn dieser lud durch seine einzigartigen Vorzüge zur Seßhaftigkeit ein, die ja Voraussetzung aller Volksgesittung ist. Er bot einen wunderbar ergiebigen und nicht allzu schwer zu bebauenden Boden durch die Ablagerung des kostbaren Schlammes, der auch abgesehen von seiner Bedeutung für die Landwirtschaft in der mannigfaltigsten Weise verwertet wird. Aus ihm bauen noch jetzt wie in alten Zeiten die Ägypter ihre Behausungen, die heute wie einst durchgängig einfache Lehmhütten sind. Aus Nilschlamm lassen sich Herd und Hausgeräte verfertigen; vor allem jene trefflichen Krüge (arabisch „Kullen" genannt) zur Aufbewahrung des Nilwassers, deren Ton durch Beimengung von Asche auch im gebrannten Zustande überaus porös bleibt, wodurch eine Abkühlung des in ihnen enthaltenen Wassers um 5—6° unter der Luftwärme ermöglicht wird; durch diese Eigenschaft sind sie nötig und nützlich in des Pharaos wie in des Khediven Palaste, in des Altägypters wie in des Fellachen Hütte. Das durch feinsten, immer vorhandenen Schlamm etwas gelblich gefärbte Nilwasser ist zudem treffliches Trinkwasser und wurde von Champollion „der Champagner unter den Wassern" genannt[1]. Es ist eine unschätzbare Wohltat zumal in einem Lande, das kaum Regen und gar keine Quellen hat und der glühenden, dörrenden Sonne unaufhörlich ausgesetzt ist. Einen Trunk aus dem Nil nennt daher der Beduine „eine der herrlichsten Glücksgaben unter der Sonne". Und nun führte dieser Fluß in seinen Fluten auch noch zahlreiche Fische als Speise für die Anwohner. So begreifen wir, daß die alten Ägypter, dankbar für solche Wohltaten, die Erinnerung an den segenspendenden Fluß in ihren Namen verwoben und sich Leute von Qemi, d. h. Leute des schwarzen (Nil-) Landes, nannten. Aber wir müssen noch einen bedeutenden Schritt weiter gehen: dem Nil hatten jene alten Nilanwohner nicht nur zu verdanken, daß sie ein reichbegabtes Kulturvolk wurden, sondern auch, daß sich ihre eigentümlichen Eigenschaften gerade so, wie es geschehen ist, in ihnen herausbildeten. Es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß die Natur eines Landes auch auf die geistige Beschaffenheit seiner Bewohner mehr oder

[1] Dieser Lobpreis des Nilwassers wird jedoch keineswegs von allen Reisenden angestimmt; tatsächlich wirkt es im ungekochten Zustande sehr oft störend auf die Verdauung.

minder einwirkt. „Nun ist aber kein Land der Welt in so hohem Grade abhängig von einem Flusse, der es gemodelt, wie Ägypten, kein Fluß so exzeptionell in seiner physischen Beschaffenheit wie der Nil, daher auch keine Rasse von so ausgeprägter Eigenart wie das ewige Volk der Ägypter" (G. Schweinfurth).

Daß diese auf jener fruchtbaren Erde, an jenem herrlichen Strome, unter jenem reinen, lachenden Himmel ein Volk trauriger Weltweisen, lebendiger Mumien gewesen seien, ist eine ebenso falsche wie verbreitete Meinung, zu der man zweifelsohne durch die zahlreichen, großartigen Gräberbauten in düstern Felsen, in der öden, todesstarren Wüste veranlaßt worden ist. Jenes Volk war aber im Gegenteil, wie seine Denkmäler in Bild und Schrift beweisen, heiter und lebenslustig, ganz entsprechend der leben- und segenspendenden Art des Flusses, den lachenden Gefilden, die er schuf, und dem heitern Himmel, der sich über diesen wölbte. Wenn indes Brugsch nur diese heitere Seite des ägyptischen Volkswesens hervorhebt, so müssen wir doch betonen, daß, wie oft bei dem einzelnen Menschen, so auch bei dem Ägyptervolke mit dem heitern Temperamente tiefernste Gedanken und Anschauungen sich paarten, was namentlich die Denkmäler — Pyramiden und Gräber — beweisen; es lag ja auch dicht neben den heitern Nilfluren die ernste Wüste. — Gewiß ist es ferner auch nicht Zufall, daß wir bei den alten Nilanwohnern, die jährlich in des Stromes Steigen und Fallen ein einzigartiges Bild der Regelmäßigkeit und Ordnung sahen, für diese beiden Tugenden einen wunderbar ausgeprägten Sinn finden. Gewöhnte sie doch auch die tägliche Beobachtung des geheimnisvollen, wunderbaren Wirkens des Stromes schon früh, an ein Walten höherer Macht zu glauben, und zwar in einer Weise, daß der alten Ägypter Leben und Wirken in allen seinen Einzelheiten von ihrer Religiosität durchdrungen war. Ja, selbst Staatswesen und Geistesleben, Kunst und Wissenschaft waren durch den Nilstrom bedingt. Die alljährlich einbrechenden Fluten verwischten die Ackergrenzen, daher bildete sich das Bewußtsein von der Heiligkeit des Besitzes und das Bedürfnis nach Gesetzen und Obrigkeit aus; es entstanden die ersten Gesetze, die erste Verwaltung, das erste geordnete Staatswesen am Nil. Weiterhin mußten der Eintritt der Stromesschwelle, ihr höchster Stand und Verlauf im Interesse der Ackerwirtschaft bestimmt werden; als Beobachtungsmittel dienten die Sterne in ihrer Stetigkeit und Regelmäßigkeit, und es entstand die Sternkunde. Die Grenzen der Äcker mußten vermessen werden, daher erfand man die Erdmeßkunst. Zum Kauf und Verkauf des Getreides hatte man Maß und Gewicht nötig, das veranlaßte die Rechenkunst. Der Strom war das geeignetste Mittel zur Versendung der Frucht, so begünstigte er

Handel und Gewerbe. Für die Bewässerung der Äcker konnte der Nil nur nutzbar gemacht werden durch Kanalisierung, bloß durch Dämme konnten Häuser und Orte gegen seine Überschwemmung geschützt werden, so lernte man die Wasser- und Landbaukunst. Und als man anfing, jene Riesen- und Prachtwerke, die wir in ihren Resten noch heute am Nil bewundern, zu bauen, bot zu diesen der Nil selbst das beste und schönste Baugut in seinem Granit, den man auf Palmstämmen den Strom herabführte, wodurch Schiffahrt und Schiffbaukunst angeregt wurden. Kein Wunder also, daß auch seine Wissenschaft im Altertume allgemein verbreiteten Ruhm errang, und daß selbst das hochgebildete Volk der Griechen (der Überlieferung nach sogar Plato) noch in später Zeit in den Schulen ägyptischer Weisheit seine Kenntnisse bereicherte.

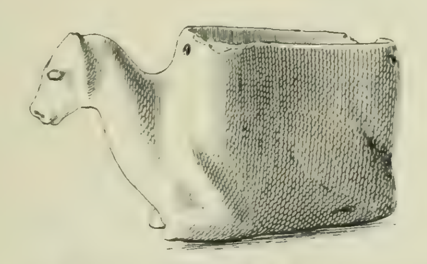


Bild 14. **Kalksteingefäß in Kamelform.**
(Nach Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft.)

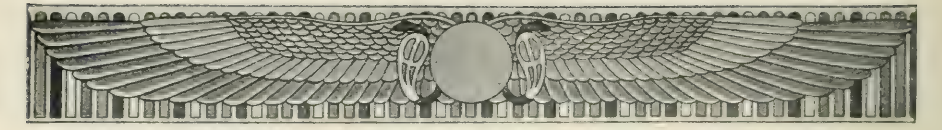


Bild 15. Geflügelte Sonnenscheibe. (Nach Racinet.)

Das Nilvolk im Altertum.

1. Sein Ursprung und Charakter.

Das Volk, das sich an dem „nilotischen Bewässerungs- und Befruchtungsapparate" niederließ, stammt aus Asien, der Wiege des Menschengeschlechtes. Darüber ist heute die Wissenschaft im allgemeinen nicht mehr im Zweifel. Darauf weisen ebenso sicher naturwissenschaftliche Beobachtungen an den alten Mumien und die Herkunft verschiedener altägyptischer Haustiere wie die sprachvergleichenden Studien hin. Nach diesen wie nach jenen müssen die Ägypter der aus Asien stammenden kaukasischen Rasse zugezählt werden. Der kaukasische Zweig, der nach biblischer Überlieferung an den Nil zog, sind die Hamiten. Doch haben schon in frühester Zeit Völkermischungen stattgefunden, so daß man eigentlich von reinen Rassen in Ägypten nicht reden kann. Man unterscheidet vielmehr gewöhnlich einen gröbern Typus, der zum nubischen neigt, und einen feinern „rein ägyptischen", der dem asiatischen ähnlich ist[1]. Die Völkertafel der Heiligen Schrift nennt als Söhne Hams: Kusch, Mizraim, Put und Kanaan. Die Kusch (hieroglyphisch Kasch oder Kesch) wohnten in Nubien und weiter im Süden Ägyptens, die Mizraim sind die Bewohner des „eigentlichen" Ägypten, des Landes Kemi, vom Mittelmeere bis zum Katarakt von Assuân, wo sie sich bis auf den heutigen Tag in den Fellachen und Kopten, trotz vieler Einwanderungen und Vermischungen im wesentlichen wenig verändert, erhalten haben. Die Put, wohl gleich den „Punt" der Denkmäler, wohnten an den Küsten des Roten Meeres. Die Kanaaniter wären dann die Ureinwohner Palästinas und Phöniziens und Urverwandte der Ägypter.

Die Einwohnerzahl Ägyptens war in der Pharaonenzeit wohl größer als später. Noch Josephus spricht von 7½ Millionen Einwohnern (ohne Alexandria). Diese Ziffer wurde erst bei der Zählung von 1897 übertroffen mit 9783324 für das ganze eigentliche Ägypten; der letzte

[1] Vgl. H. Stahr, Die Rassenfrage im antiken Ägypten, Berlin 1907.

Zensus von 1907 gibt 11206359 Einwohner an[1]. In der Gegend um den Katarakt und von da bis zum Roten Meere saßen damals und sitzen jetzt noch neben Berberstämmen (Barábra) nubische Völker, in den ägyptischen Inschriften als Buka oder Buga zusammengefaßt, von den Römern als Blemmyer bezeichnet, heute Bedscha oder Bischárin (nach dem Hauptstamme) genannt. Höher den Nil hinauf wohnten damals, wie noch heute, Stämme reinsten Negerblutes, damals wie später das unglückliche Ziel der Eroberungsgelüste der Beherrscher Ägyptens.

Die Bewohner des Niltales wurden in alter Zeit, wie noch heute, zu beiden Seiten von einem Volke umschlossen, das mit ihnen im regen Verkehre stand: den sog. Beduinen, den nomadisierenden Arabern der Nilwüsten. Diejenigen ihrer Tribus, welche die alten Ägypter am besten kannten und oft von ihren Grenzen vertreiben mußten, waren die Sati oder Schasu. Von einem Flüchtlinge zur Zeit des Pharaos Usurtesen I. haben wir einen Bericht über seinen Aufenthalt bei diesem Volke, der Zug für Zug noch ganz genau auf die heutigen Beduinen paßt. Sie sind asiatischen, bestimmter arabischen Ursprungs.



Bild 16. Der Schêch el-beled. Kairo, Ägyptisches Museum.

In den folgenden Erörterungen haben wir uns fast ausschließlich mit den Bewohnern des eigentlichen Ägypten zu beschäftigen[2]. Sie erscheinen auf den Denkmälern meist hoch, mager und schlank gebaut, mit breiten Schultern, sehnigen Armen, hagern Beinen. Der verhältnismäßig große Kopf zeigt einen sanftmütigen und ein wenig melancholischen Gesichtsausdruck. Etwas niedrige Stirn, kurze Nase, große Augen, volle Wangen, ein ziemlich breiter Mund sind Merkmale, denen wir durchgängig auf den Darstellungen begegnen; als Muster der Kopf- und Gesichtsbildung mag die Statue des sog. „Schêch el-beled" im Ägyptischen Museum in Kairo gelten (Bild 16). Was die geistigen Eigenschaften betrifft, so wird uns auf den Denkmälern von manchen vorzüglichen Gaben Kunde gegeben. Daß die Altägypter ein lebensfrohes, heiteres Volk mit auch ernsten Gemütsseiten waren, erwähnten wir schon; es

[1] Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist heute in dem bewohnbaren Ägypten (29437 qkm) größer als selbst in Belgien, wo auf 29456 qkm 6799999 Menschen wohnen.

[2] Vgl. A. Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum. 2 Bde. Tübingen 1885—1887.

war aber auch sehr tätig und praktisch. Nur ausdauernder Fleiß konnte damals, wie noch heute, den Kulturboden des Nils ausnutzen. Es ist eine grundlose, schwärmerische Ansicht, daß der Nilboden die Ernte ohne Zutun der Bewohner liefere. Wer heute am Nil den Fellachen an der Bewässerung und Umdämmung der Fluren unermüdlich arbeiten sieht, kann einen Schluß auf die Tätigkeit der alten Ägypter machen. Aber abgesehen davon würde schon die Vorstellung der Ägypter, daß im Jenseits Pflügen, Säen, Ernten usw. ihre Seligkeit erhöhten, nachdrücklich genug für ihren Fleiß zeugen. Auch die bis in die kleinste Einzelheit durchgearbeiteten Denkmäler am Nil sind Beweise von des Nilvolkes emsiger Tätigkeit. Kein Wunder, daß die alten Ägypter ob ihrer geistigen und äußerlichen Errungenschaften und Eroberungen mit Stolz erfüllt erscheinen! Ja, die Inschriften ihrer Tempel und Gräber reden allzu oft im Tone der Selbstüberhebung, und jeder Zug in den steinernen Köpfen der Pharaonenzeit verrät stolzes Selbstbewußtsein. — Eine der edelsten Eigenschaften, welche die Altägypter zierten, war ihr Wissenstrieb, der sie nach Herodots Zeugnis zu dem „unterrichtetsten unter allen Völkern" machte[1]; noch in später Zeit beherrschte das Bewußtsein von der Bedeutung seines Volkes den Ägypter so, daß er auch auf den gebildetsten Griechen geringschätzend herabsah als auf „ein Kind ohne Vergangenheit und Erfahrung". Am meisten trat im altägyptischen Volkswesen die tiefe Religiosität hervor, die das ganze Leben und Schaffen des Volkes adelte. Auch jenes bereits erwähnten Grundzuges des ägyptischen Charakters sei in diesem Zusammenhange noch einmal gedacht: der Liebe zum Alten, der Stetigkeit und Regelmäßigkeit, des Festhaltens am Überlieferten. Diesem konservativen Zuge verdanken wir wesentlich mit, daß die altägyptische Eigenart sich bis in unsere Tage erhielt; ihm haben wir die Sorge für monumentale Denkmäler zuzuschreiben, ihm den Umstand, daß das altägyptische Geistesleben sich selbständig entwickelte und nicht durch fremde Einflüsse zu Grunde ging oder davon überwuchert wurde. Und neben diesem Zuge läuft eine ihm innig verwandte Eigentümlichkeit, ohne die wir schwerlich in der Lage sein würden, die älteste Menschheitsgeschichte bis in die Urzeit verfolgen zu können: wir meinen den geschichtlichen Sinn, der die Ägypter antrieb, alles in Stein und Wort der Nachwelt zu überliefern[2],

---

[1] Vgl. G. Massey, Ancient Egypt the Light of the World, 2 Bde. New York 1907.

[2] Vgl. Urkunden des ägyptischen Altertums, hrsg. von Georg Steindorff. I. Urkunden des alten Reiches, 2 Hefte, von Sethe; II. Hieroglyphische Urkunden der griech.-röm. Zeit, 2 Hefte, von Sethe; III. Urkunden der ältern Äthiopenkönige, 1 Heft, von H. Schäfer; IV. Urkunden der XVIII. Dynastie, 12 Hefte, von Sethe, Leipzig 1903—1907.

getreu ihrer öfter auf den Denkmälern wiederkehrenden Überzeugung, es sei „das wahre Leben des Menschen die Erinnerung an ihn im Munde der Nachkommen in alle Ewigkeit".

2. Die ägyptische Religion.

a. Glaubenslehre.

So interessant die Erforschung der religiösen und namentlich der theologischen Anschauungen des uralten Kulturvolkes der Ägypter auch ist, so bot doch gerade sie den Forschern stets ganz besondere Schwierigkeiten, die sich ebenfalls aus der eigenartigen Beschaffenheit des Landes erklären lassen. Da Ägypten mit Ausnahme des Deltagebietes nichts anderes ist als ein schmales, ungewöhnlich langes Flußtal, so ist Anfang und Ende der dünnen Kette seiner Bewohner ungemein weit voneinander entfernt. Und da außerdem die einzelnen Gruppen der Nilanwohner nur wenig miteinander in Berührung kamen, so war die natürliche Folge eine außerordentliche Mannigfaltigkeit wie der Sprache und Sitten so auch der Religion. Fast jede größere Stadt Ägyptens hatte für die ägyptischen Hauptgötter besondere Namen, besondere Kulte, besondere mythologische Vorstellungen. So war der Stadtgott von Heliopolis Atum, von Memphis Ptah (der auf seiner Töpferscheibe das Ei, aus dem die Welt entstand, gedreht hatte), von Abydos Osiris, von Theben Amon, von Hermonthis Mont usw. Die Spezialgöttin von Saïs war die Neith, von Bubastis die Bastet usw. Auch ganz neue Gottheiten erscheinen hie und da, die sich mit keiner der vorhandenen identifizieren lassen. War das Reich außerdem politisch geteilt, so wurde die Verschiedenheit naturgemäß noch größer. Kam doch z. B. selbst in dem israelitischen Reich nach der Teilung unter Jerobeam und Rehabeam eine, wenn auch nur vorübergehende Störung in den so fest und harmonisch gefügten Bau der Gottesverehrung. Wurden die einzelnen Teile des alten Ägyptens wieder zu einem politischen Ganzen vereinigt, so konnte das auf religiösem Gebiete eine förmliche Revolution bedeuten, indem die Hauptgottheit der neuen Reichshauptstadt zur offiziellen Gottheit des ganzen Landes wurde. Wenn man nun aber annehmen wollte, daß auf diesem Wege mit der zunehmenden politischen Vereinheitlichung des Volkes schließlich auch eine einheitliche Religion zustande gekommen wäre, so geriete man in Widerspruch mit den historischen Tatsachen. Die Verschiedenheit verminderte sich wohl, aber sie blieb stets, da man oft den neuen Gott mit dem eignen Hauptgott verschmolz, woraus sich natürlich wieder mannigfache Variationen ergaben, und außerdem auch den Kult der altgewohnten Lokalgottheiten nicht aufgab. Denn nach Erman

(Ägyptische Religion, 1905, S. 3) lastete auf dem ägyptischen Volke ein besonderer Fluch: „Es konnte nicht vergessen; es hatte in frühester Zeit seine Schrift erfunden und damit einen Vorrang vor andern Völkern erworben, aber es mußte auch das Unglück eines solchen Besitzes auskosten. Jede neue Epoche seines langen Lebens brachte ihm neue Vorstellungen, aber die alten verschwanden darum noch nicht. Sie treten vielleicht zeitweise zurück, aber irgendwie bleiben sie doch als heilige Besitztümer aufbewahrt und treten dann in einem andern Jahrhundert wieder in den Vordergrund. . . . Jede Epoche vergrößerte somit den Wirrwarr der gemeinsamen Vorstellungen und der örtlichen, des Alten und des Neuen, und vermehrte die Masse des religiösen Details, das die ägyptischen Theologen erfreute und uns ein Greuel ist."

Eine Hauptschwierigkeit ist die, daß sich in den wenigen brauchbaren religiösen Texten unbestreitbar polytheistische Stellen neben monotheistischen finden. So wird das höchste Wesen von den Ägyptern sehr oft als „einziger Gott" bezeichnet. In der Inschrift des Haremheb im Britischen Museum heißt es z. B. von ihm, daß es „ein einziger Gott sei, der die Unterwelt regiert und Gesetze gibt", und in einem Hymnus wird es „der einzige lebendige Gott" genannt, „der alle Dinge schafft" (im Papyrus Anastasi I 350). Und diesem einzigen Gotte werden in den Texten alle die Tätigkeiten und Eigenschaften zugeschrieben, die auch wir ihm beilegen. Er wird angeredet als „Schöpfer des Himmels und der Erde, der Götter und der Menschen" (Turiner Papyrus). Es heißt von ihm, daß er „aus sich selbst und ewig ist" (Inschrift des Haremheb), daß er „keine Gestalt hat" (Hymnus des Harfners), daß er „das Gestern, Heute und Morgen ist" und „ein verborgener Gott"; auch wird er genannt „der große Gott, der ewig ist, da der Himmel noch nicht war und die Erde und die Wasser", „der alles erhält", „wohltätig und erbarmungsreich" sich erweist, „die Gehorsamen belohnt und die Ungehorsamen straft", „den Menschen das tägliche Brot gibt", „die Gebete der Menschen erhört", „die Sünden vergibt"; „sein Name muß angebetet werden". — „Gott", heißt es anderswo, „schützt den Schwachen gegen den Starken", „erhört das Flehen dessen, der in Fesseln geschlagen ist", „schützt den Angsterfüllten gegen den Übermütigen", ist „Richter zwischen dem Mächtigen und dem Elenden", „belohnt den, der ihm dient, und schützt den, der ihm folgt". Ja wir stoßen sogar auf das Geheimnis, daß Gott nicht geschaffen ist, sondern daß „er, der Schöpfer aller Dinge", selbst von Ewigkeit her „durch sich selbst besteht als Gott von Gott", und in Tausenden von Inschriften wird das göttliche Wesen als choper t'esef, als „Ursache seiner Entstehung selbst" bezeichnet, der aus nicht Vorhandenem schafft durch sein allmächtiges Wort. In einem Turiner

Papyrus heißt es: „O Gott, Baumeister der Welt, du hast keinen Vater, du bist aus dir selbst, und du hast keine Mutter ... Du erhältst die Dinge, die du erschaffen; du selbst aber bewegst dich durch eigene Kraft ... Himmel und Erde gehorchen den Gesetzen, die du ihnen gegeben hast ... O lasset uns den Gott loben, der das Firmament aufgerichtet hat ... der alle Länder und Gegenden und das große Meer erschaffen hat durch seinen Namen: ‚Lasse-die-Erde-sein!‘ ..." In einem Hymnus des Ägyptischen Museums in Kairo wird der höchste Gott angeredet als: „Herr der Weisheit, dessen Vorschriften weise sind ... Herr des Lebens, der Gesundheit und der Kraft ... Du Einer, Einziger! ... der Nahrung gibt dem Vogel, der in den Lüften fliegt ... der alles erhält. Heil dir ob aller dieser Wohltaten ... allein wachend, wenn die Menschen schlafen, um das Beste deiner Geschöpfe auszusuchen ... Anbetung dir, weil du uns erschaffen hast! Gruß dir von jedem Lande ... Schöpfer der Dinge ... wir beten deinen Geist an ... Du einzig Einer ohnegleichen — alleiniger König." In einem Papyrus des Britischen Museums findet sich folgende Anrufung der Gottheit: „Es ist keine Hilfe, wenn nicht bei dir. Erhöre mein Flehen, gib Freude meinem Herzen ... erhöre meine Gelübde, meine demütigen Bitten, die ich jeden Tag zu dir emporsende ... und wirf mir nicht vor meine vielen Sünden!" In dem Papyrus Prisse, dem sog. „ältesten Buche der Welt", finden sich folgende Grundsätze des Ptahhotep (zur Zeit der XII. bzw. auch V. Dynastie): „Wenn jemand sich stolz erhebt, so wird Gott, der seine Stärke ausmacht, ihn demütigen." „Wenn du weise bist, so erziehe deinen Sohn so, daß er Gott liebe." „Der großmütige Mensch wird von Gott geachtet." „Gott", heißt es in einem Petersburger Papyrus, „Gott kennt den Bösen und züchtigt ihn bis aufs Blut." Endlich wird in den Grundsätzen des Ani (zur Zeit des mittlern Reiches, Papyrus Bûlâk I) eingeschärft: „Wenn du dein Opfer Gott darbringst, so hüte dich vor dem, was er verabscheut." „Sei bedacht, daß deine Mutter nie Ursache habe, über dich zu klagen, auf daß sie nicht ihre Hände zu Gott erhebe und er auf ihr Gebet achte!" — „Wenn du groß geworden bist", heißt es anderswo, „so sei nicht hochmütig ... denn der Urheber der Fülle ist Gott." „Gehorchen, das heißt Gott lieben; nicht gehorchen heißt Gott hassen." — Das sind Stellen, von denen Brugsch mit Recht sagt: „Von allem mythischen Wesen entkleidet erscheint das höchste Wesen in beinahe christlichem Lichte als der Schöpfer der Dinge im Himmel und auf Erden, als Lenker und Führer des Menschen auf seiner irdischen Laufbahn, als Erhalter und Fürsorger aller Kreatur und als Belohner der Gerechten und Strafer der Sünder."

Auch die Tatsache, daß namentlich der Sonnengott Re mit den verschiedensten Göttern zu einer Gestalt verschmolzen wurde, so daß der Amon

von Theben, der Horus von Edfu, der Chnum von Elephantine, der Atum von Heliopolis usw. schließlich (im neuen Reiche) als ein Gott galten, sollte annehmen lassen, daß die ägyptische Religion wenigstens zuletzt im Monotheismus hätte endigen müssen. Das ist aber nicht geschehen. Der sog. henotheistische Zug führte nicht zum Monotheismus, wie sehr er auch zu ihm hindrängte; der „Glaube an einzige Götter" ward nicht zum „Glauben an den alleinigen Gott". Dieselben Menschen, die der Lehre von nur einem Gotte anhingen, redeten auch von einer Mehrzahl von Göttern, ohne daß jemand den darin liegenden Wider-



Bild 17. Relief aus dem Peristyl von Kôm Ombo mit den Gottheiten Thot, Isis, Bastet, Horus und Mont.

spruch empfunden hätte. Nur einmal wurde ernstlich der Versuch gemacht, an Stelle der Vielheit einen einzigen Gott zu setzen, und zwar vom Pharao Amenophis IV. (XVIII. Dynastie). Er suchte alle andern Kulte durch den des Aten (Sonnenscheibe) zu ersetzen; er baute deshalb diesem einen Tempel in seiner neugegründeten Residenz Chut-Aten („Horizont der Sonnenscheibe"), deren Trümmer auf der heute Tell el-Amarna genannten Stätte noch vorhanden sind, ließ überall den Namen des Gottes Amon austilgen und änderte sogar seinen eigenen Namen, weil von Amon hergeleitet, in den mit dem Namen seines Gottes zusammengesetzten Chu-en-Aten. In Tell el-Amarna ließ er auch das schöne Gebet an Aten einmeißeln: „Die Sterblichen geben Ehre dem, der sie erschaffen,

und beten an den, der sie gebildet ... Du, o Gott! der in Wahrheit der Lebendige ist ... Du bist es, der schafft, was niemals war, der bildet alles, was im All ist. Auch wir wurden durch das Wort deines Mundes ins Dasein gerufen ... Es ist kein Gott außer dir! Gewähre deinem Sohne, der dich liebt, Leben in Wahrheit ... daß er vereint mit dir sein möge in Ewigkeit." War in der Idee des Pharaos auch die Sonnenscheibe selbst die Gottheit, wie der Name Aten und die Bilder, auf denen der König vor der Sonnenscheibe kniet, beweisen, so enthält das mitgeteilte Gebet entschieden auch reinere und höhere Vorstellungen von der Gottheit. Sein Fehler war, daß er den Gang der bisherigen Entwicklung bei seiner Reformation nicht begriff. Sonst hätte er an Amon anknüpfen, diesen Unsichtbaren auch von der sinnlichen Sonnenscheibe loslösen und alle andern Götter außer ihm für nichtig erklären müssen. Die Folgen eines solchen erfolgreichen Unternehmens wären schlechthin unabsehbar. Aber auch dieser Pharao, der sich zu der Einzigkeit Gottes emporarbeiten konnte, schreckte vor dem Gedanken eines e i n z i g e n, ü b e r s i n n l i c h e n Gottes zurück. — Sein Reformwerk, als dessen eigentliche Urheberin man übrigens vielfach seine aus Mesopotamien stammende Mutter Teje ansieht, war von kurzer Dauer. Wenn es auch zweifellos von einem nicht geringen Teil des Volkes getragen wurde, so erlosch es doch mit dem Tode des Amenophis, und die Amonspriester beseitigten schleunigst seine letzten Reste, und zwar mit dem gleichen Fanatismus, mit dem die neue Staatsreligion ins Leben gerufen war. Die neue Residenz Tell el-Amarna[1], die innerhalb 50 Jahren zu hoher Blüte gelangt war, verödete schnell und wurde niemals wieder besiedelt.

Nach ziemlich allgemeinem Urteil war die älteste noch erkennbare Form der ägyptischen Religion, entsprechend dem in Afrika überhaupt heimischen Fetischismus, ein fetischartiger Tierdienst. Als später im Laufe der Jahrtausende mit dem höhern Gottesbewußtsein der asiatischen Einwanderer eine geistigere (polytheistische) Naturreligion, namentlich ein scharf ausgeprägter Sonnenkult, jene frühere Form verdrängt hatte, sah man in dem Tiere bloß noch eine allegorische Figur (oder ein hieroglyphisches Zeichen), das Tier ward zum beseelten Symbole der Gott-

[1] Ausgrabungen durch die Deutsche Orientgesellschaft stehen für 1908 bevor. Im Jahr 1888 wurden hier 358 Tontafeln gefunden: Briefe babylonischer, assyrischer und mesopotamischer Könige an die Pharaonen Amenophis III. und IV., auch Schreiben ägyptischer Statthalter aus den kanaanäischen Städten Tyrus, Sidon, Akko, Askalon 2c. an den ägyptischen Hof. Die darunter befindlichen einzigen Briefe, die aus dem Jerusalem v o r der israelitischen Einwanderung erhalten sind, besitzt die ägyptische Abteilung der Berliner Museen. — Vgl. F l i n d e r s P e t r i e, Tell el-Amarna, London 1894; C. N i e b u h r, Die Amarnazeit, Leipzig 1899; J. A. K n u d t z o n, Die El-Amarnatafeln, Leipzig 1907 f.

heit: Horus erscheint als Sperber, Ptah als Apisstier, Amon und Chnum als Widder, Nechebt als Geier oder Schlange, Sobk als Krokodil usw. Aus einer Vermischung der ältern Elemente, wo tatsächlich das Tier noch als Gottheit gedacht wurde, und jüngerer Anschauung, wo der Gott als Mensch erscheint und das Tier nur sein äußeres Symbol ist, erklärt sich das häufige, in keiner andern Mythologie wiederzufindende Vorkommen von Tierköpfen auf den Menschenleibern der Götter: so wird Thot mit einem Ibiskopf, Horus und Mont mit einem Sperberkopf, Anubis mit einem Schakalskopf, Bastet mit einem Katzenkopf, Hathor und andere Kuhgöttinnen mit einem Kuhkopf dargestellt (Bild 17, S. 36) usw. Auch diese eigenartigen Gebilde, die übrigens die ägyptische Kunst mit anerkennenswertem Geschick gestaltet hat, sind ein Beweis für die allgemeine Verwirrung, die in der ägyptischen Mythologie herrschte. Oft begnügte man sich auch damit, den Menschenkopf irgend einer Gottheit mit gewissen Attributen ihres heiligen Tieres darzustellen; so trägt der Kopf der Isis nicht selten die Hörner ihrer heiligen Kuh, zwischen denen die Sonnenscheibe steht (Bild 17 u. 18). Dieser Polytheismus war zunächst, wie vorhin schon erwähnt wurde, örtlich verschieden: jeder Gau, ja fast jeder größere Ort hatte seine eigene Gottheit. Neben der Hauptgottheit wurden gewöhnlich noch andere verehrt, die mit ihr eine Triade (meist Vater, Mutter und Sohn) bildeten. Solche Götterfamilien, die in dem gleichen Tempel verehrt wurden, sind z. B. in Memphis Ptah, Sechmet und Imhotep, in Theben Amon, Mut und Chons, in Abydos Osiris, Isis und Horus (Bild 18) usw. Die Priesterschaft des uralten Heliopolis stellte sogar eine Götterneunheit (Enneas) zusammen, an deren Spitze Atum, der Schutzgott der Stadt, stand; zu ihm gesellten sich der Luftgott Schow mit seiner Gemahlin Tefnut, der Erdgott Keb mit der Himmelsgöttin Newt, Osiris mit Isis und Set mit Nephthys. Andere Tempel ahmten diese Neunheit nach, indem sie ihren Hauptgott an die Stelle des Atum setzten.



Bild 18. Die Dreiheit Osiris, Isis und Horus.

Daß mit der bereits berührten Verschmelzung vieler Gottheiten sich allmählich auch eine über die Grenzen der einzelnen Gaue hinausreichende Mythologie als Gemeingut aller Ägypter herausbildete, ist wohl zweifellos, doch sind uns fast gar keine Mythen überliefert worden, weil diese

entweder als ganz bekannt vorausgesetzt wurden, oder weil die Bücher, in denen sie enthalten waren, als zu heilig galten, um profanen Blicken ausgesetzt zu werden. Infolgedessen erscheinen die meisten Götter als schattenhafte Gestalten ohne Leben und Charakter, die sich eigentlich nur durch Namen und Bild, stehende Beiwörter (wie „Vater der Götter" usw.) und Attribute voneinander unterscheiden. Das gilt namentlich von der gewaltigen Zahl der Gottheiten, die nur aus theologischen Texten oder aus Tempelbildern bekannt sind. Dennoch wäre nichts verkehrter als etwa annehmen zu wollen, daß die altägyptischen Götter auch für das Bewußtsein ihrer Zeit solche leblose Puppen und Schemen gewesen wären, wie sie uns heute erscheinen. Dagegen spricht schon allein die Tatsache, daß z. B. Re, Osiris, Isis, Horus und Set in den erhaltenen Mythenfragmenten als deutlich umrissene Gestalten aus dem allgemeinen Nebel auftauchen, wie im folgenden dargelegt werden soll[1].

Keine Gottheit stand den alten Ägyptern höher als der Sonnengott, dessen zahlreiche Heiligtümer über das ganze Land zerstreut waren. Den höchsten Rang unter diesen nahm das alttestamentliche On, das Heliopolis der Griechen, ein, von dessen Herrlichkeit heute nur noch ein einziger Obelisk erzählt, der einsam auf den Feldern des Dörfchens Matarije unweit Kairo steht. Von hier gingen die tiefgreifendsten Einflüsse für die ägyptische Religion aus; denn die Sonnenpriester von On, zu denen auch der Schwiegervater des ägyptischen Josephs gehörte, galten als die Besitzer der höchsten Weisheitsschätze. Das zweitberühmteste, trefflich erhaltene Sonnenheiligtum war in Edfu (Bild 28, S. 58) in Oberägypten. Von hier stammt die Darstellung des Gottes als eine Sonnenscheibe mit weitausgebreitetem, buntem Gefieder (Bild 15, S. 30). Sonst wird der Sonnengott gewöhnlich mit einem Sperberkopf, auf dem die Sonnenscheibe mit einer flammenspeienden Schlange aufrecht steht, dargestellt (Bild 19). Er fährt in einer Morgenbarke über den Himmel, der gerne weiblich als Frau oder Kuh gedacht wird, und gelangt unter mancherlei Gefahren, von denen die Gewitter- und Wolkenschlange Apophis die widerwärtigste ist, abends zu der westlichen Bergwand, wo

---

[1] Wir folgen im nachstehenden in der Hauptsache Ermans Ägyptischer Religion, Berlin 1905. Vgl. ferner zu diesem Kapitel: Maspero, Mythologie égyptienne, Paris 1889, und Études de mythologie et d'archéologie égyptienne, 2 Bde, Paris 1893; Wiedemann, Religion der alten Ägypter, Münster i. W. 1890; Flinders Petrie, Religion and Conscience in Ancient Egypt, London 1898, und Religion of Ancient Egypt, London 1906; Steindorff, The Religion of the Ancient Egyptians, New York and London 1905; Budge, Egyptian Heaven and Hell, 3 Bde, London 1906. Mit Vorsicht zu benutzen sind: Brugsch, Religion und Mythologie der alten Ägypter, Leipzig 1884—1888, und Strauß u. Torney, Der altägyptische Götterglaube, 2 Bde, Heidelberg 1889—1891.



Bild 19.
Sonnengott Harachte.

ihn die Göttin des Westens empfängt. In der Abendbarke durchschifft er sodann zur Nachtzeit die Unterwelt, wo die Toten sein Erscheinen freudig begrüßen und an Seilen sein Schifflein fortziehen, da diesem die Winde der Oberwelt hier fehlen.

Die Namen des Sonnengottes sind zahlreich: Horus oder Harachte wurde er genannt bei der Vorstellung, daß er ein Raubvogel mit weithin leuchtenden Augen sei; Chepre bezeichnete ihn als Käfer, Atum als Greis (Abendsonne). Die gewöhnlichste, das Gestirn selbst bezeichnende Benennung ist Re (fälschlich Ra). Unter diesem Namen faßten die Ägypter alles zusammen, was sie ihrer höchsten Gottheit, die vom Himmel aus die ganze Welt regierte, beilegen wollten. Sein Sohn war Horus, der die Herrschaft antrat, als der Vater sich im Alter von dieser zurückzog. Hatte Re ursprünglich keine andere Beziehung zu Ägypten gehabt als die, daß er in Heliopolis dem dortigen Lokalgotte Atum gleichgesetzt wurde, so ließen sich die aus der genannten Stadt stammenden Pharaonen der V. Dynastie seinen Kult ganz besonders angelegen sein. Sie errichteten ihm großartige Heiligtümer bei dem heutigen Abusir (südwestlich von Kairo), von denen das des Re-woser-re[1] vom 31. Oktober 1898 bis 17. April 1901 auf Kosten des Freiherrn von Bissing unter Hauptleitung von Dr Ludw. Borchardt wieder ausgegraben wurde (Bild 20). Es besteht im wesentlichen aus einem aus Kalksteinquadern erbauten Obelisk (also noch kein Monolith), der sich auf einer mächtigen Terrasse erhebt. Davor liegt der rechtwinklige, ummauerte Schlachthof mit dem riesigen Alabaster-Opferaltar. Seitwärts befindet sich der Ziegelunterbau für die Sonnenbarke. Das Ganze ist durch einen verdeckten, mit Kalksteinreliefs geschmückten Gang mit der unten liegenden Königsstadt verbunden. Re war der einzige unter den vielen Stadtgöttern, dem die Mythologie kein weibliches Wesen zugesellte. Nur er erscheint als das beständige Urbild der Könige, die als „Söhne des Re" ihre höchste Gewalt auf Erden von ihm herleiteten. Alle andern Götter traten bloß dadurch in ausschließliche Verehrung, daß sie mit Re, wie schon erwähnt, in eins verschmolzen wurden: so entstand der Dienst des Osiris-Re, des Amon-Re, des Horus-Re, des Mentu- und des Atmu-Re. Wir wissen sogar, daß selbst der von den Ptolemäern eingeführte Gott Serapis, d. i. Osiris-Apis, mit Re gleich gedacht wurde.

[1] Vgl. Das Re-Heiligtum des Königs Re-woser-re. Hrsg. von F. W. v. Bissing. Bd I: Der Bau, von L. Borchardt, Berlin 1905.

In welcher Form man Re verehrte, davon mögen folgende Zitate aus dem Totenbuche Zeugnis geben: „Anbetung dir, du höchste Macht, erhaben Großer, der den Ort des Lichts umfaßt, dessen Gestalt die des Geistes ist, der das All umfaßt; der seine Gestalt bei sich selbst verbirgt, der in seinem Auge (Sonnenscheibe) lebt und den Sarg erleuchtet; der unsichtbare Erzeuger, der die Sphären macht und die Körper schafft . . .; der geheimnisvoll Verborgene, dem die Geister folgen, wie er sie führt, der den Himmel durchdringt, bei dessen Ankunft im Hades die Geister im Lichthimmel sich freuen; der Fürst der Kräfte in der heiligen Sphäre, die Barke des Himmels, das Tor der Lichtsphäre, der Wanderer, der bewegliche Erleuchter, der die Finsternis nach seinem Lichte folgen läßt, der Herrscher der Seelen, der in seinem Obelisk sitzt" usw.

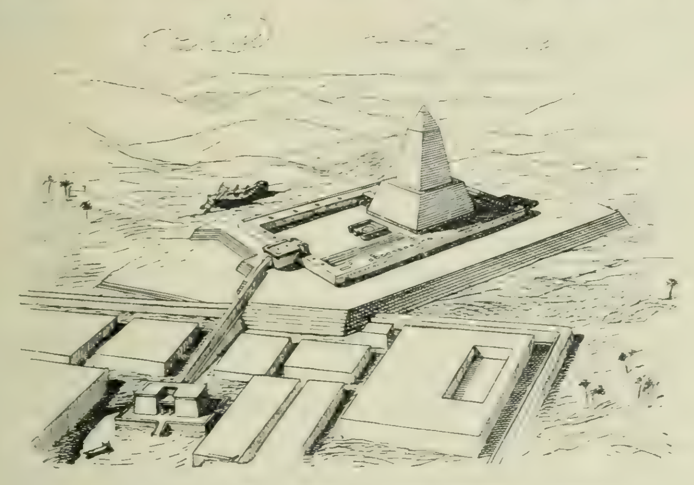


Bild 20. **Das Re-Heiligtum des Königs Re-woser-re bei Abusir.**
(Rekonstruktion von L. Borchardt.)

Was von dem Mythus des Re Zusammenhängendes erhalten ist, sei im folgenden nach Erman (Ägypten II) kurz zusammengestellt: Auf dem Ozean des Gottes Nun war in der Urzeit Re erschienen und hatte sich nach schweren Kämpfen die Herrschaft als „König über Menschen und Götter zusammen" gesichert. Solange er in den Jahren der Vollkraft stand, wagte niemand, sich ihm zu widersetzen. Als er aber anfing zu altern und seine Knochen zu Silber, sein Fleisch zu Gold und sein Haar zu Lapislazuli wurde, begannen seine Untertanen aufsätzig zu werden, vor allem die Göttin Isis, die alles wußte so gut wie Re, nur dessen eigentlichen Namen nicht. Diesen hütete er ängstlich, weil dem, der ihn kannte, Zauberkräfte gegen den Götterkönig verliehen wurden. Um hinter dieses Geheimnis zu kommen, ersann Isis eine List. Sie

bereitete aus Erde und dem Speichel des Re einen giftigen Wurm, den sie zusammengerollt auf den Weg legte, den der Sonnengott beschreiten mußte. Es kam dann so, wie sie wollte: der Wurm stach den Gott und bereitete ihm solche Pein, daß er in seinen wahnsinnigen Schmerzen all sein Gefolge zusammenrief und von ihm Hilfe begehrte. Da eilte auch Isis herbei und erklärte dem Re, daß eines seiner Kinder ihm dieses Leid durch den Wurm angetan hätte. Er könne nur dadurch gerettet werden, daß er seinen Namen nenne. Da antwortete Re:

„Ich bin der, der Himmel und Erde schuf und die Berge schürzte,
und alle Wesen darauf machte.
Ich bin der, der das Wasser machte und die große Flut schuf,
der den Stier seiner Mutter machte,
welcher der Erzeuger ist.
Ich bin der, der den Himmel schuf und das Geheimnis seiner Horizonte,
und ich habe die Seelen der Götter darein gesetzt.
Ich bin der, der, wenn er die Augen öffnet, so wird es hell,
und wenn er die Augen schließt, so wird es dunkel;
das Wasser des Nils strömt, wenn er befiehlt,
aber die Götter kennen seinen Namen nicht.
Ich bin der, der die Stunden macht und die Tage schafft.
Ich bin der, der das Jahr beginnt und die Überschwemmung schafft.
Ich bin der, der das lebende Feuer machte. . . .
Ich bin Chepre des Morgens und Re am Mittag
und Atum zur Abendzeit." —

Aber Isis ist nicht zufrieden mit dieser Auskunft, und das Gift weicht nicht aus Res Gliedern. Da nennt er schließlich, der Qualen satt, seinen geheimen Namen und erhält durch Isis' Zauber die Gesundheit wieder.

Um seine Autorität ist es aber geschehen; schon beginnt selbst das Menschengeschlecht unbotmäßig zu werden. Da rät ihm sein Vater Nun, sein Auge, die Göttin Hathor, ins Gebirge zu senden, damit sie die dorthin geflüchteten Menschen töte. Das geschieht, und Hathor, die seit jener Zeit Sechmet heißt, richtet ein solch gräßliches Blutbad unter den Erdenbewohnern an, daß Re eilen muß, wenigstens einige Menschen zu retten. Er läßt von der Insel Elephantine Dadafrüchte holen und gibt sie dem Gotte Sektet in Heliopolis zu mahlen. Hier werden sie mit zerquetschter Gerste und dem Blute der Erschlagenen in einem Mischkruge vermischt, so daß 7000 Krüge Bier entstehen. Diese Gefäße werden dann in der Dämmerung über die Felder der Getöteten ausgegossen, so daß alles überflutet ist. Als Hathor am Morgen dorthin kommt, trinkt sie von dem anmutenden Getränk und vergißt in der dann folgenden Trunkenheit ganz ihre Absicht, den Rest der Menschen noch zu morden. So wurden die letzten gerettet. Re aber zog sich auf den

Rücken der Himmelskuh zurück, nachdem er den Thoute, den Weisheitsgott, zu seinem Vertreter auf Erden ernannt hatte.

Das geringere Gegenstück zu dem Sonnengotte bildet der Mondgott Thot, der Sohn des Ptah und der Mut. Er wird dargestellt in Menschengestalt mit einem Ibiskopf, auf dem die Mondsichel mit der Sonnenscheibe steht. Nach späterer Auffassung war er der „Schreiber der Götter" und der „Richter am Himmel", der die Schrift und die Rechenkunst erfand, der Gott der Arznei- und Rechtskunde, des Maßes und der Zeit (besonders der sechsten Tagesstunde). Alle diese Attribute ergaben sich von selbst aus der Beobachtung, daß ja tatsächlich der Mond die Zeit regelte. Er wurde besonders in Schmun (Mittelägypten) verehrt, das die Griechen später Hermopolis nannten. In der Gestalt eines Kindes und unter dem Namen Chonsu fand er einen ziemlich ausgedehnten Kult auch in Theben. Als Geleiter der Toten zur Halle des Gerichts in der Unterwelt, für die er die rechten Zauberformeln lehrte, wurde er nachmals von den Griechen mit Hermes identifiziert.

Die Himmelskönigin, die ursprünglich als Nut erscheint, aber unter diesem Namen in historischer Zeit kaum einen wirklichen Kult genoß, wurde volkstümlicher als Hathor, die in ihrem Verhältnis zu Re vorhin schon erwähnt wurde. Sie war vor allem die göttliche Vertreterin der Frauen und damit auch die heitere Göttin der Freude und der Liebe. Als „Göttin des Westens" nahm sie am Abend die Sonne auf, wie wir ebenfalls schon gehört haben. Von ihren zahllosen Heiligtümern ist ihr Haupttempel zu Dendera (Oberägypten) noch heute in all seiner Herrlichkeit zu sehen. — Auch in der großen Neith von Saïs, „der Mutter, die die Sonne gebar", finden wir die Himmelsgöttin wieder.

Der vornehmste unter den Totengöttern ist Osiris, obwohl er erst nachträglich der Beherrscher der Unterwelt wurde, weil die unten folgende Sage von ihm berichtete, daß er getötet sei, aber doch auch als Toter weiter lebe. Er ist der Sohn des alten Erdgottes Keb und der vorhin genannten Nut und der Bruder der Isis, mit der er sich vermählte, der Nephthys und des bösen Set. Sein Sohn ist Horus. Ursprünglich wohl ebenfalls eine Form des Sonnengottes (der Gott der Abendsonne), lehrte er später als Herrscher über die Erde den Ackerbau und alles Gute. Unter seinen zahlreichen Kultstätten war neben Dedu im Delta, später Busiris genannt, die von Abydos in Mittelägypten die bedeutendste. In Busiris verehrte man ihn seltsamerweise unter dem Bilde eines Pfeilers (= Ded), der möglicherweise das Rückgrat des Gottes darstellte und seitdem eines der heiligsten Symbole der ägyptischen Religion geworden ist. Gewöhnlich stellte man ihn einer Mumie ähnlich

dar, seine Hände sind jedoch freigelassen von den Mumienbinden; auf dem Haupte trägt er die Krone von Oberägypten mit den beiden Federn der Wahrheit; in der rechten Hand hält er eine Geißel, in der linken einen Fürstenstab.

Der Osirismythus ist von allen ägyptischen der weitaus verbreitetste und beliebteste. Anspielungen auf ihn finden sich in den alten Inschriften in zahlloser Menge; eine zusammenhängende Darstellung gibt jedoch nur der Grieche Plutarch in seinem Buche „Von Isis und Osiris" (De Iside 13 ff), und zwar in folgender Form: Wie Osiris seine Schwester Isis zur Gattin genommen hatte, so sein böser Bruder Set, der unter dem griechischen Namen Typhon am bekanntesten ist, seine Schwester Nephthys. Des Osiris segensreiches Walten auf der Erde als Kulturbringer und Gesetzgeber erfüllte das gemeine Herz seines Bruders mit Haß und Neid, sodaß er die Ermordung des Guten beschloß. Er nahm heimlich das genaue Maß von Osiris' Körpergröße und fertigte nach diesem eine prächtige Lade an, die er zu einem Festmahle mitbrachte. Als alle sie bewundert hatten, versprach er sie demjenigen als Geschenk, dessen Körper sie genau ausfüllen würde. Bei keinem traf das zu außer bei Osiris. Doch kaum hatte dieser sich in die Lade gelegt, als Set und seine Mitverschworenen den Deckel zuschlugen und durch Nägel und darüber gegossenes glühendes Blei fest verschlossen. Dann warfen sie die Truhe in den Nil und entsandten sie durch die tanitische Mündung in das weite Meer. Isis aber entfloh, begleitet von sieben Skorpionen, in die Sümpfe des Deltas. Als sie hier an einem Frauenhause vergeblich Einlaß begehrte, kroch einer ihrer Begleiter in das Gebäude und tötete das Kind der Besitzerin. Durch deren Jammer gerührt, rief Isis das Tote durch Handauflegung ins Leben zurück. Dann gebar sie selbst in den Sümpfen einen Knaben, den Horus, den Buto, die Göttin des Nordens, vor Sets Rache beschützte. Doch wurde er eines Tages in seinem sichern Versteck durch einen Skorpion getötet. Aber Re sandte auf Flehen der Isis den Weisheitsgott Thoute und ließ das Kind durch diesen wiederbeleben.


Bild 21.
Gott Anubis.

Während Horus in guter Hut aufwuchs, durchirrte Isis, begleitet von dem Bastard ihres Mannes, dem schakalsköpfigen Gotte Anubis (Bild 21), die weite Welt, den Leichnam des Osiris zu finden. Endlich entdeckte sie ihn: bei Byblos an der phönizischen Küste war der Sarg angeschwemmt und ganz eingeschlossen in den Stamm eines gewaltigen Baumes. Diesen hatte der König des Landes abhauen und, ohne seinen kostbaren Inhalt zu ahnen, zu einer Säule in seinem Palaste verarbeiten lassen. Deshalb

ging Isis als Amme an den königlichen Hof, offenbarte sich als Göttin, befreite den Sarg aus seiner Umschlingung und brachte ihn ins Nildelta zurück, wo sie in der Einsamkeit den toten Gatten beweinte. Dann verbarg sie die Lade und suchte ihren Sohn Horus auf. Währenddessen fand Set auf der Jagd im Mondschein den Leichnam, zerriß ihn in seiner Wut in viele Stücke und streute diese überall umher. Da fuhr Isis in einem Schilfnachen durch die Sümpfe und begrub jeden Leichnamsteil dort, wo sie ihn fand: in Dedu bestattete sie das Rückgrat (vgl. das oben über den heiligen Pfeiler Gesagte), in Abydos das edle Haupt. So hatten die dankbaren Menschen Gelegenheit, an vielen Stellen das Grab ihres Wohltäters zu verehren. — Horus aber rächte, als er zu einem strahlend schönen Jüngling herangewachsen war, den Tod des Vaters, indem er in einem furchtbaren Kampfe, bei dem er selbst ein Auge verlor, den Set verstümmelte und besiegte, sich selbst aber auf den Thron seines Ahnherrn Keb setzte. Während er nun der König der Menschen war, wurde Osiris Herrscher der Unterwelt als „König der Ewigkeit". Sein Tod wurde das Vorbild des menschlichen Todes, denn durch seine Ermordung kam der Tod in die Welt; sein Name aber ist die Versinnlichung des altägyptischen Unsterblichkeitsglaubens geworden. Die Seele von Osiris lebt in dem Vogel Benu, dem Phönix der Griechen, fort; die Seelen der Seinigen sind als Sterne noch vorhanden: Isis ist der Hundsstern, Horus der Orion.

Die Kämpfe zwischen Horus und Set erleben in andern Sagen noch die mannigfachsten Variationen. Nach der bekanntesten soll Horus in Gestalt der großen beflügelten Sonnenscheibe (Bild 15, S. 30) den Set bei Edfu besiegt haben. Die so gestaltete Sonne wurde seitdem über allen Tempeltoren angebracht zum Schutze gegen feindliche Mächte.

Durch die soeben mitgeteilten Mythen ist gleichzeitig auch so ziemlich alles gesagt, was sich über Isis, Horus und Set berichten ließe, von denen wir bemerkten, daß sie neben Re und Osiris die einzigen altägyptischen Göttergestalten sind, die in dem allgemeinen Chaos wirklich greifbare Formen für uns haben. Von der I s i s wäre noch nachzuholen, daß sie als Mutter des allwissenden Sonnengottes schon unter dem ersten historischen Könige Menes zur Göttin der Weisheit und dann, als Gemahlin des im befruchtenden Nilwasser verkörperten Osiris, zur Göttin der Fruchtbarkeit und des Ackerbaues wurde. Sie galt auch, wie schon erwähnt, als Schutzgöttin des Sothis- oder Siriusgestirns, an dessen Aufgang man die Nilschwelle gebunden glaubte, und wurde deshalb als „Bringerin der Nilflut" und als „Eröffnerin des Jahres" gefeiert. Später wurde sie als Doppelgängerin der Hathor auch zur

Göttin der Liebe und Lust mit einem sehr ausschweifenden Kult, der bis ins 6. Jahrhundert v. Chr. auf der schönen Nilinsel Philä seinen Hauptsitz hatte, wo ihr prächtiger Tempel mit seinen gewaltigen Pylonen noch trefflich erhalten ist (Bild 22). In dieser Auffassung geriet sie in spätklassischer Zeit in die Mythologie der Griechen, erhielt Tempel in Athen, Korinth, Rhodos usw., und ihr Kult verschmolz mit den hellenischen Demeter-Mysterien. Auch im römischen Reiche wurde sie in phantastischer Weise verehrt; ihr Weihedienst drang selbst bis Spanien, Britannien und Germanien vor. In Altägypten wurde sie meist sitzend abgebildet mit dem Horus auf dem Schoße. Da die Kuh ihr als Symbol der Fruchtbarkeit und des Natursegens geheiligt war, so trug sie auf dem Haupte Kuhhörner, zwischen denen die Sonnenscheibe, das Symbol ihres Sohnes, stand (Bild 17 u. 18, S. 36 u. 38). Nicht selten wurde sie auch kuhhäuptig dargestellt.

Über den sperberköpfigen **Horus** (Bild 19, S. 40) ist nachzutragen, daß er der eigentliche Nationalgott der Ägypter war, nach dem der Pharao als Kämpfer des Lichts gegen die Finsternis sich benannte. Nach dem Einfluß der Sonne auf Jahres- und Tageslauf unterscheidet man einen jüngern und einen ältern Horus: jener, **Harpochrat** genannt, stellte als Sonnenkind die Winterwende, dieser, als **Harur** bezeichnet und als bärtiger Mann dargestellt, repräsentierte die Sommerwende. Auch herrschte der ältere Horus neben Osiris in der Unterwelt und besorgte mit Anubis die Wägung des Herzens. Edfu war der Hauptort seines Kultes.

Set wurde als Gott der Finsternis, des Auslandes und der Feinde (namentlich der Hyksos und der Cheta), der Wüste und der Unfruchtbarkeit sehr gefürchtet und gerade darum, besonders in den Grenzgebieten, bis zur XXII. Dynastie eifrig verehrt. Er ist das Prinzip des Bösen gegenüber dem das Gute versinnbildlichenden Osiris. Heilig sind ihm das Krokodil, Nilpferd, Schwein und das Okapi (ein giraffenartiger Wiederkäuer).

Alle andern Götter der Ägypter sind bei dem fast völligen Fehlen ihrer Mythen eigentlich nichts anderes als leere Namen, auf die einzugehen sich nicht verlohnt. Selbst die beiden großen Götter, der Ptah von Memphis und der **Amon** von Theben, bilden davon keine Ausnahme. Von jenem wissen wir nur, daß er in Memphis mit seiner Gattin Sechmet und seinem Sohne Imhotep eine Triade bildete und als erster ägyptischer König und als Weltschöpfer galt. Später wurde er von den Griechen als Stifter der bildenden Künste dem Hephästos gleichgesetzt. Er wurde dargestellt als eine Mumie mit sonderbarem Bart, die das Götterzepter in beiden Händen hält; oft trug er auch zwei Hörner und zwei Straußenfedern auf dem Haupte. Als seine



Bild 22. Die Nilinsel Philä mit dem Isistempel und dem sog. Kiosk.

Verkörperung galt der Apisstier in Memphis. — Ganz unklar ist der Amon. Er bildete mit seiner Gattin Mut und seinem Sohne Chons (Mondgott) in Theben eine Götterdreiheit. Im alten Reiche wohl ein Erntegott, wurde er im mittlern, etwa seit 2000 v. Chr., zum Sonnengott und war als Amon-Re bis etwa zur XXVI. Dynastie der Hauptgott Ägyptens. Die berühmtesten seiner Tempel sind die zu Luksor und Karnak. Über seine Verfolgung durch Amenophis IV. vgl. S. 36. Später wurde er Hauptgott des äthiopischen Reiches und genoß als Orakelgott besonders in der Libyschen Wüste (Amonsoase[1], das heutige Siwa) gewaltiges Ansehen. Auch in Griechenland ward er verehrt. Häufig wurde er in der Gestalt des ihm heiligen Widders oder nur mit Widderkopf (Bild 23) dargestellt, meist jedoch als Mensch mit einer auffallenden, hohen Kappe und zwei langen Federn auf dem Haupte; in einer Hand hielt er das Götterzepter, in der andern die Hieroglyphe für Leben.

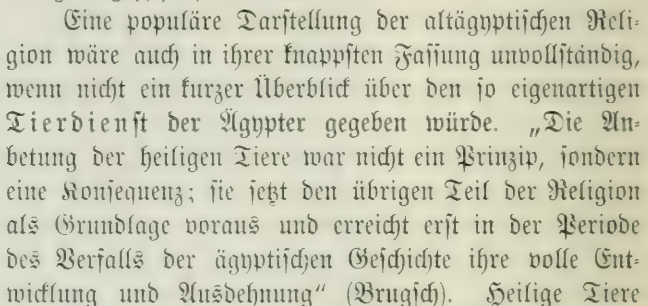


Bild 23.
Gott Amon.

Eine populäre Darstellung der altägyptischen Religion wäre auch in ihrer knappsten Fassung unvollständig, wenn nicht ein kurzer Überblick über den so eigenartigen Tierdienst der Ägypter gegeben würde. „Die Anbetung der heiligen Tiere war nicht ein Prinzip, sondern eine Konsequenz; sie setzt den übrigen Teil der Religion als Grundlage voraus und erreicht erst in der Periode des Verfalls der ägyptischen Geschichte ihre volle Entwicklung und Ausdehnung" (Brugsch). Heilige Tiere können schon in den Tempeln des alten Reiches nachgewiesen werden. Es ist ja kein Zweifel, daß sich die Ägypter der Urzeit ihre Götter in Tiergestalt gedacht haben: den Himmel als Kuh, die Sonne als Falken, den Mond als Ibis, den Totengott als Schakal, den Wassergott als Krokodil rc. Und so lag nichts näher, daß man auch später das betreffende Tier, als es nur noch Symbol der Gottheit war, in den Heiligtümern lebendig sehen wollte, und daß von der Heiligkeit des Gottes auch manches auf sein lebendes Abbild überging, namentlich in den Augen des einfachen Volkes. Schließlich wurden diese mit Ehrfurcht gepflegten Tiere auch für die offizielle Religion heilig, und man begann, sie als Inkorporationen des Gottes zu denken. Das vornehmste unter diesen heiligen Tieren war der Stier Apis (Bild 24), in dem die Seele des Ptah wohnte. Er wurde daran erkannt, daß sein schwarzes Fell auf der Stirn ein weißes Dreieck, auf dem Rücken das Abbild eines Adlers und auf der rechten Seite einen weißen zunehmenden Mond

[1] Vgl. Steindorff, Durch die Libysche Wüste zur Amonsoase. Leipzig 1904.

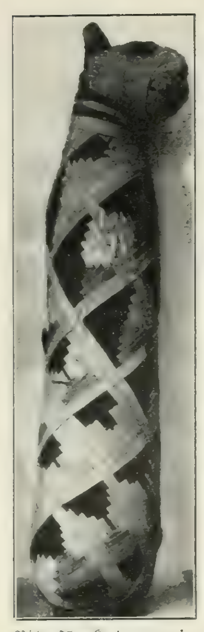
zeigte, außerdem mußte er am Schweif zweierlei Haare und unter der Zunge einen käferartigen Knoten (scarabaeus) haben. War er glücklich aufgefunden, so wurde er zunächst vier Monate an seinem Geburtsorte mit Milch ernährt, dann mit beginnendem Neumonde in 40 Tagen auf einer geweihten, vergoldeten Gondel nach Memphis gebracht und hier in einer kostbaren Wohnung am Heiligtum des Ptah von eignen Priestern königlich gepflegt. Sein Verhalten in seinen Gemächern, seine Annahme oder Ablehnung von Speisen rc. wurden als Orakel gedeutet. Glänzende Opfer von roten, auserwählten Ochsen wurden ihm dargebracht, und sein Geburtsfest feierte man beim Steigen des Nils mit größtem Gepränge. Starb er, so war ganz Ägypten in tiefster Trauer, und seine einbalsamierte Leiche wurde mit glänzenden Feierlichkeiten in der Totenstadt (beim heutigen Sakkâra) in unterirdischen Sargkammern beigesetzt. Unter Ramses II. wurde die noch heute dort zu sehende gemeinsame Begräbnisstätte der Apisstiere, das sog. Serapeum[1], gebaut; es ist dies ein 100 m langer und etwa 3 m breiter, unterirdischer Gang mit Kammern rechts und links, in denen die noch vorhandenen riesigen Sarkophage eingemauert wurden. Psammetich I. fügte im Hintergrunde eine neue, sich rechtwinklig anschließende Grabanlage hinzu. Über diesen unterirdischen Gemächern erhob sich ein großartiger Tempel, von dem nichts mehr vorhanden ist. Der Apis wurde gleich dem Menschen nach seinem Tode eins mit Osiris und dann „Osiris-Apis" (griech. Osorapis) oder wie jener „Herr des Westens" (d. i. der Unterwelt) genannt, also als eine Art von Totengott betrachtet, zu dessen Gruft man wallfahrtete von nah und fern. Später wurde er, wohl wegen des Gleichklanges der Namen, mit dem unter Ptolemäos I. eingeführten neuen Gotte Serapis identifiziert.



Bild 24. Stier Apis.

Außer den hier genannten heiligen Tieren sind noch besonders bekannt durch ihre göttliche Verehrung der sagenhafte, im Tempel von Heliopolis gepflegte Phönix (Benu) als sinnbildlicher Vogel des Osiris, die Katzen der Bastet, der Ichneumon wegen seiner Vertilgung von Giftschlangen und der Krokodilseier, die Kühe der Isis, auch Schlangen, Widder, Hunde, Fische, rc., ja sogar Ratten und Mäuse. Allmählich übertrug sich die Heilighaltung von den einzelnen Tieren in den Tempeln auf die ganze Gattung, so daß man bei Feuersbrünsten zuallererst an die Rettung z. B. der Katzen dachte, und daß es als ein großes Glück galt,

[1] Von dem französischen Archäologen Mariette 1851 wieder aufgefunden.


Bild 25. Katzenmumie. London, Brit. Museum.

von einem Krokodil verzehrt zu werden. Selbst die unbeabsichtigte Tötung eines heiligen Tieres war ein schweres Verbrechen. Der feingebildete Grieche Herodot, der im Jahre 450 v. Chr. Ägypten bereiste, kam aus dem Staunen über diese ganz einzig dastehenden Anschauungen nicht heraus. Man hat seine Schilderungen vielfach für Übertreibungen gehalten; doch die Funde des 19. Jahrhunderts haben ihn glänzend gerechtfertigt. Seinen Mitteilungen, daß die einzelnen Gattungen dieser heiligen Geschöpfe wenn irgend möglich an ganz bestimmten Orten begraben werden mußten, entspricht die Tatsache, daß Begräbnisstätten namentlich für Katzen in den verschiedensten Gegenden gefunden worden sind (so z. B. in Sakkâra und Benihasan), doch auch für Krokodile, Ibis, Schlangen, Fische ꝛc. Bis zu hunderttausend zierlich einbalsamierte Leichen liegen da in Bronzegefäßen, Töpfen, Krügen und Särgen nebeneinander; und die profane Gegenwart hat von diesen „heiligen" Resten teilweise einen den alten Ägyptern wohl unausdenkbaren unheiligen Gebrauch gemacht: z. B. die Katzenmumien (Bild 25) von Benihasan wurden von modernen Spekulanten zu künstlichem Dünger verarbeitet.

Zu dem Tierdienst, der ja selbst schon zum größten Teil ein Aberglaube war, gesellten sich dann im ägyptischen Volksglauben noch ein wüstes Formelwesen, Tagewählerei und jede Art von Zauberei, die namentlich im neuen Reiche wüste Orgien gefeiert haben muß und schließlich alles überwucherte[1]. Sie war nicht Sache eines einzelnen, sondern hatte ihre offiziellen Pfleger in den Cherhebpriestern, von denen noch die Rede sein wird. Die Zauberbücher, die alle Anspruch auf höchstes Alter und meist auch auf wunderbaren Ursprung machten, gehörten zur ägyptischen Literatur und waren auch in den Bibliotheken der Könige zu finden. Die Zaubersprüche, die uns auf Papyrus oder auf Inschriften zahlreich überliefert sind, haben die mannigfaltigste Form. Manche reden schmeichlerisch zu der Krankheit, als wäre diese ein lebendes Wesen, erinnern sie an die Gefahren, die auch ihr in dem kranken Körper drohen und stellen ihr vor, wieviel schöner sie daheim in ihrem Harem leben könnte. Andere gehen bis zu Drohungen gegen die Götter. Sie mußten in einer gewissen Zahl rezitiert oder gesungen werden, nachdem man bestimmte Reinigungen oder Salbungen vorgenommen oder Hieroglyphen mit

[1] Vgl. Wiedemann, Magie und Zauberei im alten Ägypten, Leipzig 1905.

grüner oder roter Farbe auf die Zunge oder die Hand 2c. geschrieben hatte. Leitete man sein Übel von den feindlichen Einwirkungen eines Toten her, so schrieb man diesem einen Brief und legte ihn in das betreffende Grab. Wollte man die Hand eines Feindes lähmen, so schmuggelte man Götter- oder Menschenpüppchen aus Wachs in dessen Haus. Gegen böse Tiere schützte man sich durch allerhand Amulette, die man in den Wohnungen aufstellte oder am Halse trug. Auch Zaubersprüche, an einer Schnur mit einer gewissen Zahl von Knoten getragen, bewirkten Wunderdinge. Besonders gern bediente man sich dabei kleiner Götterbilder und mischte mehrere von diesen, um sie wirksamer zu machen, zu einer oft recht grotesken Einheit. So ist z. B. eine greuliche Mischgestalt erhalten, die sich aus Chepre, Chnum, Thot, Min, Anubis, Osiris, Mut und Bastet zusammensetzt. — Erwähnt sei noch, daß sich trotz dieser beängstigenden Flut von Wahn und Magie das Horoskop und die Alchimie im neuen Reiche bis jetzt nirgends nachweisen lassen. Die Tagewählerei wurde dagegen zu einer systematischen Wissenschaft ausgestaltet; denn der Papyrus, der uns ihre Kunde vermittelt, entstammt dem Schulbuche eines Knaben.

Wenden wir uns nun noch kurz den ebenfalls ziemlich verworrenen religiösen Vorstellungen über den Tod und die Dinge nach dem Tode zu. Es ist allgemein bekannt, daß die Ägypter an eine Fortbauer der Seele nach dem Tode glaubten[1]. Nach Diodor bezeichneten sie ihre Wohnhäuser als „Herbergen“, ihre Gräber aber als „ewige Wohnungen“. Die Verstorbenen wurden änchiu, „die Lebenden“, genannt. Dieser Glaube an die Unsterblichkeit ist nachweisbar uralt. Änch t'eta, welches „ewiges Leben“ bedeutet, gehört zu den wenigen Worten, die auf dem jetzt im Britischen Museum befindlichen Sarge des Pharaos Mykerinos, des Erbauers der dritten großen Pyramide, erhalten blieben, und in der Grabschrift des Pharaos Unas aus der V. Dynastie wird der Sarg „Schrein des Lebenden“ genannt. Man glaubte, daß die Seele sich mit dem Leibe wieder vereinigen werde und, solange der Körper erhalten blieb, auch in diesen zurückkehren könne. Sobald aber der Leib zu existieren aufhörte, war diese Rückkehr und damit die Verbindung mit dem Diesseits abgeschnitten. Dieser Überzeugung entsprang die Sitte des Einbalsamierens der Leichname und der Bau der ganz einzig in der Welt dastehenden Grabanlagen. Die lebende Kraft im Menschen bezeichnete man seit ältester Zeit mit dem Worte Ka, die beim Tode den Menschen zwar verläßt, aber sich um den Leichnam doch noch kümmert.

[1] Vgl. Wiedemann, Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter. Leipzig 1900, 2. Aufl. 1902.

Neben diesem stets unklaren und unbestimmten Wesen unterschied man noch eine in allerhand Gestalten sichtbare Seele, die dem toten Leibe entflog und deshalb oft als ein Vogel dargestellt wurde. Man nahm vielfach an, daß diese am Tage frei umherfliege, aber nachts in das Grab zurückkehren müsse. Zur Fortsetzung der menschlichen Existenz nach dem Tode war auch erforderlich, daß dem Toten mindestens Abbildungen von Speise und Trank, Putz und Waffen, Frauen und Dienern, ja selbst Wagen 2c. in das Grab mitgegeben wurden. Vielfach wurden auch echte Gegenstände in den Grabstätten niedergelegt; in allerältester Zeit mag auch in

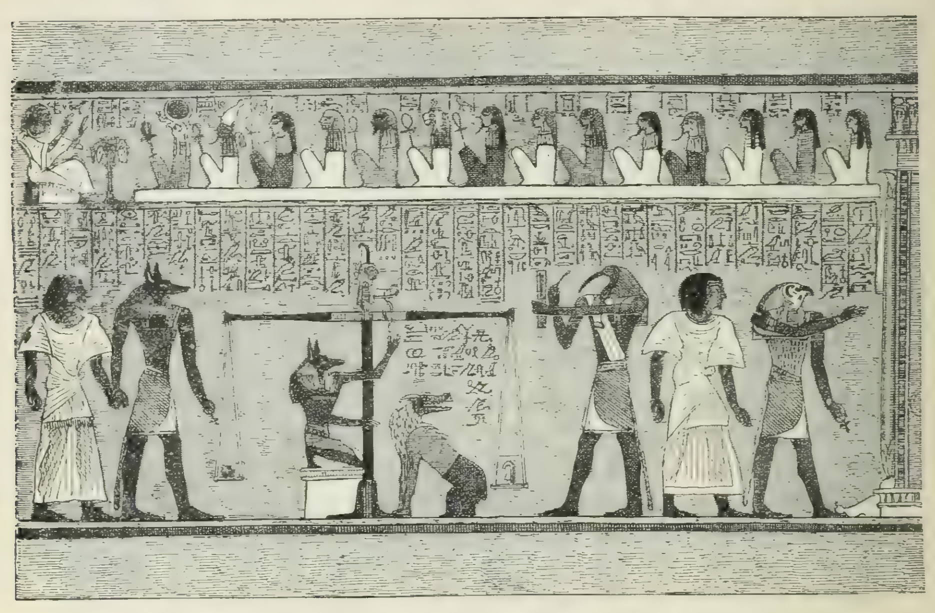


Bild 26. **Totengericht.** Vignette einer Handschrift des ägyptischen Totenbuches. London, Brit. Museum.

Ägypten das Gefolge und der Harem wenigstens dem Pharao wirklich haben in die Gruft folgen müssen. Diese Gegenstände konnten ihm später auf übernatürliche Weise auch durch das Gebet der Hinterbliebenen verschafft werden. Das regelmäßige Gebet für die Verstorbenen (suten-hotep-tā) wurde für so pflichtmäßig und wichtig gehalten, daß z. B. Ramses II., als er für seinen verstorbenen Vater, den Pharao Sethos I., die Totenopfer und Gebete stiftete, in der Inschrift in Abydos bemerkt, daß ihm das mit langem Dasein vergolten werden würde; in zahllosen Gräberinschriften werden die Vorübergehenden aufgefordert, „wenn sie begehren, gesegnet zu sein und einst zu den Seligen zu gelangen, das Gebet für den Verstorbenen zu beten“.

Die Lehren über das Schicksal des Menschen nach dem Tode sind in dem sog. Totenbuche enthalten[1], von dem man ein Exemplar dem Verstorbenen ins Grab legte. Es wäre nun sehr einfach, aus diesem Buche alle Anschauungen über das Jenseits zu entnehmen, wenn seine Lektüre nicht so schwer wäre. Schon sein erster (1842) Herausgeber, Lepsius, bemerkt, daß wir es hier nicht mit einem einheitlich abgefaßten Gesamtwerke zu tun haben, sondern daß dieses in verschiedenen Zeiten entstand. Der Turiner Kodex, der jener Ausgabe des Lepsius zu Grunde liegt, stammt sicher aus keiner frühern Zeit als der der XXVI. Dynastie. Der erste Teil ist der älteste Kern, an dem die spätern Jahrhunderte weiterarbeiteten. Dazu kommt, daß das Totenbuch durchaus mythologisch ist, und daß wir seine Anspielungen meist nicht verstehen, da wir die betreffenden Mythen nicht kennen; auch ist sein Text sehr verdorben. Zur Erklärung ist aber dem Totenbuche eine Abbildung des Gerichtes (Bild 26), das über die im Jenseits anlangende Seele abgehalten wird, beigefügt, aus der wir folgendes entnehmen können:

Gleich nach der Beisetzung der Mumie tritt der Geist, geleitet von Anubis, in die Unterwelt (amenti, „Westland"), um vor Osiris-Re und dessen 42 Beisitzern sich zu rechtfertigen wegen der 42 Todsünden. Auf der Wage der Gerechtigkeit wiegt Anubis das Herz des Verstorbenen: den Sitz der guten und der bösen Gedanken, der guten und der bösen Entschlüsse. Oben auf dem Wagebalken befindet sich das Bild der Mat, der Göttin der Gerechtigkeit, ebenso auf der einen Wagschale ihr Zeichen, die Straußenfeder. Der Gott aber erscheint nicht nur als gerechter, sondern auch als weiser Richter, dessen strenge Gerechtigkeit durch seine Weisheit und ruhige Erwägung gemildert wird: daher vor der Wage das Bild des ibisköpfigen Thot, des Gottes der Weisheit, der das Ergebnis des Wägens verzeichnet, während sein heiliges Tier, der Hundsaffe, letzteres überwacht. Hat nun der Verstorbene das Gericht bestanden, so wird er eins mit Osiris und hat teil an dessen Macht und Seligkeit, darf in der Sonnenbarke den Himmelsozean befahren, genießt in dem üppigen Gefilde Aalu alle erdenklichen Freuden und kann in beliebiger Gestalt, z. B. als Phönix oder Lotosblume, auch auf die Erde zurückkehren. Die Seele des Ungerechten aber wird der Strafe, „dem Fresser der Unterwelt Harpechrot", übergeben. Die Tätigkeit im Jenseits stellt das Totenbuch so dar, daß der Selige die Beschäftigung seines Lebens fortsetzt. Dem freien Willen des Ka ist es freilich anheimgegeben, in jeder beliebigen Gestalt im Weltall umherzuschweifen, aber es ist nicht

[1] Text mit Wörterbuch und englischer Übersetzung herausgegeben von Budge, London 1898.

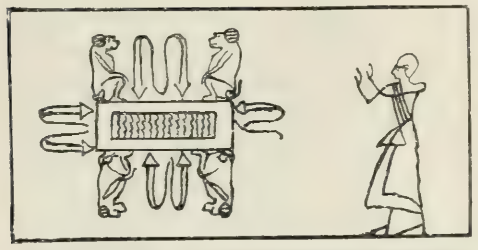


Bild 27. Der Feuersee oder Reinigungsort im Jenseits.

wahr, was Herodot berichtet, daß die Ägypter an eine Seelenwanderung geglaubt hätten. Diese Ansicht beruht auf einer Verwechslung der freiwilligen Annahme von Leibern von Tieren und Pflanzen zum Zweck des Aufenthaltes auf Erden mit der Seelenwanderung der Pythagoreer, die den Charakter zwangsweiser Sühne trug. Übrigens wird die Seele des Gerechten von leichten Sünden durch ein Feuer (Bild 27) gereinigt, das vier Genien mit Affenköpfen bewachen, und tritt dann erst in die selige Ewigkeit ein. — Furchtbar ist an dieser ägyptischen Religion, daß die Armen von den Freuden des Jenseits ausgeschlossen waren, weil sie ihre Leiber nicht vor Zerstörung bewahren konnten. Die Grabanlagen waren zu kostbar; auch konnten sie die Bildsäulen des Ka, die in das Grab gestellt werden mußten, und die zu seiner Erhaltung unbedingt nötigen Opfer nicht bringen. Sie wurden ohne Sarg und Binden einen Meter tief unter der Erdoberfläche im Wüstensande verscharrt, wie Mariettes Ausgrabungen bei Sakkâra bewiesen haben. Das selige Leben nach dem Tode war ein Privileg der Reichen. Daher der sehnsüchtige, leidenschaftliche Drang, mit dem der gemeine Mann sich dem Christentume zuwandte. (Vgl. auch Abschnitt „Tod und Begräbnis“ am Schlusse des I. Teils des Buches.)

b. Sittenlehre.

So verschieden auch die Ansichten der Gelehrten über die Glaubenslehre der alten Ägypter sein mögen, bezüglich der Sittenlehre sind alle darin einig, daß diese im allgemeinen eine sehr reine und edle ist.

Die Grundlage der ägyptischen Sittenlehre ist der Gehorsam im weitesten Sinne: als Gehorsam gegen Gott, gegen die Eltern und gegen die Obrigkeit. „Der Sohn wird glücklich werden durch seinen Gehorsam; so wird er die göttliche Gunst erfahren“ — ist schon ein Moralgrundsatz der V. Dynastie. Und noch zur Zeit des Herodot waren unter den Griechen nur die Lazedämonier mit den Ägyptern in Bezug auf Achtung der Jugend vor dem Alter zu vergleichen. Der Gehorsam gegen Gott galt für so wichtig, daß dafür die Religion nicht nur ewigen, sondern auch zeitlichen Lohn verhieß. „Wenn jemand“, heißt es in der Tempelinschrift von Abydos, „nach dem Willen Gottes handelt, so wird ihm lange Lebensdauer dafür verliehen.“ Aber auch die Liebe zu den Eltern wird entschieden betont, namentlich die zu der Mutter, deren

Bild sich häufig mit dem der Gattin des Verstorbenen in den Gräbern findet. Wie herrlich z. B. ist (im Papyrus Bulak IV) die Mahnung des Ani (Zeit des mittlern Reichs): „Du wurdest in die Schule geschickt, und während du die Buchstaben kennen lerntest, kam deine Mutter pünktlich zu deinem Lehrer, um dir Brot und Trank aus ihrem Hause zu bringen. Nun hast du das Mannesalter erreicht, bist vermählt und Herr deines eignen Hauses, aber vergiß nie die mühsame Arbeit, die deine Mutter um dich gehabt, noch die heilsame Sorge, die sie dir widmete." Diese Liebe zu den Eltern soll über das Grab hinaus dauern, und auch für sie gab es einen zeitlichen Lohn, und zwar denselben, den der Dekalog verheißt: ein langes Leben. Schon zur alten Zeit der V. Dynastie heißt es in dem Buche des Ptahhotep: „Ein Sohn, der seines Vaters Wort aufnimmt, wird alt werden deswegen." Im übrigen wird der Ton auf Verehrung der Gottheit durch Opfer, Gebet und religiöse Festfeiern gelegt, und in der Tat zeigt sich, wie wir später sehen werden, kein Volk so sehr von Religiosität durchdrungen wie das ägyptische.

Daneben aber erscheint als wichtigste Pflicht die Nächstenliebe. Diese findet ihren vollendetsten Ausdruck in dem 125. Kapitel des Totenbuches, in dem wir das älteste bekannte Sittengesetzbuch der Welt besitzen. Hier hat sich die Seele im Gerichte darüber zu rechtfertigen, daß sie keinen Menschen betrogen, keinen Diebstahl begangen, kein falsches Zeugnis gegeben, den Knecht nicht bei seinem Herrn verleumdet habe; daß sie keine Witwe bedrückt, keinen Arbeiter mit Arbeiten überbürdet, nicht dem Säugling die Milch entzogen, nicht Hunger und Leid über die Menschen gebracht, niemand getötet habe; ferner, daß sie nicht träge gewesen sei, nicht Gott, den König oder die Eltern gelästert, nicht gelogen, noch geprahlt und eitles Geschwätz geliebt, nicht in Sünden gegen die Keuschheit gelebt habe . . .; endlich muß die Seele erklären können, daß sie Hungernde gespeist, den Durstigen getränkt, den Nackten bekleidet, den Göttern geopfert und für die Verstorbenen Totenopfer und Gebete dargebracht habe. Man wird, wenn man diese Vorschriften liest, an die zehn Gebote erinnert; ja in einzelnen Sittenlehren weht etwas von dem Geiste der Lehre Christi. Man wird mir darin beistimmen, wenn man z. B. folgende Mahnungen des Ptahhotep liest: „Wenn du groß geworden, nachdem du niedrig gewesen, und dir Schätze gesammelt hast nach dem Elende, und du so der Vornehmste in der Stadt geworden bist und die Leute dich kennen ob deines Überflusses, so laß dein Herz sich nicht verhärten ob deines Reichtums; denn der Urheber alles dessen ist Gott. Verachte daher nicht deinen Nächsten, der da ist, was du selber einst warst; sondern behandle ihn als deinesgleichen." In den Ratschlägen des Ani heißt es: „Iß nicht dein Brot in Gegenwart eines

andern, ohne auch ihm davon zu reichen. Hat man je erlebt, daß es nicht Reiche und Arme gegeben hätte? Aber der, welcher brüderlich handelt, wird stets sein Brot haben." Der demotische Papyrus des Louvre enthält u. a. folgende Regeln: „Behandle nie einen Niedrigstehenden schlecht! . . . Rette nie dein Leben auf Kosten des Lebens deines Nächsten . . . Verdirb nicht deines Nächsten Herz, wenn es rein ist!" Und wie an das Volk, so wendet sich die Religion mit ihren Moralvorschriften in gleich entschiedener Weise an den König: „Nie habe ich den Armen bedrückt", so rechtfertigt sich der Pharao Usurtesen der XII. Dynastie, „und nie die Witwen . . . Niemand blieb hungrig oder war unglücklich zu meiner Zeit . . . Nicht zog ich den Großen dem Geringen vor."

Bemerkenswert sind auch die Anforderungen, die an die Friedfertigkeit der Menschen gestellt wurden. „Der Friede war in den Aussprüchen seines Mundes" ist das hohe Lob für den Pharao Mentuhotep (XI. Dynastie), dessen Totentempel 1904 in Dêr el-bahri ausgegraben wurde. Zu den Ratschlägen des Ani gehört: „Sprich in sanfter Weise zu dem, der roh zu dir geredet hat, das hilft, ihn zu beruhigen . . ." und dann gibt er folgende vortreffliche Mahnung: „Habe in deinem Hause nicht acht auf das, was ein anderer tut. Wenn dein Auge es gesehen, so sprich nicht davon, und dulde auch nicht, daß ein anderer es draußen erzählt . . . Was man ausgeplaudert hat, das macht schnell die Runde . . . Hüte dich vor jeder Gelegenheit, mit deinen Worten jemand weh zu tun . . . Enthülle aber auch deine Gedanken nicht einem Menschen, der eine böse Zunge hat . . . Am Unglück eines Menschen trägt seine Zunge die Schuld!"

Nicht nur leibliche, auch geistige Werke der Nächstenliebe kannte und verlangte die Religion. Als solche werden genannt: „Unwissende lehren" (Inschrift von Abydos), ja sogar „Witwen und Waisen trösten". Als wichtiges leibliches Werk der Nächstenliebe gilt auch das „Begraben der Toten" (ebd.). Überhaupt — Ehrfurcht vor Gott, Achtung vor der Obrigkeit und werktätige Nächstenliebe sind Pflichten für jeden; darin besteht die Tugend, und die allein macht glücklich hienieden und selig im Jenseits. Wie schön heißt es im Grabe Ramses' III.: „Sei eingedenk des Tages, wo du hinfährst zum Lande des Jenseits! Nicht kehrt einer von da zurück. Es nützt dann nur . . . daß du bist gerecht . . . und verabscheust jede Übertretung. Wer die Gerechtigkeit liebt, wird glücklich sein. Denn droben entrinnt selbst der nicht, (der wehrhaft ist) . . . schutzlos muß er den Verderber ertragen. Darum nimm immer zu an Tugend, wie sich's gebührt . . . liebe die Wahrheit, dann segnet Isis alle Gaben, die dir Gott verlieh."

Neben solchen überraschend reinen und erhabenen Sittenlehren stoßen wir aber auch auf Texte, die nach horazischer Weise zum unbeschränkten Sinnengenuß auffordern und die Vermutung nahelegen, daß die alten Ägypter in Bezug auf die geschlechtliche Sittlichkeit sehr lax gewesen sind, wofür auch das Vorhandensein von recht obszönen Büchern in den Gräbern spricht. Schon in dem alten Papyrus Harris heißt es beispielsweise: „Du aber verhärte dein Herz . . . freue dich deines Lebens, folge deinen Wünschen, solange du lebst . . . Bald kommt der Tag, wo du um Aufschub bittest, aber niemand dich hört. Wenn du einmal das Grab betratest, so kehrst du nie zurück.“ Und ähnlich lautet die Inschrift auf dem Grabe der Gemahlin des Pasheremptah, in der die Tote ihrem Gatten aus dem Grabe zuruft: „O mein Gemahl, höre nicht auf, zu essen und zu trinken und zu lieben und zu feiern! Fröne täglich deinen Begierden! . . . Denn die hier in der Unterwelt schlafen, wachen nimmer auf . . . Der Name des Gottes, der hier herrscht, heißt: ‚Vollkommener Tod‘.“ Besonders schlimm scheint es in dieser Hinsicht in dem ägyptischen Proletariat ausgesehen zu haben: Konkubinate und Überfälle auf fremde Frauen werden dort oft erwähnt. Auch an herumschweifenden Weibern scheint kein Mangel gewesen zu sein. Auf die Zustände in den allerhöchsten Kreisen aber wirft ein grelles Schlaglicht die sich in einem uralten, heiligen Buche (Unas 629) befindende Zusicherung an einen toten Pharao, daß er auch im Himmel Gelegenheit haben werde, „die Frauen ihren Gatten fortzunehmen“!

c. Gottesdienst.

Daß die Ägypter ihren Gottheiten bereits im alten Reiche Tempel bauten, darüber kann ein Zweifel nicht bestehen. Freilich wissen wir von ihnen nur wenig, da Memphis und Heliopolis, die ältesten Stätten der Gottesverehrung, zerstört sind, und da außerdem die ursprünglich wohl sehr einfachen Gotteshäuser durch Um- und Anbauten ganz allmählich zu völlig neuen Tempeln wurden. Auch machte die fortgesetzte Hebung und Anschwemmung des Niltales infolge des abgelagerten Nilschlammes, wie der französische Ägyptolog Legrain[1] bei seinen Grabungen auf dem Gebiete des alten Theben 1899 überzeugend nachweisen konnte, in manchen Gegenden etwa von Jahrtausend zu Jahrtausend die Zerstörung der Tempel und deren Wiedererrichtung auf einem neugeschaffenen Niveau nötig. Erfreulicherweise haben dagegen die Ausgrabungen der Deutschen Orientgesellschaft bei Abusir (vgl. S. 40 und 72) unsere Kenntnis der Heiligtümer des alten Reiches bedeutend bereichert.

[1] Vgl. dessen Grabungsbericht in den Annales du service des antiquités IV.

Besonders aber die Ruinen der Tempel des mittlern und des neuen Reiches, so großartig und schön, namentlich die des herrlichen Wunderbaues von Karnak-Theben, „des größten und schönsten aller Räume der Erde, in denen der Mensch der Gottheit eine Wohnung bereitet hat", lassen noch heute die hohe Vorstellung ahnen, die jenes älteste Kulturvolk von der Gottheit hatte. „Hier fühlt der sinnende Mensch, mit welch erhabenen Gedanken vom Wesen der Gottheit erfüllt die alten Baumeister diese Räume zu Tempeln sich vorbildeten, nicht nach der Maßgabe der Größe des Herrschers, wohl aber der Größe der



Bild 28. **Der Horustempel von Edfu.**

Gottheit, die der Macht des erstern ja nur die Mittel lieh." „Geschaffen hat der König diesen Bau", sagt eine Inschrift im Tempel von Karnak, „für den Herrn des Himmels: Amon-Re. Der Tempel ist herrlich wie des Himmels Firmament und zu ewiger Dauer ausgeführt."

Über die Architektur jener Tempel wird später das Kapitel von der Kunst reden. Hier beschäftigen uns die Heiligtümer nur als Stätten des Gottesdienstes. Ihre Einrichtung erkennen wir noch deutlich aus dem fast völlig erhaltenen Tempel von Edfu, der zwar in seiner jetzigen Gestalt aus der ptolemäischen Zeit stammt, aber nach einer Inschrift die Stelle eines viel ältern Heiligtums einnimmt (Bild 28). Danach waren die Tempel so eingerichtet, daß sie durch immer niedriger werdende Räume den Ernst und die Andacht des Beters sammeln sollten. Weit, hoch

und mächtig öffneten sich die von zwei Tortürmen flankierten Pforten; ein weiter Hof nahm die Beter auf. „Die Seitenwände näherten, die Höfe senkten, der Boden hob sich, alles strebte nach einem Ziele. So ging man weiter in die bedeckten Räume, wo man, der Zerstreuung auch des Himmels entzogen, von dem Ernst der Bildwerke eng umgeben war; immer enger umschlossen die Wände ringsum den Beter bis zu der letzten Kammer, in die nur der priesterliche Fuß treten durfte, dem einsamen, lichtlosen Gemach, das im schönen Tabernakel hinter goldenen Gittertüren das Bild des Gottes umschloß."

Jedenfalls schon sehr früh war es in Ägypten Brauch, die Gottheit bildlich darzustellen, sei es in Gestalt von Menschen oder von Tieren.

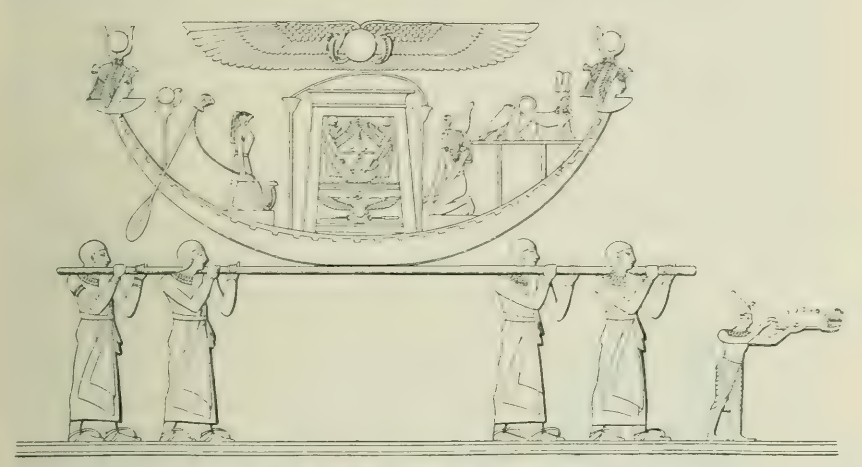


Bild 29. Heilige Barke. Wandmalerei.

Übrigens war hier das Gottesbild keine einfache Statue wie bei den Griechen, sondern eine Barke (Bild 29) aus kostbarem Holze, aus Silber oder Gold mit dem Bildnis des Gottes, das z. B. für Re stets die Sonnenscheibe oder ein goldenes Pyramidion (d. i. Obeliskenspitze) war. Die Ausschmückung der Tempel mit Bildnissen und Kostbarkeiten muß überaus reich und farbenprächtig gewesen sein; wir können uns heute, wo die erhaltenen Bildwerke ihres harmonischen Farbenschmuckes und die Räume ihrer Schmuckgegenstände und gottesdienstlichen Behälter, Opfertische, Rauchgefäße usw. beraubt sind, wohl nur schwer einen Begriff bilden von dem herrlichen Eindrucke, den das Innere eines ägyptischen Tempels auf den Eintretenden machte. Noch in ptolemäischer Zeit hatte das Volk eine förmliche Sucht, die Tempelwände bis zu den kleinsten Winkeln hin mit dekorativen Bildern und Inschriften, die ebenfalls meist nur Dekorationszwecke hatten, zu schmücken.

In Heliopolis (Anu) stand in den Höfen des Tempels und um diesen herum eine Menge von Obelisken mit goldener Spitze (daher der Name des Ortes: Anu = Obelisk), die manche für Darstellungen der Sonnenstrahlen als Sinnbilder des Re hielten, andere von den bei den ältesten Völkern verehrten, den Gottheiten geheiligten Steinblöcken ableiteten. Pharao Thutmosis III. schenkte dem Tempel zu Karnak eine prachtvolle Harfe, mit Silber und Gold ausgelegt und mit Saphiren, Smaragden und andern Edelsteinen besetzt, Obelisken von Gold und Silber, mit Goldblech überzogene Türen von Akazienholz und ein Menge silberner und goldener Geräte. Noch zur Zeit Diodors glänzten die Wände der ägyptischen Tempel von Gold, Silber und kostbaren Steinen, von äthiopischen und indischen Edelsteinen, und die Blenden waren mit reichen Vorhängen versehen. Ja noch Klemens von Alexandria berichtet, daß die Tempel von Gold und Silber leuchteten und von buntschillernden Steinchen glänzten, und daß das Innere mit golddurchwirkten Teppichen und Vorhängen geschmückt war.

Die Priester stiegen erst ganz allmählich zu immer höherm Ansehen. Im alten Reiche war das Priestertum meist Nebenamt der Nomarchen und hohen Beamten, sogar Frauen leisteten damals Tempeldienste als „Prophetinnen"; nur die höchsten und die niedrigsten religiösen Funktionen wurden von berufsmäßigen Geistlichen ausgeübt. Teilweise blieben diese Verhältnisse auch im mittlern Reiche noch bestehen. Wir wissen, daß in dieser Zeit z. B. an dem Tempel des Anubis in Siût und des Osiris in Abydos neben den ständigen Priestern auch „Stundenpriester" aus dem Laienstande Amtshandlungen verrichteten. Zu höherer Bedeutung gelangte der Priesterstand erst seit der XVIII. Dynastie und nahm dann bald im neuen Reiche eine alles beherrschende Stellung ein. Die Tracht der Geistlichen bestand aus Kleidern von weißem Linnen und aus Purpursandalen; ihr Abzeichen war ein über die Schulter herabhängendes Leopardenfell (Bild 30). Sie bildeten schon im mittlern Reiche an jedem Tempel ein Kollegium, dessen Mitgliedschaft erblich war. Der Titel der höchsten Priester war nutri ḥen, d. i. Propheten, jener der zweiten Rangklasse: nutri atef, d. i. göttliche Väter,

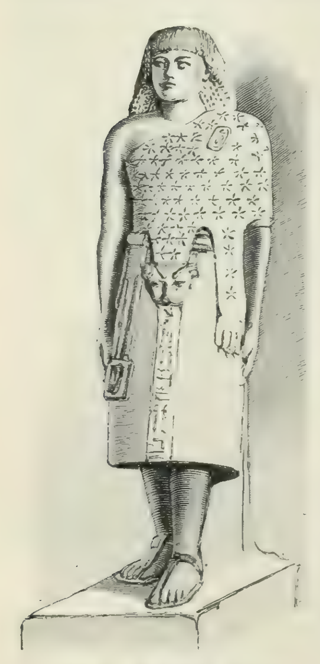


Bild 30. Ägyptischer Priester. Turin, Museum.

jener der dritten: nutri ab, d. i. Reiniger, und der des untersten Ranges: nutri meri. Häufig erwähnt werden außer diesen noch der Ue'b, der das Opfertier untersuchte, und der Cherheb, der Vorlesepriester, der zugleich als Zauberer galt. „Prophetinnen" (nutri ḥent) werden seit der Zeit der XII. Dynastie nicht mehr erwähnt. Dagegen standen in besonderm Ansehen die Gattin und Schwester eines Priesters, welche nutra ḥemt, d. i. Gemahlin des Gottes, hießen. Unter den Tempeldienern finden sich auch Musiker, Sänger und Sängerinnen.

Zu den täglichen Beschäftigungen der Priester gehörte die Bekleidung und Schminkung der Götterbilder und die Reinigung und Beräucherung ihres Standortes. Außerdem hatten sie die Opfer von Ochsen, Milch, Früchten, Weihrauch, Balsam, Blumen und allerhand wohlriechenden Hölzern im Tempel darzubringen. Im großen Peristyl, dem offenen Vorhofe, blieb das Volk und betete; die niedern Priester aber und die Eingeweihten weilten im sog. Hypostyl, dem auf jenen folgenden bedeckten Säulensaale, und sangen da ihre Hymnen. Hier ordnete sich bei feierlichen Gelegenheiten auch der Festzug, in dem das Bild des Gottes in goldener Barke zum heiligen See, der bei jedem Tempel war, oder zum Nil getragen und dort umhergefahren wurde. Die heilige Cella mit dem Bilde des Gottes öffnete und betrat nur der Pharao oder in seiner Abwesenheit der Oberpriester, um zu beten und zu opfern. Über die Beschaffenheit und den Umfang der Opfer sind wir eingehend unterrichtet durch die an der Außenwand des großen Tempels in Medinet Habu erhaltene große Liste der von Ramses II. und III. dargebrachten Opfergaben, die tagtäglich ungefähr 3220 Brote, 24 Kuchen, 144 Krüge Bier, 32 Gänse und mehrere Krüge Wein betrugen (so Erman); dazu kamen für einzelne Feste noch sehr bedeutende Sonderspenden. — Über die einzelnen Festtage haben wir nur unzureichende Berichte.

Da die Tempel von den Pharaonen erbaut waren, schildern die Bildwerke an den Wänden auch nur deren Siegeszüge und Taten sowie ihre Opfer. Es wäre aber unrichtig, zu glauben, daß diese Tempel nur Königsbethäuser gewesen seien. Denn stets schloß sich die Andachtsübung der Gläubigen an die Festlichkeiten und Feiern im Tempel an, und an Prozessionen teilzunehmen, galt als fromme Handlung, deren man sich dem Gotte gegenüber rühmte. Ebenso galten Wallfahrten zu den berühmtern Tempeln und Gottesbildern als Betätigung frommer Gesinnung. Bei solchen Prozessionen wurde ein großer Pomp entfaltet: Fahnen, heilige Laden, Barken und das kostbare Bild des Gottes (unter prächtigem Baldachin) wurden umhergetragen. Auch in den Grabtempeln und in den Vorkammern der sog. Mastabas (Gräber) wurden Opfer dargebracht und Gebete verrichtet, für die besondere Priester angestellt

waren, und da in den erhaltenen Verzeichnissen von Geschenken an die Tempel auch Musikinstrumente vorkommen, ist es sicher, daß die großen religiösen Feierlichkeiten mit Musik begleitet wurden. An Opfergaben für die Tempel und ihren offiziellen Kult leistete das Volk fast nichts. Dagegen gab es in den Privathäusern kleine Heiligtümer mit einem Götterbildchen, dem täglich Gaben auf den Opfertisch gelegt wurden.

Die Opferfeier schildert Herodot folgendermaßen: Sobald das Tier zum Tempel gebracht war, wurde Feuer angezündet. Es folgte erst eine Weinlibation, dann eine Anrufung des Gottes, darauf die Tötung des Opfertieres. Der Kopf desselben wurde abgeschnitten, und der Priester sprach über ihn folgendes Opfergebet: „Wenn ein Unglück auf den, der dies Opfer darbringt, kommen soll, oder vielleicht auf das ganze Land, so sei dies Übel auf den Kopf dieses Tieres abgewendet, auf den es fallen möge." Alsdann wurde der Kopf in den Fluß geworfen, der Körper des Tieres aber mit Früchten und aromatischen Essenzen angefüllt, mit Öl begossen und verbrannt. Die Priester mußten sich zum Opferdienste dadurch vorbereiten, daß sie sich 7—40 Tage lang aller tierischen Nahrung enthielten; während des Verbrennens des Opfers schlugen sie sich mit Geißeln. Nach Beendigung des Brandopfers feierten sie ein Festmahl, bei dem die von dem Tiere abgeschnittenen Teile (Beine, Schwanz, Hals und Schultern) gegessen wurden.

3. Die Pharaonen, ihre Regierung, Verwaltung und Geschichte.

a. Der Pharao und sein Amt. Regierung und Verwaltung des Landes.

Der älteste Monarchentitel in der Weltgeschichte, den wir schon als Kinder aus der Heiligen Schrift kennen lernten, lautet Pharao, ein Wort, das eigentlich „großes Haus" (= Palast als Sitz der Regierung; vgl. „Hohe Pforte" als Bezeichnung der heutigen türkischen Regierung) bedeutet, da man eine Scheu hatte, den heiligen Herrschernamen zu gebrauchen. Diesen Titel führten die ägyptischen Könige von Anfang an bis in die römische Zeit[1].

Der Pharao ist durchaus und ausschließlich der Mittelpunkt des Staates, dem alle Machtmittel unbeschränkt zur Verfügung stehen; ja er erscheint direkt als irdischer Stellvertreter des höchsten Gottes, mit dem er daher auch den Titel „Herr von Ober- und Unterägypten" teilt, und er heißt geradezu „Ebenbild des Re unter den Lebenden". Schon in den ersten Dynastien ist er der „große Gott", der von Göttern gezeugt und auferzogen mit diesen wie mit seinesgleichen verkehrt.

[1] Auffallenderweise wird das Wort Pharao in den 1888 in Tell el-Armarna (vgl. S. 37) gefundenen 358 Tontafeln fast gar nicht gebraucht.

Doch wurde seine theoretische Allmacht als Gott-König stark durch ein streng zu beobachtendes Zeremoniell in der Praxis eingeschränkt.

Die königliche Weihe erhielt der Pharao im Tempel, und zwar war es in alter Zeit Brauch, daß diese Zeremonie im „großen Hause des Gottes zu Anu" stattfand, und zwar in folgender Weise: Bei seinem Nahen begrüßten den Herrscher die Vorsteher des Tempels mit ehrerbietigem Gruße. Der Vorsänger las ein Gebet „vom Fernhalten alles Unheils vom Könige". Danach legte der König die Binde an und läuterte sich mit Wasser und Weihrauch. Nun empfing er die Blumen-

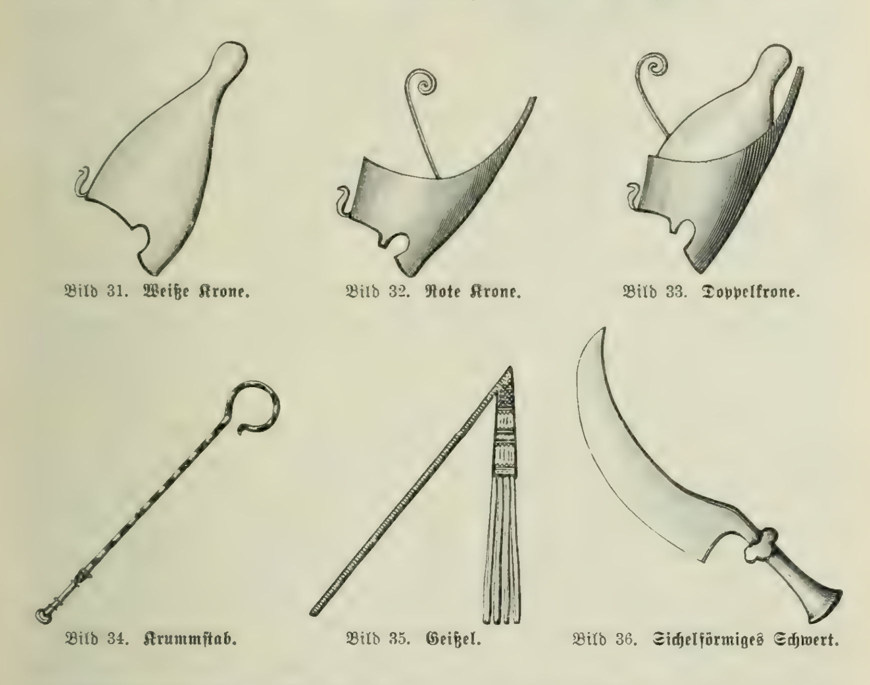


Bild 31. **Weiße Krone.** Bild 32. **Rote Krone.** Bild 33. **Doppelkrone.**

Bild 34. **Krummstab.** Bild 35. **Geißel.** Bild 36. **Sichelförmiges Schwert.**

gewinde der heiligen Benben-Kammer und trat allein in diese hinein, um das Bild des Gottes zu verehren. Dann nahm er die erste Huldigung entgegen. Alle warfen sich auf den Boden, den sie küßten; nur besonders Bevorzugte durften des Pharaos Kniee küssen. Danach begrüßte man ihn mit dem Zurufe: „Immerdar Mehrer! möge nie Ungemach leiden . . . der Freund der Stadt Anu!" Sein Titel ist fortan: „Herr der Diademe", „König von Ober- und Unterägypten", „König der schwarzen und der roten Erde" (d. i. des Nillandes und des Wüstenbodens Ägyptens), „Herr der beiden Welten"; die Anrede: „Seine Heiligkeit". Abzeichen der Pharaonen sind: Krone (Bild 31—33), Krummstab (Bild 34), Geißel (Bild 35) und Schwert (Bild 36). Die Uräusschlange (Bild 37) an der Krone des Königs und am Kopfschmuck

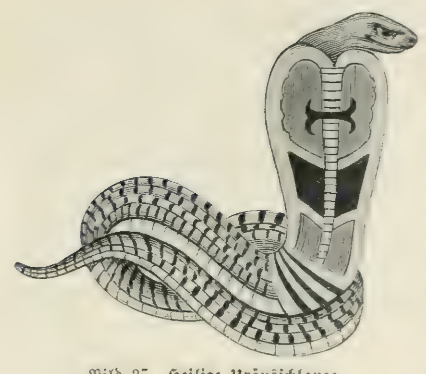


Bild 37. Heilige Uräusschlange.

der Königin ist ein Sinnbild der königlichen Würde; als Vertreter des höchsten Gottes trägt das Herrscherpaar auch den Sonnendiskus. In seiner Würde als Hoherpriester ist der Pharao mit zwei Federn geschmückt, und sein Bild erscheint mit der Figur einer Göttin, die schützend ihre Flügel über ihm ausbreitet. Weitere Embleme des Pharaos sind Sphinx und Löwe. Beide finden sich auch auf den Kriegsstandarten. Die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses haben als Abzeichen die Seitenflechte, die auch der Pharao in Form eines geschweiften Stierhornes auf den Bildern trägt. Bis zur V. Dynastie haben die Pharaonen in den Inschriften nur eine Cartouche (Namensschild), später stets zwei.

Wie der Pharao bei den Priestern, die zugleich Vertreter der Wissenschaft waren, im Tempel seine Jugend verlebt und seine Erziehung genossen hatte, so blieb er auch als Herrscher gewissermaßen abhängig von jenen, worunter sein Ansehen aber nicht litt. — Seine Wohnung, „das große Haus", war zugleich Mittelpunkt der Verwaltung. Sie zerfiel in zwei Teile: einen für die Behörden, — usechet, und einen andern für den König, — aha. In letzterm befanden sich ein großer Säulensaal für die Beratungen und die eigentlichen Wohnräume für den König. Übrigens besaß der Pharao verschiedene Paläste in den einzelnen Städten des Reiches; der zweite und der dritte Ramses legten sich ihre Königspaläste sogar in den thebanischen Tempeln an. In den ersten Dynastien war es ein streng vorgeschriebener Brauch, daß jeder neue Herrscher sich eine neue Königsstadt baute, die neben seinem Palaste auch die Wohnungen seines Hofstaates enthielt und von einer viereckigen Mauer umgeben war. Eine Rampe, die am Anfang einen Torbau hatte, führte auf die Höhe des Wüstenrandes zu der Pyramide des Pharaos. Erlebte dieser das 30. Regierungsjahr, so begann seine Herrschaft gleichsam von neuem, und er begann mit dem Bau einer zweiten Königsstadt.

Glänzend war der Hofstaat des Pharaos. Als Beamte erscheinen: der Hofverwalter, die Priester und Gelehrten, der Speicheraufseher, der Schatzmeister, die Baubeamten, Ärzte u. a. Als Würden und Ehrentitel finden sich: „Geheimer Rat", „Freund des Königs", „nächster Freund" usw.; später erst, im neuen Reiche, gab es auch „Wedelträger des Königs".

Wie es bei einer Ausfahrt der königlichen Familie zuging, das zeigt ein Bild in Tell el-Amarna, das wir mit Ermans Worten beschreiben: „Umgeben von allem Pomp und allem Glanze des ägyptischen Hofes, bewegt sich der Zug aus den Höfen des königlichen Palastes hervor. Allen voran eilen zwei Läufer, die mit Stöcken die neugierige Menge auseinandertreiben und Platz für den Wagen des Königs schaffen. Hart hinter ihnen folgt Seine Majestät selbst, von feurigen, reichgeschmückten Hengsten gezogen; kaum vermögen seine beiden Diener mit den dahinstürmenden Rossen Schritt zu halten. Zu beiden Seiten begleitet ihn im Laufschritt seine Leibgarde, ägyptische Soldaten aller Waffengattungen und asiatische Hilfstruppen; ihre Abzeichen werden ihnen vorangetragen; hinter ihnen folgen im Wagen hohe Offiziere. An den Wagen des Königs reihen sich die seiner Gemahlin und seiner Töchter; je zwei der kleinen Prinzessinnen fahren zusammen, die ältere lenkt die Pferde. . . . Hinter ihnen folgen sechs Wagen mit dem weiblichen Hofstaate; sechs andere mit den Kammerherren fahren zu beiden Seiten der Damen. Neben allen eilen Läufer und Diener einher. . . . Die goldglänzenden Wagen, die bunten Federbüsche der Rosse, ihr kostbares Geschirr, die farbigen Wedel, die weißen, wallenden Gewänder, das alles beschienen von der glühenden Sonne Ägyptens — wer kann sich ein glänzenderes Bild denken?"

Der Pharao erscheint überall als oberster Kriegsherr und ist Quelle alles Rechtes und aller Gesetze. Starb er, so erhielt er eine besondere Grabstätte, von der III. bis XVII. (einschl.) Dynastie eine Pyramide, seit der XVIII. Dynastie ein Felsengrab (das erste ist das des Pharaos Thutmosis I.). In den drei ersten Dynastien (bis zu Snofru) war es Brauch, daß der Pharao zwei Gräber erhielt, vielleicht in seiner Eigenschaft als Doppelherrscher von Ober- und Unterägypten. Diese Königsgräber wurden allzeit in hohen Ehren gehalten; verurteilte aber die Volksmeinung die Taten eines Pharaos, so wurde sein Name in seiner Grabstätte zuweilen ausgemerzt oder letztere auch völlig zerstört. Der Thron des Pharaos war erblich. Fehlten männliche Erben, so erbten die Töchter, die dann entweder selbst regierten oder durch Heirat eines Edeln ein neues Geschlecht thronfähig machten. Dieses Gesetz der weiblichen Erbfolge soll schon vom Pharao Baenneter der II. (thinit.) Dynastie erlassen sein und ist von hoher Bedeutung für die ganze ägyptische Geschichte geworden. Oft berief der Pharao noch zu Lebzeiten seinen Sohn als Mitregenten. Übrigens bestiegen wiederholt auch Söhne von Privatleuten den ägyptischen Thron.

Zum Zwecke der Regierung und Verwaltung war das ganze Land seit uralten Zeiten in zwei Teile geteilt, in Ober- und Unter-

ägypten, und in 42 Gaue oder Nomen (diese Einteilung findet sich nach Brugsch schon auf den Denkmälern der IV. Dynastie). Jeder Gau zerfiel wieder in Bezirke und hatte seine eigene Verwaltung unter einem Gaufürsten oder Nomarchen, der mit den Hofbeamten den Adel des Landes bildete. Der Gaufürst wurde vom Pharao ernannt; dann aber war seine Würde erblich, jedoch so, daß sie nicht auf den Sohn, sondern auf den ältesten Enkel überging. Im alten Reiche, das in den ersten fünf Dynastien ein streng zentralisierter Beamtenstaat war und weder einen Adel noch erbliche Privilegien kannte, erscheinen die Gaufürsten dem Pharao unbedingt untergeordnet; das beweist schon der äußere Umstand, daß sie sich in dieser Zeit als höchste Ehre anrechnen, in der Umgebung des Grabes ihres Pharaos begraben zu sein (so zu Gize), und daß sie sich in ihren Grabschriften rühmen, von dem Pharao geehrt und geliebt worden zu sein; auch rechnete man in jener Zeit allgemein nach den Regierungsjahren des Pharaos. Im mittlern Reiche (seit der XII. Dynastie) sind die Nomarchen offenbar selbständiger geworden: darauf deutet hin, daß sie in dieser Zeit (zu Benihasan) gesonderte Grabstätten haben und in den Inschriften hervorheben, „von ihren Städten" geliebt gewesen zu sein; auch rechnet man vielfach nach den Regierungsjahren des Nomarchen. Im neuen Reiche endlich ist das Gaufürstentum vernichtet: alle Verwaltung ruht jetzt in den Händen königlicher Beamten, der Gouverneure, des Militärs und der Priester — eine Umänderung, welche die Hyksoskönige bewirkt haben. Wie schon erwähnt, kannten die ersten fünf Dynastien keinen Adel; einzig die persönliche Tüchtigkeit berechtigte zu hohen Ämtern und zu großen Auszeichnungen. Der durch sein herrliches Grab auf dem Totenfelde von Sakkâra berühmte Ti, der königliche Hofverwalter und „Schreiber" zur Zeit der V. Dynastie, war niederer Herkunft und erhielt des Pharaos Tochter zur Gattin. Dieselbe Auszeichnung wurde einem gefeierten Baumeister der IV. Dynastie zu teil. Wenn dann später trotzdem ein Adelsstand sich bildete und zwar sogar ein sehr einflußreicher und unabhängiger, so kam das durch die Freigebigkeit, mit der die ägyptischen Könige ihre Getreuen nicht bloß mit Kostbarkeiten, sondern auch mit Land und Leuten überhäuften. In der V. Dynastie begannen bereits diese Wandlungen sich ernstlich bemerkbar zu machen. Damals fingen die Magnaten an, sich Gräber bei ihrer Gaustadt, fern von der königlichen Residenz anzulegen. Durch die Hyksoskämpfe verschwand der Feudaladel mit seinem Großgrundbesitze. Im Grabe des Nomarchen von Nechebs und Anit, Paher, im Beginn des neuen Reiches, finden wir zum letztenmal Darstellungen von dem geschäftigen Treiben auf den Besitzungen des reichen Landadels (Säen, Pflügen, Ernte, Weinlese usw.). — Das Amt der Nomarchen

bestand bloß noch dem Titel nach, und der Großgrundbesitz wurde von den Krongütern verdrängt.

Zur Pflege der Gerechtigkeit besaß Oberägypten zur Zeit des alten Reiches sechs Gerichtshöfe, an deren Spitze der Oberrichter stand. Jeder der 30 Nomarchen der südlichen Reichshälfte war Richter, also Mitglied eines jener Gerichtshöfe. Neben ihnen gab es noch einzelne Richter als Gehilfen des Oberrichters. Im neuen Reiche blieb nur der letztere und neben ihm ein „großer Gerichtshof", der sich aus Priestern und Beamten zusammensetzte. — Zu allen Zeiten gab es in Ägypten Oberaufseher der Bauten, auch solche für öffentliche Arbeiten; mehrere solcher hohen Ämter treffen wir auch wohl in einer Hand



Bild 38. Schreiber, die Abgaben verzeichnend. Wandgemälde aus einem Grabe in Theben.

vereint: so war zur Zeit des Pharaos Usurtesen I. ein Mentuhotep Rechtsgelehrter, Oberaufseher über die öffentlichen Arbeiten, Richter und Oberbaumeister. Die Verleihung auch dieser Ämter stand dem Pharao zu.

Steuern erhob man wahrscheinlich erst im mittlern und im neuen Reiche (Bild 38). Die Priester und später auch die Krieger hatten steuerfreies Eigentum. Die übrigen zahlten ein Fünftel des Bodenertrags, waren dafür aber sicher vor besondern Steuerauflagen. Überhaupt scheinen die Steuern nicht so drückend gewesen zu sein, wie wir uns vorstellen. Wir kennen durch Mariettes[1] Mitteilung sogar den Fall, daß das Volk unter Pharao Amenophis II. freiwillig mehr Abgaben zahlte, als die Schatzung betrug. Das würde in unsern Tagen schwerlich Nachahmung finden.

[1] Karnak, étude topogr. et archéol., Leipz. 1875, 44 ff.

Bezüglich der Gesetze, nach denen man in Ägypten regierte, sind wir auf die Angaben Diodors von Sizilien angewiesen. Danach wurden Meineid und Mord mit dem Tode, Tötung der Eltern mit Verbrennung bestraft; auch der Mord eines Sklaven wurde durch Todesstrafe gesühnt. Den Deserteur traf öffentliche Verachtung, also nach unsern Begriffen Entziehung der bürgerlichen Ehre. Dem falschen Zeugen vor Gericht schnitt man Nase und Ohren, dem Urkundenfälscher die Hand, dem Spion die Zunge ab. Als Handelsgesetz galt, daß die Zinsen nie das Kapital überschreiten durften, und daß nur die Güter, nicht aber die Person, für Schulden haftbar waren. Bezeichnend für die juristische Befähigung der Ägypter und ihre hochentwickelten Rechtsanschauungen ist ein Vertrag, der uns aus der Zeit des mittlern Reiches erhalten ist; aus ihm geht hervor, daß die Ägypter die rechtliche Doppelnatur einer Person so zu erfassen vermochten, um diese Verträge mit sich selbst abschließen zu lassen.

Was endlich das Kriegswesen der Ägypter betrifft, so können diese schwerlich als ein kriegerisches Volk bezeichnet werden. Das ist einigermaßen zu erklären durch die natürliche Lage des Landes, das in Wüsten eingebettet liegt und nur arme Negervölker und Nomadenstämme als Nachbarn hat. Außerdem gab es in der Umgebung nichts, was zu Eroberungszügen reizte: weder im wüsten Nubien noch im wasserarmen Palästina. So ist Ägypten nur einmal, zur Zeit des neuen Reiches, auf kurze Dauer eine militärische Macht geworden, was bezeichnenderweise damit endete, daß die barbarischen Soldtruppen des Staates dessen Herren wurden. Die Kriegszüge älterer Zeit sind jedoch ernster zu nehmen, als bisher geschah. Wir wissen namentlich aus den Inschriften und Reliefs des 1907 bei Abusir ausgegrabenen Totentempels des Sahure, daß schon in der V. Dynastie ganz beträchtliche militärische Expeditionen ausgesandt wurden. Ein gemeinsames Heer gab es im alten Reiche nicht; jeder Gau hatte seine Miliz, die von dem betreffenden Nomarchen befehligt wurde. Die Ausrüstung dieser Milizsoldaten (Bild 39) bestand aus Bogen, Schild, Speer oder Streitaxt, oder Beil und Lanze oder Schleuder; der Oberkörper war mit schmalen Binden umwickelt, wohl einer Art Panzer, und als Abzeichen galten zwei Straußenfedern am Kopfe.

In der zweiten Hälfte des mittlern Reiches bildete sich durch die Hyksoskämpfe (XV. und XVI. Dynastie) ein einheitliches Heer, dessen Kern Berufssoldaten, die Gefolgsleute des Pharaos, bildeten. Ihnen zur Seite stand das Aufgebot des ganzen Landes. Die Ausrüstung der Soldaten erscheint nicht wesentlich geändert, doch ist die Organisation straffer; auch gibt es Streitwagen und eine wohlgeschulte, kampffähige Flotte. Die Kriegsführung gegen die zivilisierten Syrier, später gegen die mächtigen Cheta und die Libyer ist eine sehr geregelte. Als hervorragende Tat

der ägyptischen Kriegsflotte erscheint der Sieg Ramses' III. über die Libyer an den Nilmündungen. — Das stehende Heer mag gegen 40000 Mann betragen haben, eine Zahl, die im Verhältnisse zur Gesamtbevölkerung (etwa 7 Millionen) nicht zu groß erscheint. Das immer größer werdende fremde Söldnerheer mußte auf Kosten des Landes unterhalten werden, und diese Ausgabe wurde, seitdem Amasis den Schwerpunkt in die griechischen Söldner verlegte, nach Herodots Angabe immer drückender. Nebenbei bemerkt, lag die Hauptstärke des ägyptischen Heeres in den Bogenschützen und den Wagenkämpfern. Über ägyptisches Festungswesen unterrichten uns die Ruinen der Festung Semne in Nubien, die Usurtesen III. angelegt hat.



Bild 39. Krieger aus der Leibwache Ramses' II.

b. Geschichte Ägyptens unter den Pharaonen[1].

Die zahlreichen Ausgrabungsfunde der letzten Jahre haben ein ungeahntes Licht auch auf die Urzeit Ägyptens (vor 3300 v. Chr.) fallen lassen. Wir können jetzt ein vor der eigentlichen historischen Zeit liegendes, uraltes ägyptisches Reich erkennen, das seinen Hauptsitz auf den Stätten von Heliopolis und Memphis hatte und nicht bloß in der ägyptischen Mythologie sehr greifbare Spuren zurückgelassen, sondern sich auch ein dauerndes historisches Denkmal geschaffen hat mit der Begründung des ägyptischen Kalenders, der nach Ed. Meyers „Ägyptischer Chronologie" (1904; Nachträge, 1907; Abhandlung der Berliner Akademie)

---

[1] Vgl. u. a.: Eduard Meyer, Geschichte des Altertums I, Berlin 1884, [2]1907; Geschichte des alten Ägyptens, ebd. 1887; Ägypten zur Zeit der Pyramidenerbauer, Leipzig 1908; Wiedemann, Ägyptische Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf Alexander d. Gr., Gotha 1884—1888; Flinders Petrie, History of Egypt, 3 Bde, London 1894—1905; Maspero, Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique, 3 Bde, Paris 1895—1899, und Histoire ancienne des peuples de l'Orient, Paris 1904; Steindorff, Blütezeit des Pharaonenreiches, Bielefeld 1900; v. Bissing, Geschichte Ägyptens, Berlin 1904; J. H. Breasted, History of Egypt, New York 1905.

am 19. Juli 4241 v. Chr. eingeführt worden ist. Ist dieser Termin richtig berechnet, so hätten wir hier das älteste feste Datum der Menschheitsgeschichte!

Auf dieses Urreich folgte ein Doppelreich: Oberägypten mit der Hauptstadt Elkab und Unterägypten mit der Residenz Buto im Delta. Beide hatten ganz die gleichen staatlichen und religiösen Einrichtungen und waren von einem Stamm geschaffen worden, der den kriegerischen Lichtgott Horus in der Gestalt eines Falken als Hauptgott verehrte. — Die Kultur dieses ganzen Zeitraumes zeigt trotz des Vorkommens einiger Edelmetalle sowie kupferner Gefäße und Gerätschaften den ausgesprochenen Charakter der jüngern Steinzeit. Doch sind alle Steingeräte von einer Feinheit der Arbeit, die sonst nicht ihresgleichen hat. Auch die Kunsterzeugnisse dieser Periode verraten schon charakteristische Merkmale der spätern Zeit.

Etwa mit dem Jahre 3300 v. Chr. beginnt die historische Zeit; diese wird eingeteilt in die Perioden des alten, mittlern und neuen Reiches. Dann folgen noch, nur unterbrochen von der saïtischen Periode, die Zeiten der Fremdherrschaft: der Libyer, Äthiopier, Assyrier, Perser, Griechen, Römer usw. Der gewaltige Zeitumfang dieser Geschichte bedingt naturgemäß zwischen den einzelnen Perioden die einschneidendsten Unterschiede, die so groß waren, daß ein Ägypter aus dem alten Reiche sich im neuen sicherlich wie in einer ganz fremden Nation gefühlt haben würde. Eine feste Zeitrechnung fehlte in diesen drei Reichen. Man rechnete ausschließlich nach den Regierungsjahren der Könige, von denen die Priester große Listen anfertigten. Solcher Königsverzeichnisse fand man einige auf den ägyptischen Denkmälern in Papyrus und Stein: z. B. den sog. Königspapyrus in Turin, die Tafel Thutmosis' III. aus Karnak (jetzt im Louvre), die Tafel des Sethos I. aus Abydos (1864 von Dümichen entdeckt), die Tafel zu Sakkâra aus der Zeit Ramses' II. (von Mariette gefunden; jetzt im Ägyptischen Museum in Kairo) und endlich die Tafel von Karnak, die Burton entdeckte.

Auf den Königslisten der ägyptischen Priester beruht auch das Herrscherverzeichnis des Manetho, eines Priesters in Heliopolis. Dieser verfaßte um 270 v. Chr. unter Ptolemäos II. in griechischer Sprache eine als Urkunde äußerst wichtige ägyptische Geschichte, von der uns der jüdische Geschichtschreiber Josephus Bruchstücke[1] überliefert hat, unter denen die genannte Königsliste das Wichtigste ist. Nach ihr und den soeben erwähnten andern Herrscherverzeichnissen werden die Pharaonen bis

[1] Gesammelt in Müllers Fragm. hist. graec., Paris 1848, und in Ungers Chronologie des Manetho, Berlin 1867. Vgl. auch Krall, Komposition und Schicksale des Manethoschen Geschichtswerkes, Wien 1879.

zur Eroberung Ägyptens (332—331 v. Chr.) durch Alexander d. Gr. eingeteilt in 31 Dynastien, die zwar nicht immer durch Familien-, aber wenigstens doch durch Stammesbeziehungen verknüpft sind. Von diesen Dynastien, welche die Geschichtsbehandlung allgemein aufgenommen hat, kommen nach gewöhnlicher Zählung die ersten 11 auf das alte Reich, die XII.—XVI. auf das mittlere, die XVII.—XX. auf das neue und die XXI.—XXXI. auf die Zeit der Fremdherrschaften. Früher war auf dieser Grundlage die Datierung so unsicher, daß man als erstes vollständig zuverlässiges Datum erst die Thronbesteigung Psammetichs I. (XXVI. Dynastie) im Jahre 663 v. Chr. annahm. Dagegen schwankte man bei der Ansetzung der Regierungszeit des Pharaos Menes um Jahrtausende: Champollion nahm das Jahr 5867 v. Chr. an, Unger 5613, Mariette 5004, Brugsch 4455, Lauth 4157, Lepsius 3892, Seyffarth 2782, Wilkinson 2320. Heute besitzen wir bis zur XII. Dynastie hinauf (2000 bis 1788 v. Chr.) exakte, auf astronomischer Grundlage beruhende Daten, und auch für die frühere Zeit fehlt es uns nicht an ausreichendem Anhalt.

Als erster, historisch beglaubigter Pharao erscheint Menes oder Mena, der um 3300 v. Chr. durch Vereinigung von Ober- und Unterägypten zu einem bereits hochkultivierten Einheitsstaate das alte Reich begründete. Er stammte aus This oder Thinis und legte an der Stätte des spätern Memphis, in dem seine Nachfolger schon teilweise residierten, eine Festung an, die den Namen „Weiße Mauer" erhielt. Sein Grab wurde 1897 von de Morgan bei Nakâde (Negâde) am Wüstenrande in einer großen Ziegelmastaba entdeckt. Die Thiniten regierten in den beiden ersten Dynastien, etwa 400 Jahre lang, über Ägypten. Bekannt ist uns von ihnen durch seinen bei Abydos gefundenen Grabstein (jetzt im Louvre) besonders der Pharao Atoti II., der zweite Nachfolger des Menes[1]. Nach der Thinitenzeit verschob sich der Schwerpunkt des Reiches nach dem Norden zu in das Gebiet des Ptahheiligtums von Memphis. Der erste König der III. Dynastie ist Zoser, der Erbauer der Stufenpyramide bei Sakkâra (Bild 50, S. 109), der an die Stelle des Ziegelbaues den Steinbau treten ließ. — Mit König Snofru begann um 2840 die IV. Dynastie, die den ersten Höhepunkt der ägyptischen Geschichte bildet. Sie ist die Epoche der gewaltigen Pyramidenbauten: Snofru erbaute die bei Mêdûm und Dahschûr; die drei von Gîze wurden durch Cheops, Chephren und Mykerinos errichtet (vgl. Bild 49, S. 108). Unter Cheops erstreckte sich das ägyptische Reich schon bis zur Insel Philä, wie aus deren Erwähnung in den zeitgenössischen Gräbern geschlossen werden darf.

---

[1] Vgl. Flinders Petrie, Royal Tombs of the First Dynasty, London 1900, und Royal Tombs of the Earliest Dynasties, ebd. 1901.

Veranlaßt durch den stetigen Fortschritt der Kultur ist zwischen der IV. und V. Dynastie ein tiefgreifender Unterschied auf dem Gebiete der Politik sowohl wie auf dem der Kunst, Religion und Moral zu beobachten. Das neue Herrscherhaus, das die V. Dynastie begründete, entstammte nach alter Tradition einem Priestergeschlechte aus Heliopolis und brachte von dort die besondere Verehrung des Sonnengottes Re mit und baute ihm Heiligtümer bei Abusir. Wie diese aussahen, haben uns die von dem Freiherrn von Bissing in Verbindung mit den königlichen Museen zu Berlin ausgeführten Ausgrabungen gezeigt (vgl. S. 40). Seit 1902 wurden ebenda auch die Totentempel der Pharaonen Ne-woser-re, Ne-fer-er-ke-re und Sahure, alle aus der V. Dynastie, freigelegt. — Bisher hatte man sich diese erste Zeit der ägyptischen Geschichte als eine Friedensperiode gedacht, da in den Mastabas der ersten zwei Jahrhunderte keinerlei geschichtliche Ereignisse erwähnt und in den Gräbern neben all den andern Gegenständen verhältnismäßig nur wenige Waffen gefunden wurden [1]; jetzt wissen wir aber, besonders durch die Ausgrabungen in Abusir, daß wenigstens der letzte Abschnitt dieser Periode sogar reich an kriegerischen Ereignissen war. Es waren nicht nur sehr ernste Kämpfe mit den Nomaden Libyens zu bestehen, sondern es wurden auch Expeditionen zu Lande und zu Wasser nach Palästina und dem Libanongebiet entsandt, ebenso auf dem Roten Meere nach dem afrikanischen Weihrauchlande Punt an der Somaliküste. Ein großes Relief im Totentempel des Sahure gibt uns Auskunft über die im Kriege gegen die Libyer gewonnene Beute, und zwar in ganz bestimmten, wenn auch zweifellos sehr übertriebenen Zahlen. Eine andere Reliefdarstellung führt uns die siegreich heimkehrende, mit asiatischen Gefangenen beladene ägyptische Flotte vor, wie sie dem Sahure mit Jubel huldigt. — Wahrscheinlich traten nach diesem kraftvollen Herrscher schwache Könige auf; denn bald sehen wir den Adel, der in den ersten Dynastien gar nicht bestand, aber durch die Freigebigkeit der Pharaonen ihren Günstlingen gegenüber sich allmählich heranbildete, sich sogar über das Königtum erheben. Schon in der VI. Dynastie (um 2550—2350 v. Chr.) finden wir einen Erbadel, dem mit dem Titel eines Nomarchen die Verwaltung der Heimatgaue übertragen wurde; über diesen Nomarchen stand dann der „Gouverneur des Südens". Von Kämpfen dieser VI. Dynastie, die ihre Pyramiden bei Sakkâra errichtete, sind uns bekannt die Züge des Pharaos Pepi (Phiops) gegen die Libyer und die Bewohner der Sinaihalbinsel. War bis dahin Memphis der hauptsächliche Mittel-

[1] Auch in den 1905—1906 durch die Deutsche Orientgesellschaft bei Abusir el-Melek aufgedeckten Gräbern (u. a. über 1200 prähistorische Hockergräber) nicht.

punkt des politischen Lebens gewesen, so verlor diese Stadt jetzt ganz allmählich ihre alte Bedeutung. Gegen das Ende der VI. Dynastie begann der Verfall des Reiches infolge innerer Zwistigkeiten. Das Herrscherhaus scheint sich dennoch bis zur VIII. Dynastie gehalten zu haben. Dann kam in der IX. und X. Dynastie ein neues Pharaonengeschlecht auf, das von Herakleopolis aus zeitweise ganz Ägypten beherrschte. Es wurde jedoch in der XI. Dynastie von thebanischen Fürsten gestürzt, die nunmehr Theben zur Reichshauptstadt machten. — Übrigens wird es mit Hilfe der zu Tausenden im Totentempel des Nefer-er-ke-re 1907 von Borchardt gefundenen Siegelabdrücke von Krug- und Kastenverschlüssen nunmehr gelingen, die vollständige Reihe der Könige vom Ende der IV. bis zum Anfange der VI. Dynastie aufzustellen und zwar mit allen ihren Titeln, Namen, Grabdenkmälern und Sonnenheiligtümern.

Mit der XII. Dynastie beginnt Manetho das mittlere Reich (2000—1580 v. Chr). Die innern Kämpfe wurden durch Amenemhet I. mit Gewalt beigelegt und die einzelnen Provinzen, die sich unabhängig gemacht hatten, zum Gehorsam zurückgeführt. Es begann mit der XII. Dynastie (2000—1788 v. Chr.) die größte Glanzperiode des Reiches unter den mächtigen Pharaonen Amenemhet I. und III. und Usurtesen I., II. und III. (dem berühmten Sesostris der Griechen). Eroberungszüge in die Sinaihalbinsel, gegen Nubier und Neger wurden unternommen; Kunst und Literatur erlebten eine hohe Blüte, und eine gewaltige Bautätigkeit schaffte Riesenwerke: die Pyramiden von Lischt, Illahün, Dahschür 2c. Amenemhet III. sollte angeblich auch den sog. Mörissee angelegt haben, ein Wasserbecken von etwa 2000 qm Flächenraum im Fajüm (sein letzter Rest ist heute der Birket el-Karün), in dem der Überfluß des Nilwassers für den Fall der Not aufbewahrt werden sollte. Wohl mit Recht erklärte Maspero diesen Bericht des Herodot vom Mörissee für eine Fabel und meinte, daß es sich dabei um die seit alters übliche Abdämmung des Überschwemmungswassers gehandelt habe. — Demselben Pharao, Amenemhet III., wird auch der Bau des sog. Labyrinths zugeschrieben, einer gewaltigen, von Herodot, Strabo und Plinius beschriebenen, dem Wassergotte Sobk gewidmeten Tempelanlage bei Krokodilopolis am Mörissee mit zwölf hypostylen Hallen und unzähligen dunkeln Zimmern, die so durch Gänge verbunden waren, daß man sich ohne Führer unmöglich in ihnen zurechtfinden konnte. Den griechischen Reisenden erschien das Werk als das größte Wunder der Welt, großartiger sogar als die Pyramiden. Unter der XIII. Dynastie (bis gegen 1660) bewahrte das Reich sich anfangs noch seinen Glanz, der jedoch unter der XIV. infolge innerer Wirren ganz erlosch. Semitische, vielleicht syrisch-arabische Nomaden oder Hethiter, Hyksos („Hirtenkönige")

genannt, brachen um 1675 von Osten her in das Nilland ein und machten sich dieses, dessen Kultur sie annahmen, untertan; schon die letzten Könige der XIII. Dynastie, speziell Nehesi, waren ihre Vasallen. Die XV. und XVI. Dynastie sind Hyksos.

In Memphis, das sie eroberten, wähnten sie sich nicht sicher; sie bauten sich daher näher bei ihrer Heimat die Hauptstadt Hatwâret (Auaris; hieroglyphisch Hauar) im östlichen Delta[1]. Diese lag wohl nicht fern von Tanis, wo ihre Könige sich ebenfalls viel aufhielten, war aber nicht, wie man gemeint hat, gleichbedeutend mit letzterm. Die Hyksoskönige haben eigentlich nur Unterägypten völlig beherrscht, während in Theben teils einheimische Statthalter teils die Nachkommen der XIII. und XIV. Dynastie regierten. Übrigens scheint nach den bisher aufgefundenen Denkmälern die Hyksosperiode nicht einmal 200 Jahre gedauert zu haben. Als Nationalgott der Hyksos erscheint Baal („Herr"), ägyptisch Sutech. Ihre weltgeschichtliche Bedeutung besteht vor allem darin, daß durch sie eine rege, nie mehr unterbrochene Verbindung Ägyptens mit Syrien hergestellt wurde. Sie führten in Ägypten das Pferd und mit ihm die Last- und Kriegswagen ein und verursachten dadurch eine völlige Umgestaltung des Kriegswesens. Neben dem Fußsoldaten erscheint jetzt der Wagenkämpfer, eine Umwälzung, die man an Bedeutung derjenigen gleichgesetzt hat, die in der Neuzeit die Erfindung des Schießpulvers hervorbrachte. Natürlich wurde dadurch die Kriegsführung kostspieliger, und so griff die Änderung auch tief ins soziale Leben ein. — Manche lassen in die Zeit der XVI. Dynastie den Einzug Jakobs in Ägypten fallen, der nach biblischer Zeitrechnung um das Jahr 1842 v. Chr. stattfand. — Im mittlern Reich wurden die Bergwerke der arabischen Wüste ausgebeutet und ein blühender Handel auf dem Roten Meere getrieben. Und wie die 1859 in einem Grabe in Dra Abu'l Negga (Theben) gefundenen herrlichen Schmucksachen der Königin Ahhotep, der Gemahlin des Pharaos Kemose aus der XVI. Dynastie, beweisen, muß die Goldschmiedekunst damals bereits mit ungewöhnlich hoher Meisterschaft gehandhabt sein.

Das neue Reich (etwa 1580—1090 v. Chr.), das Zeitalter der ägyptischen Großmachtstellung, begann mit der XVII. Dynastie, zu deren Beginn der Pharao Amosis die Hyksos aus dem Lande trieb und dann allmählich das Reich wieder einigte; die Hauptstadt war Theben. Seine Nachfolger setzten die Wiedereroberung und Erweiterung des Landes fort. Aber erst mit Beginn der XVIII. Dynastie unter Thutmosis I., dem ersten Pharao, der sich ein Felsengrab statt einer Pyramide als Grabstätte

[1] Vgl. Flinders Petrie, Hyksos and Israelite Cities, London 1906.

erbaute, wurden die Hyksos endgültig vertrieben. Diese XVIII. Dynastie mit den vier Amenophis und den vier Thutmosis bezeichnet die Zeit des mächtigen Aufschwungs des Pharaonenreiches, das nun als völlig ein-



Bild 40. **Die Memnonskolosse in Theben.**

heitlicher Staat erscheint. Eroberungszüge, riesenhafte Bauten, blühender Handel (z. B. mit Südarabien) sind Beweise für den Glanz dieser Periode. Schon Amosis zog bis Phönizien, Thutmosis I. bis zum Euphrat. Allerdings waren des letztern Eroberungen nur vorübergehende. Er richtete auch die Verwaltung Äthiopiens unter einem ägyptischen Statthalter, dem

„Prinzen von Kusch", ein. Von seinen Bauten am Reichstempel von Karnak sind Pylonen und ein Obelisk erhalten, ein von ihm in Abydos erbauter Osiristempel ist dagegen spurlos verschwunden. Um jene Zeit wurde auch der 1894—1896 ganz freigelegte, merkwürdige Terrassentempel zu Dêr el-bahri von Hatschepsowet, der Schwester und Mitregentin des Thutmosis III., erbaut. Dieser eben genannte Pharao ist der bedeutendste Herrscher dieser Dynastie. Er eroberte Syrien, Phönizien und Palästina, erfocht den glänzenden Sieg über die Asiaten bei Meggido und führte dann noch 14 Feldzüge aus, unter andern gegen das hartnäckig Widerstand leistende Volk der Cheta (Hethiter). Er errichtete Bauten in Heliopolis, Memphis, Abydos, Dendera, Theben, sogar in Wâdi Halfa. Thutmosis IV. führte nach den Inschriften siegreiche Kriege mit den Phöniziern und den Assyriern und ließ den großen Sphinx bei Gize vom Flugsande befreien. Sein Sohn Amenophis III. (der Memnon der Griechen) kämpfte mit Glück gegen die Phönizier, Assyrier, Syrier, Araber und Äthiopier, war aber, wie wir aus dem 1888 in Tell el-Amarna aufgefundenen Tontafelarchiv wissen, vorwiegend ein friedliebender, ja schlaffer Fürst. In Memphis setzte er den ersten Apis ein; Theben schmückte er mit glänzenden Bauten (Amontempel ꝛc.) aus, deren grandiose Ruinen beim heutigen Luksor, Karnak und Medînet Habu erhalten sind. Seine ebenda befindlichen beiden Kolossalstatuen, die sog. Memnonskolosse (Bild 40) sind die beiden größten noch stehenden Bildsäulen in Ägypten. Der Sohn und Nachfolger dieses Pharaos, Amenophis IV., ist bekannt durch seinen Versuch, einen einzigen Gott, die Sonnenscheibe (Aten), an die Stelle der alten Götter zu setzen (vgl. S. 36). Er selbst nannte sich Chu-en-Aten („Abglanz der Sonnenscheibe") da sein mit Amon zusammenhängender Name ihm widerwärtig geworden war, und verließ das durch den Amonkult für ihn verunreinigte Theben, um sich etwa 320 km südlich vom heutigen Kairo die neue Hauptstadt Chut-Aten („Horizont der Sonnenscheibe") zu bauen, deren Ruinenstätte jetzt Tell el-Amarna[1] genannt wird. Von der Überstürzung, mit der er diese Reformen vornahm, zeugt die Tatsache, daß er seine neue Residenz schon einweihte, ehe sie halb fertig war. Durch das schon erwähnte Tontafelarchiv (vgl. S. 37) haben wir Kenntnis erlangt von den vielfachen, bis dahin kaum geahnten Verbindungen der Könige Amenophis III. und IV. mit Vorderasien. Auch wissen wir aus derselben Quelle, daß damals das Babylonische im Orient die Diplomatensprache war. Der Reformationsversuch des Amenophis mißlang freilich, indes wurde noch unter einem seiner

[1] Der Name ist eine willkürliche Bildung aus dem Namen des Dorfes Et-Till und dem des Beduinenstammes Beni-Amram. Die dortigen Araber kennen ihn nicht.

Nachfolger, Haremheb, der Gott Aten neben Amon verehrt als der Gott, „der ewig ist". Dieser Haremheb zog auch gegen die wieder unruhig gewordenen Kuschiten; in einem Grabe aus seiner Zeit findet sich das bekannte „Lied des Harfners". — Den Gipfelpunkt des Glanzes erreichte das Reich in der XIX. Dynastie. Schon Sethos I. (Bild 41) erscheint als Bauherr in Theben, restaurierte in Medînet Habu und Dêr el-bahri und begann den Bau des Tempels in Kurna zu Ehren seines Vaters Ramses I., mit dessen kurzer Regierung diese Dynastie begann;



Bild 41. Sethos I. Relief zu Abydos.

ferner erbaute er einen kleinen, aber sehr schönen Tempel dem Amon-Re in der Wüste bei Redêsije, den Felsentempel im Gebel Silsile, einen großen Tempel zu Abydos, endlich einen Ptahtempel zu Memphis und einen ziemlich großen Tempel zu Karnak. Sethos versuchte die verlorenen syrischen Provinzen wiederzugewinnen, besiegte die Schasu, unterwarf Kanaan, zog nach Palästina und unterwarf die Cheta. Auch von einem Zuge gegen die Libyer berichtet eine Darstellung in Karnak. Zu Sethos' Zeit wurden auch die Goldminen in Äthiopien ausgebeutet. Der berühmteste König der XIX. Dynastie und wohl der bekannteste aller Pharaonen ist Ramses II. (Bild 42 und 43), der Sesostris der Griechen, Sethos' großer Sohn (um 1292—1225 v. Chr.). Während seiner 67jährigen Regierung erreichte die Bautätigkeit der Pharaonen ihre höchste Entwicklung. Überall finden wir Spuren seiner Kolossalbauten: in Abydos vollendete er den herrlichen Tempel, den Sethos I. begonnen hatte, und errichtete daneben ein neues, prächtiges Heiligtum wie auch in Tanis und El-Kâb; in Nubien schuf er die Felsentempel Beit Walli, Gerf Hussên, Kubân, Wâdi Sebua, Dêr und vor allem die beiden in Abu

Simbel (Ibsambul), von denen der große der vollendetste und schönste aller ägyptischen Felsentempel ist. Vor allem verdankt ihm die Reichshauptstadt, das „hunderttorige“ Theben, ihre Pracht. Hier erweiterte, restaurierte und vollendete er die schon vorhandenen Bauten, so den großen bereits von Usurtesen I. begonnenen und von Thutmosis I. und III. und Sethos I. weitergeführten Reichstempel des Amon-Re (zu Karnak), dem er den schönsten Teil, den 5000 qm bedeckenden Säulensaal („ein Wunder der Welt“) anfügte; hier errichtete er neu (in Luksor) mit gewaltigen Pylonen einen herrlichen Kolonnadenhof, den er an den von Amenophis III. stammenden Tempel anlehnte; von den ebendort bei einem Jubiläum des Pharaos errichteten beiden Granit-Obelisken wurde der kleinere 1836 auf der Place de la Concorde in Paris aufgestellt; von den zwei sitzenden und vier stehenden Kolossalstatuen des königlichen Bauherrn, die ursprünglich vor den neuen Pylonen ihren Standort hatten, sind nur noch drei vorhanden. In Theben erbaute er auch das berühmteste seiner Bauwerke, das noch halb erhaltene, dem Amon geweihte sog. Ramesseum im Westteile der Stadt, „das schönste Gebäude des pharaonischen Altertums“. Seinem Vater Sethos I. ließ er in der



Bild 42. **Granitstatue Ramses' II. Turin, Museum.** (Phot. Alinari.)

thebanischen Totenstadt ein herrliches Felsengrab mit zahlreichen, tief in den Felsen gehauenen Kammern herrichten, geschmückt mit Bildnereien und Malereien — eine kolossale Arbeit, deren Anblick noch heute einer der edelsten Genüsse für den Besucher Ägyptens ist. In Kurna vollendete er den schon von Sethos I. begonnenen Tempel und restaurierte den in Dêr el-bahri; endlich baute er auch in Medînet Habu. Auch die Wissenschaft blühte jetzt, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden. Dazu wird Ramses II. als Eroberer gepriesen. Unter ihm finden wir, wie die gleichzeitigen Abbildungen in Tempeln und Gräbern zeigen, das Kriegs-



Bild 43. **Kolossalstatue Ramses' II. in dem Palmenwalde auf der Stätte des alten Memphis.** (Phot. Zangaki.)

wesen völlig ausgebildet. Seine Armee soll nach Diodor 700 000 Krieger gezählt haben, sicherlich konnte er 400 000—500 000 ins Feld stellen. Mit solchem Heere führte er Grenzfehden mit den Kusch (Äthiopiern) und zog dann nach Asien gegen die mächtigen Cheta. Diese, die Hethiter[1] der

[1] Durch die Deutsche Orientgesellschaft wurde im Sommer 1907 festgestellt, daß Boghazköi im Herzen Kleinasiens, östlich von Angora, die einstige Hauptstadt der bislang so rätselhaften Hethiter des Alten Testaments war. Reichliche Tontafelfunde, die zeitlich und inhaltlich im nächsten Zusammenhange mit den in Tell el-Amarna gefundenen stehen, geben Aufschluß über Kultur und Geschichte der Hethiter. Vgl. Hugo Winckler in Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft 1907, Nr 35.

Bibel, wohnten zwischen Libanon und Antilibanon im Orontestale, in Cölesyrien; der Mittelpunkt ihres Landes war das wohlbefestigte Kadesch am Orontes. Die weltgeschichtliche Bedeutung Syriens beruht darauf, daß es die natürliche Vermittlung zwischen den beiden uralten Kulturmittelpunkten, Babylon und Ägypten, bildet. Der Verkehr zwischen Syrien und Ägypten wurde vermittelt durch die Beduinen, die Schasu; den Seehandel zwischen beiden Ländern führten die Phönizier. Die Cheta hatten sich seit den Zeiten Thutmosis' III. aus einem lockern Gemeinwesen zu einem mächtigen, einheitlichen Reich entwickelt, das sich den Ägyptern entzogen hatte. Schon Sethos I. hatte versucht, die ägyptische Herrschaft über alle syrischen Reiche wiederherzustellen, aber vergebens. Jetzt erneuerte der große Ramses den Versuch. Bei Kadesch kam es zu einer großen Schlacht; trotz der vielen prahlerischen ägyptischen Berichte auf den Abbildungen scheint diese jedoch für die Ägypter kein entscheidender Sieg gewesen zu sein; denn der Krieg dauerte noch jahrelang fort und endete damit, daß der Feind nach zwei Jahrzehnten als gleichstehende Macht anerkannt wurde, mit der die Ägypter die Hegemonie in Palästina zu teilen hatten. Diese Schlacht bei Kadesch spielt eine bedeutende Rolle in der Geschichte: in den urkundlichen Berichten über sie tritt uns (nach Ranke) zum erstenmal der vordrängende Geist der ägyptischen Macht, aber auch zugleich die entgegengesetzte Bewegung der kanaanitischen Stämme entgegen. Ramses eroberte dann noch einige Städte in Kanaan und Phönizien, besonders das wichtige Askalon. Der Friedensvertrag zwischen ihm und den Cheta ist uns in einer Inschrift zu Karnak dem Wortlaute nach erhalten. — Ramses II. gründete auch eine neue Reichshauptstadt im östlichen Nildelta, nördlich von Heliopolis. Die Stadt Tanis, die seit der Vertreibung der Hyksos verfallen war, stellte er wieder her und baute dort dem Set einen Tempel. Nahe dabei gründete er eine Festung, die in der Heiligen Schrift „Ramses" genannt wird. Bemerkenswert ist endlich noch, daß er zur Sicherung der Grenzen und zum Schutze der Kupferbergwerke des Sinai im Roten Meere eine Flotte schuf und unterhielt, die ihre Fahrten bis zum Kap Guardafui ausdehnte; auch legte er einen Nilkanal bis zum Timsahsee an. — Ramses II. wird vielfach für den „Pharao der Bedrückung" (Exodus 1, 11) gehalten. Mit ihm trug man den letzten der großen Pharonen zu Grabe. Der Verfall, der bereits am Schlusse seiner Regierung begonnen hatte, machte unter seinen schwachen Nachfolgern rasche Fortschritte. — Unter seinem Sohne Merenptah (Bild 44) brachten die ägyptischen Truppen den eindringenden Libyern und ihren Verbündeten eine vollständige Niederlage bei. Unter ihm sollen die Juden Ägypten verlassen haben. Jedenfalls sind alle Ägyptologen darüber einig, daß dieses Ereignis in die

Zeit der XIX. Dynastie fällt; nur bezüglich des Pharaos, unter dem es geschah, sind die Meinungen geteilt: Maspero und andere lassen den Auszug erst unter Sethos II. stattfinden. Die Schwäche des Reiches unter diesem Pharao gilt als Hauptbeweisgrund für letztere Ansicht. Der Bericht der Bibel aber läßt nicht so sehr auf einen schwachen, als auf einen boshaften und eigensinnigen König schließen. — Merenptah baute u. a. die Felsenkapelle der Hathor zu Surarije. Sicher ist, daß ihm Ägypten, Äthiopien und die Sinaihalbinsel als fester Besitz gehörten. Den Schluß der XIX. Dynastie bilden Thronstreitigkeiten, die teilweise in völlige Anarchie ausarteten. — Erst durch Ramses III., den bedeutendsten Pharao der XX. Dynastie, wurde die Ruhe wiederhergestellt. Es gelang ihm, den vollständigsten Sieg über die Libyer zu erringen, die erobernd in Syrien vorgedrungen waren und schließlich von der See aus in die Nilmündungen einfahren wollten. Der König überschüttete die Gottheiten, namentlich den Amon von Theben, mit Geschenken. Auch baute er nach dem Muster des Ramesseums den Haupttempel von Medinet Habu und einen großen aus Alabaster, Granit und Kalkstein in Tell el-Jehudije, dessen Außenwände von glasierten Ziegeln gebildet wurden; ferner einen kleinen Tempel im ersten Hofe des Reichstempels zu Karnak, und endlich wurde hier unter ihm der Bau des Chonsutempels begonnen. — Unter den neun Ramses (IV.—XII.), die auf Ramses III. folgen, wurde wohl das Land Kusch (Äthiopien) behauptet, aber der letzte Rest der asiatischen Besitzungen ging verloren. Mit der Großmachtstellung war es aus. Zunächst rissen die immer mächtiger werdenden Amonpriester die Herrschaft an sich, von denen Herihor, der Oberpriester des Amon von Theben, den Thron der Pharaonen bestieg. Dann folgte die Zeit der Fremdherrschaften (etwa seit 1090 v. Chr.). In der XXI. Dynastie herrschten die Taniten, benannt nach ihrer Hauptstadt Tanis. Nicht durch kräftiges Auftreten, sondern durch kluges Entgegenkommen suchten diese Priesterpharaonen mit den großen Völkern ringsum in Frieden zu bleiben, und so fallen in diese Zeit die Beziehungen des Königs Salomon von Israel zu dem Pharaonenreiche (1 Kg 3, 1; 9, 15; 10, 18). In Nubien und Palästina hörte die



Bild 44. Pharao Merenptah.

ägyptische Herrschaft auf. — Führer, wahrscheinlich libysche, jener Söldnerscharen (Libyer, Neger und vor allem Schardana), die schon unter Sethos I. im ägyptischen Heere heimisch wurden, bildeten die XXII. Dynastie und hielten im Delta in Bubastis (daher Bubastiden genannt) Hof. Scheschonk I., der biblische Sisak, trat noch einmal kriegerisch hervor: er belagerte um 930 v. Chr. für den König Jeroboam gegen Roboam (Rehabeam) Jerusalem; aber schon sein Nachfolger Osorkon wurde von dem jüdischen Könige Assa geschlagen. Die Söldnerherrschaft dieser Dynastie endigte mit der Bildung einer Reihe von Kleinstaaten; das Pharaonenreich löste sich auf. Auch Kusch (Äthiopien) machte sich jetzt selbständig und wurde

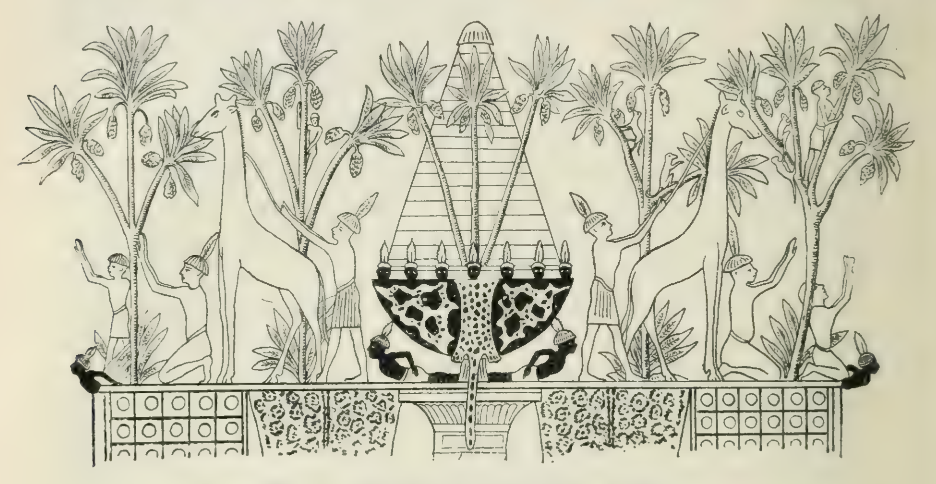


Bild 45. **Schaustück aus einem nubischen Tribute.**
Der untere Teil des mit Fellen usw. behängten Tisches ist hier fortgelassen.
Wandgemälde aus einem Grab in Theben. (Nach Lepsius, Denkmäler.)

Erklärung. Darstellung einer nubischen Landschaft auf einer Tischplatte. In der Mitte eine kegelförmige Strohhütte, von Dumpalmen umgeben, die von Affen bevölkert sind und unter denen Giraffen sich aufhalten. Die Nubier in ägyptischer Tracht, nur die Schwarzen in sklavischer Lage am Boden oder ihre Köpfe zur Dekoration der Hütte hergebend.

ein Priesterstaat, in dessen Kultur- und Lebensverhältnisse die vorstehende Abbildung (Bild 45) eines Schaustückes aus einem nubischen Tribute einen Einblick ermöglicht. Die Könige dieses Staates hatten äthiopische Namen, trugen aber Titel und Krone der Pharaonen und wohnten in Napata (dem Noph der Bibel?), an dessen Stelle um 600 v. Chr. Meroë trat; die äthiopischen Könige ahmten die ägyptischen nach, bauten Pyramiden und hingen dem Dienst des Amon an.

Einem von diesen, dem Könige Piankhi, gelang es in der (tanitischen) XXIII. Dynastie zur Zeit des Pharaos Osorkon III., sich Ägypten zu unterwerfen, das nun mehrere Jahrzehnte ein Spielball der um den Besitz des Nillandes streitenden Äthiopier und Assyrier blieb. In der

(saïtischen) XXIV. Dynastie begegnet uns jedoch wieder ein einheimischer König, Bokchoris, der wenigstens Unterägypten wiedereroberte, während Oberägypten den Äthiopiern verblieb. Doch unterwarf sich gegen 725 v. Chr. der äthiopische König Sabakon, der biblische Soa, ganz Ägypten, eine Erwerbung freilich von nur kurzer Dauer. Bald begannen von neuem innere Wirren und Bürgerkriege, von denen uns der Prophet Isaias (19, 2—3 u. 13—15) ein so treffendes Bild entwirft. — Mit Sabakon beginnt die (äthiopische) XXV. Dynastie, die wir vollbeschäftigt finden mit Kämpfen gegen das eroberungssüchtige Assyrien. Sabakon, der den biblischen König Hiskia von Juda gegen dieses unterstützt hatte, wurde durch Sargon, den Nachfolger Salmanassars, Königs von Assyrien, bei Raphia geschlagen; Ägypten wurde mehr oder minder abhängig von Assyrien. Auch Sargons Nachfolger, Sanherib, siegte in einer Schlacht bei Altaku über die Ägypter. Asarhaddon brachte dem Pharao Taharka (dem Tiharka der Bibel) eine so empfindliche Niederlage bei, daß dieser nach dem Süden fliehen und Memphis den Assyriern überlassen mußte (670 v. Chr.). Diese eroberten nun Theben, plünderten dessen Tempel und verteilten dem Namen nach das Land unter 20 kleine Fürsten (Necho von Saïs 2c.), wohl ägyptische Söldnerführer, in Wahrheit aber war Asarhaddon König von Ägypten. Da war erfüllt, was der Prophet Isaias (19, 4 23) vorherverkündet hatte: „Ich überliefere Ägypten einem harten Herrn; ein starker König soll über es herrschen, spricht Jahwe. Ägypten soll Assur dienen." Zum Glück für Ägypten fiel in diese Zeit der schnelle Rückgang der assyrischen Macht, so blieb es bald wieder sich selbst überlassen. Wir wissen jetzt sicher, daß der Übergang von der XXV. zur XXVI. Dynastie, mit andern Worten, daß der Regierungsantritt Psammetichs I., des Fürsten von Saïs, sich ganz friedlich vollzog. Die assyrischen Besatzungen wurden vertrieben, während die Hauptheere der Assyrier in Babylon und Elam Kriege führten, und der Herrschaft der kleinen einheimischen Fürsten wurde nach und nach ein Ende gemacht. Psammetich, der Gründer der (saïtischen) XXVI. Dynastie (663—525 v. Chr.), war durch Heirat mit einer Tochter der Ameneritis, der Schwester Sabakons und Gemahlin des Pharaos Pianchi, zur Thronfolge berechtigt; er war vom letzten äthiopischen Herrscher Ägyptens, Nut-Amen, zum Mitregenten erwählt worden und behielt nach dem Rückzuge des letztern in sein Stammland die Herrschaft über Ägypten, wobei er die Hauptstadt wieder nach Saïs, seinem Heimatsorte, verlegte. Er und seine Dynastie stützten sich auf die fremden Söldner, besonders die libyschen — war doch das neue Herrschergeschlecht selbst libyschen Ursprungs —, und auf die Griechen, deren Unterstützung (König Gyges von Lydien) Psammetich seinen Thron verdankte. Zum erstenmal in

der Geschichte verfolgten jetzt die ägyptischen Könige eine umfassende Handelspolitik: so kamen Phönizier, Juden und Syrier nach Ägypten und ließen sich dort dauernd nieder; den Griechen wurde Ägypten erst durch Psammetich eröffnet. Der Verkehr mit ihnen war so stark, daß eine große Zahl griechischer Dolmetscher in Ägypten war. In Griechenland hochangesehene Männer, wie der Lyriker Alcäus, Sapphos Bruder Charaxus, Solon u. a., lebten eine Zeitlang im Nillande; auch ist bezeichnend, daß der mächtige Herrscher von Korinth, Periander (um 627—588), seinem Neffen und Nachfolger den Namen Psammetich gab. — Der Nachfolger Psammetichs, Necho (609—594), eroberte nach dem Siege bei Megiddo (608) über König Josias von Juda das ganze Syrien bis zum Euphrat, wurde aber 605 von den Babyloniern (Nebukadnezar) bei Karchemisch geschlagen und nach Ägypten zurückgedrängt. Er schuf eine mächtige Kriegs- und Handelsflotte und begann mit Benutzung eines von Ramses II. herrührenden Kanals eine Verbindung zwischen dem Nil und dem Roten Meere herzustellen, die aber erst Darius I. vollendete. Unter allen Umständen weist dieser Plan auf die große Bedeutung des arabischen Handels in jener Zeit hin. Necho soll auch die Umsegelung Afrikas durch phönizische Seefahrer veranlaßt haben. Die Kunst erlebte in Nachahmung der klassischen Muster des alten Reiches unter den Saïten eine schöne Nachblüte: die sog. ägyptische Renaissance. Unter dem Pharao Apries (588—569), dem biblischen Hophra, wurde die Wiedereroberung Syriens versucht, doch konnte die Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar (586) nicht verhindert werden. Apries fiel in der Schlacht bei Momemphis gegen den Empörer Amasis, der nunmehr den Thron bestieg (569—526). Während dieser innern Wirren hatte Nebukadnezar ganz Ägypten bis Syene durchzogen und ausgeplündert (568—567). Amasis schloß sich am engsten von allen saïtischen Herrschern an die Griechen an, denen er Naukratis als Handelsniederlassung einräumte; kein Wunder also, daß seine Person und seine Geschichte mit griechischen Sagen verknüpft wurde. Er verbündete sich mit Krösus von Lydien und Polykrates von Samos und unterwarf Cypern. Gegen die immer weiter vordringende Macht der Perser vorzugehen, fühlte er sich wohl zu schwach; er duldete es, daß diese ganz Vorderasien, Babylonien, Syrien und Palästina bis zur ägyptischen Grenze sich unterwarfen. Sicher ist, daß die Herrschaft des Amasis, des letzten wirklichen Königs von Ägypten, nur bis zu den Katarakten von Assuân reichte, also dieselben Grenzen hatte, wie unter dem ersten geschichtlichen Pharao Menes. Dagegen soll im Innern des Landes der Wohlstand zu hoher Blüte gelangt sein. Nach Herodot hätte es damals im Niltal 20000 bewohnte Orte gegeben. Bauten des

Amasis finden sich besonders im Delta, unter andern ein Tempel in Bubastis und eine Vorhalle am Tempel der Neith in Saïs. — Sein Nachfolger Psammetich III. wurde vom Perserkönig Kambyses bei Pelusium (525 v. Chr.) besiegt; Ägypten wurde persische Provinz.

Als bezeichnend für die Politik der saïtischen Dynastie ist folgendes hervorzuheben. Die Abschließung der ägyptischen Kultur gegen das Ausland wurde durch sie zuerst aufgegeben, und griechischer Einfluß wurde maßgebend. Zum erstenmal wurde der Versuch gemacht, Ägypten zu einer Seemacht zu erheben (Necho), was freilich durch die Niederlage im Kriege gegen die Babylonier vereitelt wurde; die Handelsbeziehungen wurden weit über die bisherigen Grenzen ausgedehnt. Endlich versuchte man nach Asien vorzudringen und dort den alten Glanz des Pharaonenreiches wiederherzustellen: das scheiterte jedoch an der Niederlage bei Karchemisch. Im allgemeinen müssen wir sagen, daß die saïtische Dynastie einen völligen Umschwung in Politik, Handel und Kunst bewirkte.

In der XXVII. Dynastie regierten die Perserkönige von Kambyses bis Darius II. in Ägypten; die Zerstörung und Beraubung der ägyptischen Gräber und Tempel begann. Kambyses unternahm einen mißlungenen Zug nach den Oasen der Libyschen Wüste und einen andern gegen Äthiopien. Darius I. vollendete den Kanal zwischen dem Nil und dem Roten Meere, den Necho begonnen, prägte den Ägyptern Goldmünzen (statt der bisherigen Ringe) und tat auch sonst viel zur allseitigen Hebung des Landes. Xerxes mußte einen Aufstand der Ägypter niederschlagen, ebenso Artaxerxes I. In dieser Zeit bereiste Herodot das Nilland. Unter Darius II. und Artaxerxes II. und III. verfiel das Perserreich immer mehr, so daß es für mehr als 60 Jahre noch einmal einheimischen Dynastien gelang, die Herrschaft an sich zu reißen. Die XXVIII. Dynastie (um 415) residierte zu Saïs (Pharao Amyrtäus), die XXIX. (398—379 v. Chr.) zu Mendes. Die letztere stützte sich namentlich auf griechische Söldner und hatte in Nepherites I., Achoris und Psammuthis Soldaten-Pharaonen. Achoris kämpfte auf seiten des Königs von Cypern gegen die Persermacht. Die XXX. Dynastie (378—341) stammte aus Sebennytos; von ihren Herrschern setzte Nektanebos I. mit Eifer den Krieg gegen die Perser fort (um 369) und schlug diese erfolgreich zurück, als sie nach Niederwerfung des Cyprierkönigs Evagoras in Ägypten einfielen. Sein Nachfolger Pharao Tachos eroberte sogar Phönizien, wurde aber schließlich abgesetzt und starb am Perserhofe. In Nektanebos II. (358 bis 341) erstand dem Lande noch einmal ein machtvoller Herrscher, von dem die ältesten Tempelbauten auf der Insel Philä herstammen. Dennoch unterlag gerade er schließlich seinen Feinden; er mußte Phönizien und Syrien aufgeben und floh endlich vor den Persern, die um 341 v. Chr.

Ägypten von neuem zu einer persischen Statthalterschaft machten, nach Äthiopien. So wurde die XXXI. Dynastie wieder eine persische. Die Könige Ochos, Arses und Darius III. folgten aufeinander in kurzen Zeitläufen, bis Alexander d. Gr. 332 v. Chr. Ägypten seinem Weltreiche einverleibte. Er zog, als Befreier vom persischen Joche begrüßt, in Pelusium ein, wurde in der Oase des Amon von den Priestern als Sohn Amons begrüßt und leitete tatsächlich noch einmal eine drei Jahrhunderte währende Zeit des Glanzes für das Nilland ein. Das von ihm gegründete Alexandria, das sich unter seinen Nachfolgern, den Ptolemäern, zum Mittelpunkte des Welthandels und zur Geburtsstätte einer neuen Kultur, des Hellenismus, erhob, übertraf an Glanz bald die alten Hauptstädte Memphis und Theben und wurde die erste Weltstadt. Vor allem entwickelten die Ptolemäer eine erstaunliche Bautätigkeit: die Tempel von Philä und Edfu, von Ombos, Hermonthis, Dêr el-Medine wurden gebaut, der von Dendera begonnen, der Amonstempel von Karnak umgebaut und abgeschlossen. Unter Ptolemäus I. kamen Cölesyrien, Palästina und Phönizien bei der Teilung nach der Schlacht bei Ipsos zu Ägypten; Cypern wurde erobert. Unter dem dritten der Ptolemäer erreichte Ägypten den Höhepunkt äußerer Macht: das Seleucidenreich und das cilicische Kleinasien wurden erobert. Aber Anarchie und ewige Thronstreitigkeiten veranlaßten wiederholt das Eingreifen der neuen Weltmacht, der Römer, denen das Reich endlich erlag (30 v. Chr.) und bis 638 n. Chr. als römische Provinz gehörte. — Ägypten war, dank dem glücklichen Umstande, daß der Nil und das Niltal beiderseits eng von Gebirgszügen wie von natürlichen Befestigungen eingeschlossen werden, viele Jahrtausende unabhängig geblieben, hatte Libyern, Semiten und Äthiopiern erfolgreich widerstanden oder sich von ihrem Joch doch immer schnell wieder befreit; den großen Weltmächten des Altertums aber konnte es nicht widerstehen: es fiel nacheinander den Assyriern, Persern, Mazedoniern, Griechen und endlich den Römern zur Beute.

4. Wissenschaft, Poesie, Kunst und Kunsthandwerk.

1) Wissenschaft[1].

Zwar nicht mit so lebhafter Einbildungskraft und feinem Verstande wie die Griechen begabt, aber mit klarem Geiste, Wissensdrang und Fleiß ausgerüstet, erwarben sich die alten Niltalbewohner ein für jene grauen Vorzeiten erstaunliches Wissen, so daß sie die Lehrmeister auch der Griechen wurden. Das jetzt armselige Dörfchen Matarije mit seinem

[1] Vgl. außer Erman auch H. Schneider, Kultur und Denken der alten Ägypter, Leipzig 1907.

einsamen Obelisken bezeichnet die Stelle, die einst Sitz und Mittelpunkt menschlichen Wissens war; denn dorthin, nach dem hochberühmten, auch Genesis 41, 45 erwähnten On, das die Griechen Heliopolis[1] nannten nach dem dort hauptsächlich verehrten Sonnengott Re-Harachte, kamen die Wißbegierigen, um zu lernen und dann das erworbene Wissen in fernen Ländern zu verbreiten. Herodot nennt die Ägypter „die bei weitem unterrichtetsten Menschen von allen, die er kennen gelernt". Als die Eleer ihre olympischen Spiele einrichten wollten, holten sie Rat von den Ägyptern, als „den weisesten aller Menschen". Plato und Eudoxus, Thales und Pythagoras, Demokrit, Alcäus, Euripides, Anaxagoras, Hellanikus, Hekatäus und zahllose berühmte Griechen bis auf Herodot, Diodor und Strabo — sie alle wanderten zum Nil, um dort an der Quelle ägyptischer Weisheit zu schöpfen. „Wenn die Griechen erzählten, daß Danaos die ersten Keime der Zivilisation aus Ägypten nach Argos gebracht, daß König Erechtheus, der die eleusinischen Mysterien lehrte, ein Ägypter gewesen, daß die Theologen Orpheus und Musäus, der Dichter Homer, daß endlich die Gesetzgeber Lykurg und Solon ihre Kenntnisse aus dem Nillande geholt, so ist es gleichgültig, ob das alles historisch ist: es liegt in der Richtung aller dieser Sagen Beweis genug für die Anerkennung ägyptischer Weisheit und Gelehrsamkeit." Daß diese eine solche Bedeutung erhielt, hatte seinen Grund hauptsächlich in der geschichtlich nachweisbaren Wißbegierde der alten Ägypter. Für diese liefern uns die Denkmäler manchen wertvollen Beleg. So werden bei Aufzählung von erbeuteten Gegenständen immer jene besonders hervorgehoben, welche die Ägypter bislang noch nicht gesehen hatten. Als Thutmosis III. einst aus einem auswärtigen Kriege unter anderem zwei bis dahin unbekannte Vögel heimbrachte, da hatte der große Pharao — so berichtet eine Inschrift zu Karnak — darüber mehr Freude als über die gesamte übrige reiche Kriegsbeute.

Über den Schulunterricht bei den Ägyptern erfahren wir, daß die Kinder einen halben Tag in der Schule lernten und mittags „jauchzend die Schule verließen". Die Mutter brachte täglich die Nahrung zur Schule. Ein Grundsatz der ägyptischen Schule war: „Der Knabe hört mit dem Rücken." Der Unterricht wurde so gegeben, daß die Kinder erst schreiben lernten und dann sich im Abschreiben von Unterweisungen und Briefen übten. Eine große Menge von Schulheften und Schreibtafeln sind uns in den Gräbern von Schülern erhalten geblieben. Wir reden nun zunächst von der Schrift der Ägypter.

---

[1] 1907—1908 entstand dicht bei der alten Ruinenstätte die mit allem modernen Komfort ausgestattete gleichnamige Villenkolonie.

a. Die Schrift[1].

Dem Ägypter galt seine Schrift, die eine Originalerfindung seines Volkes ist, für die Grundlage aller Wissenschaft, wie schon der eine Umstand beweist, daß die Gelehrten den Namen „Schreiber" führten. Im allgemeinen sei hier bemerkt, daß von allen Schriftarten, die in der Welt Geltung gehabt haben, die ägyptische, so verwickelt sie auch sein mag, immer noch eine der besten und am leichtesten lesbaren ist: sie ist auch wohl die schönste von allen, die der Orient benutzt hat, und war schon unter Menes im Gebrauch, wie ein 1897 in dessen Grabe gefundenes Elfenbeintäfelchen beweist.

Die Schriftzeichen der altägyptischen Denkmäler sind die Hieroglyphen, die wie auch die ägyptische Sprache von den alten Ägyptern als eine Erfindung des Gottes Thot betrachtet und daher „Schrift der Gottesworte" (griech. ἱερογλυφικά, „heilige Inschriften") genannt wurden. Diese Schrift ging wie alle andern natürlich entwickelten Schriftsysteme (z. B. Keilschrift, chinesische Schrift) von der Bilderschrift aus und war ganz ursprünglich gewiß ideographisch, d. h. sie stellte nicht Laute, sondern ganze Begriffe durch ein Schriftzeichen oder durch ein entsprechendes Bild dar. Die Ideogramme (Bilder von Göttern, Menschen, Tieren, Häusern, Geräten usw.) dienten später auf Grund der durch sie vertretenen Lautgruppe unbekümmert um ihren ursprünglichen Sinn als Silbenzeichen oder, wenn die Silben nur aus Konsonant und kurzem Vokal bestanden, als Zeichen für die Konsonanten allein. Solcher einfachen Lautzeichen zählt die hieroglyphische Schrift 24. Zur Erleichterung des Verständnisses fügte man begriffliche und lautliche Ergänzungszeichen (Determinative) hinzu. Alle Zeichenarten — es sind an 1500 Wort-, Silben- und Lautzeichen — werden seit den ältesten Zeiten, schon vor der IV. Dynastie, bis ins 3. Jahrhundert n. Chr. nebeneinander gebraucht; eine rein alphabetische Schrift hat sich also in Ägypten nicht entwickelt. Die Schrift läuft ursprünglich in senkrechten, später auch in wagerechten Zeilen gewöhnlich von rechts nach links, aus dekorativen und andern Rücksichten ausnahmsweise auch von links nach rechts. — Für die Papyrusschrift formte man die Bilder zu Umrißfiguren, aus denen sich schon im alten Reiche eine linksläufige Kursivschrift, die hieratische (d. i. „Priester"-Schrift), bildete. An ihre Stelle trat um 750 v. Chr. als systematische Kürzung die demotische oder Volksschrift, und in nachchristlicher Zeit (etwa im 4. Jahrh. n. Chr.) als Koptisch das um sieben Buchstaben vermehrte griechische Alphabet.

[1] Vgl. Spiegelberg, Schrift und Sprache der alten Ägypter, Leipzig 1907.

Durch die Einführung des Christentums geriet die alte hieroglyphische Schrift allmählich in Vergessenheit. Schon im 5. Jahrhundert n. Chr. stand man vor den hieroglyphischen Inschriften der Tempel wie vor unlösbaren Rätseln, und mehr als ein Jahrtausend blieben sie unverstanden und unerforscht. Die Entzifferung gelang erst im 19. Jahrhundert. Während der ägyptischen Expedition Napoleons[1] 1799 wurde durch den Kapitän Boussard bei Rosette eine Steintafel aufgefunden, auf der sich eine Inschrift zu Ehren des ägyptischen Königs Ptolemäus V. in hieroglyphischer und demotischer Schrift und in griechischer Übersetzung befand (jetzt im Brit. Museum in London). Dies Verhältnis der drei Schriften zueinander war in der griechischen Übersetzung angegeben. Damit war die Lösung der Hieroglyphenfrage angebahnt; den Ausgangspunkt der Entzifferung bildeten die Eigennamen des griechischen Textes. Zunächst suchten nun der französische Arabist Silvestre de Sacy und der Schwede Ackerblad den demotischen Text der Inschrift zu entziffern, und zwar mit Erfolg. Den hieroglyphischen Text zu lesen unternahm 1819 der englische Naturforscher Thomas Young. Trotz vieler Bemühungen gelang ihm aber nur, von den 13 in den beiden Namen Ptolemäus und Berenike jener Inschrift vorkommenden Hieroglyphen 4 in ihrem Lautwerte durch glückliches Erraten zu bestimmen, nämlich die Vertreter der Buchstaben p, t, i und u. Den rechten Schlüssel zur Entzifferung fand 1822 erst der französische Gelehrte François Champollion (1790—1832). Er sammelte aus verschiedenen hieroglyphischen Inschriften die von einem Oval umschlossenen Königsnamen, entdeckte dabei auf einem kleinen Obelisken auf Philä neben dem Königsring (Bild 46 a), den er nach der Tafel von Rosette als den des Ptolemäus erkannte, einen andern Ring, der mit dem erstern fünf Zeichen gemeinsam hatte. Eine griechische Inschrift am Fuße des Obelisken ließ vermuten, daß es der Name der Kleopatra (Bild 46 b) sei. Die Probe gelang völlig, und das dadurch gewonnene Alphabet von elf hieroglyphischen Buchstaben ermöglichte ihm bald weitere

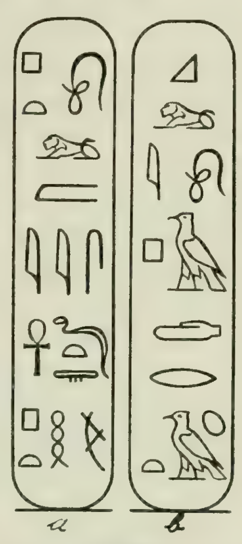


Bild 46.
Hieroglyphischer Königsname des Ptolemäus (a) und der Kleopatra (b).

[1] Napoleon ließ durch eine Schar von französischen Gelehrten Ägypten damals durchforschen, deren Description de l'Égypte (38 Bde, 2. Aufl., Paris 1820—1830) für die Ägyptologie grundlegend wurde.

Namenanalysen, die er in der epochemachenden Lettre à Dacier (1822) veröffentlichte. In zehnjähriger Arbeit schuf er die Grundlagen zu Grammatik und Wörterbuch und zur Geschichte Ägyptens. Er zeigte namentlich, daß die ägyptische Schrift aus Wort-, Silben- und Lautzeichen bestehe; daß es für ein und denselben Laut mehrere Zeichen gebe; daß Lautzeichen und ideographische Zeichen bald figurativ bald sinnbildlich verwendet werden. Von Champollions Nachfolgern haben sich verdient gemacht durch Aufzeichnungen von Inschriften und Denkmälern, durch Ausgaben und Bearbeitungen von Texten: Rosellini, Lepsius, Birch, de Rougé, Chabas, Goodwin, Le Page-Reneuf, Dümichen, Ebers, Eisenlohr, Stern, Maspero, Pierret, Naville, Schiaparelli, Erman, Piehl u. a.; durch grammatische, lexikalische und geschichtliche Arbeiten: Lepsius, Leemans, Hincks, Brugsch, Erman, Wiedemann u. a.; durch Ausgrabungen: Lepsius, Mariette, Maspero, Flinders Petrie, Naville und Borchardt (im Auftrage der Deutschen Orient-Gesellschaft); Flinders Petrie und Naville im Dienste des Egypt Exploration Fund.

Eine Bestätigung des von Champollion und seinen Nachfolgern eingeschlagenen Entzifferungsverfahrens lieferte das 1866 von Lepsius in Tanis entdeckte, in drei Schriftarten abgefaßte Dekret von Kanopus (jetzt im Ägypt. Museum in Kairo) [1].

Vergessen wir übrigens nicht, beizufügen, daß der einzige, der schon vor Champollion Kenntnis des Charakters der hieroglyphischen Schrift besaß, der gelehrte Klemens von Alexandria war. Aber seine richtige Einteilung der ägyptischen Schrift in die hieroglyphische, hieratische und epistolare hat nicht zur Entzifferung geführt; man nahm irrigerweise an, daß die hieroglyphische Sprache eine rein ideographische sei, in der jedes Zeichen in wirklicher oder symbolischer Darstellung einen Begriff ausdrücke. Dergestalt arbeitete der berühmte Jesuit Athanasius Kircher aus Fulda (gest. 1680), der so Wichtiges auf dem Gebiete der koptischen Sprache leistete, ganz vergeblich an der Entzifferung der Hieroglyphen. Das volle Verständnis für das Demotische vermittelte erst H. Brugsch [2] (1827—1894); er wies auch als erster darauf hin, daß die altägyptische Schrift ebenso wie die semitischen Schriften nur die Konsonanten, nicht auch die Vokale zum Ausdruck bringt.

Nach diesen Vorbemerkungen geben wir nach Erman (Altägypt. Grammatik, 2. Aufl., 1902) eine kurze Erklärung der hieroglyphischen Schrift:

[1] Vgl. Lepsius, Das Dekret von Kanopus, Berlin 1867.

[2] Vgl. seine Grammaire démotique, Berlin 1855, und sein epochemachendes Hauptwerk, das Hieroglyphisch-demotische Wörterbuch, 7 Bde, Leipzig 1867—1882.

1. Die ägyptische Schrift hat ursprünglich 21 Konsonanten, die aus einem ähnlich lautenden kurzen Worte entstanden sind, z. B.:

[hieroglyph] = t ist eigentlich ein Brot = ta
[hieroglyph] = r „ „ der Mund = ro
[hieroglyph] = n „ „ das Wasser = nu
[hieroglyph] = d „ „ die Hand = dot.

So sind die folgenden Konsonanten entstanden:

b = [hieroglyph]; d = [hieroglyph] und [hieroglyph]; f = [hieroglyph]; g = [hieroglyph]; h = [hieroglyph] und [hieroglyph]; k = [hieroglyph]; l und r = [hieroglyph]; m = [hieroglyph]; n = [hieroglyph]; p = [hieroglyph]; q = [hieroglyph]; s = [hieroglyph]; t = [hieroglyph] und [hieroglyph]; w = [hieroglyph]; sch = [hieroglyph]; ch = [hieroglyph] und [hieroglyph].

Die Vokale werden beim Schreiben ausgelassen, so schreibt man:

Ptah = [hieroglyph]; Name = ron [hieroglyph].

2. Diese Schrift haben die Ägypter zum Teil durch Einführung von Silbenzeichen gekürzt, z. B. nefer = „Laute" würde zu schreiben sein: [hieroglyph]; statt dessen zeichnete man die ägyptische Laute = [hieroglyph]; statt per = „Haus" = [hieroglyph] zeichnete man ein Haus = [hieroglyph].

3. Für abstrakte Begriffe, wie „gut", „hervorgehen" usw., war kein Bild zu finden; da substituierte man nun gleichlautende Wörter: z. B. „gut" heißt nofer, „Laute" nefer, so setzte man „gut" = [hieroglyph]; „herausgehen" heißt per, „Haus" ebenfalls per, also setzte man „herausgehen" = [hieroglyph].

4. Auf diese Weise wurden manche Bilder dauernde Zeichen und verloren ihre ursprüngliche Bedeutung, z. B.:

[hieroglyph] = Topf, der nu hieß, blieb Zeichen für die Silbe nu;
[hieroglyph] = Blume, die cha hieß, blieb Zeichen für die Silbe cha, usw.

5. Nun konnte aber dasselbe Zeichen verschiedenes bedeuten; z. B. das Zeichen des Ohres [hieroglyph] konnte heißen „Ohr" = masd'rt, oder „hören" = sôdm, oder „vertreten" = ôdn, da es für alle diese Wörter als Schriftzeichen in Gebrauch war. Da half man sich, indem man dem obigen Zeichen den Anfangs- oder den Endkonsonanten des Wortes, das man schreiben wollte, beischrieb, z. B.: [hieroglyph] heißt nun ôdn = „vertreten".

6. Da man ohne Worttrennung fortschrieb, so lag die Gefahr vor, daß man die Buchstaben unrichtig verband und so einen falschen

Sinn erhielt, z. B. [hieroglyph] konnte verbunden werden rn, dann hieß es „Name“, oder auch ro-n, dann hieß es „Mund des“. Hier half man sich, indem man hinter die Wörter ein sog. Determinativzeichen setzte, das die betreffende Begriffsklasse andeutete: z. B. setzte man hinter alle Wörter, die eine Tätigkeit des Mundes, Sprechen bezeichnen, das Bild eines Menschen, der auf seinen Mund zeigt; stand also hinter [hieroglyph] das Zeichen [hieroglyph], so konnte es nur „Name“ heißen. Das Zeichen für „gehen“ waren zwei schreitende Beine [hieroglyph], sollte nun per [hieroglyph] „herausgehen“ heißen, so schrieb man [hieroglyph] [hieroglyph].

Die sog. hieratische Schrift ist, wie schon erwähnt, die Kursivschrift des Hieroglyphischen; so wurde aus hieroglyphisch [hieroglyph] = n hieratisch: [hieratic sign]; aus hieroglyphisch [hieroglyph] = r hieratisch: [hieratic sign]; aus hieroglyphisch [hieroglyph] = d hieratisch: [hieratic sign]. Diese Zeichen sind oft schwer zu unterscheiden. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, daß es Abkürzungen des Hieratischen gab, so daß man oft auf die Gruppen der Zeichen achten muß, um sie überhaupt lesen zu können. Durch weitere Veränderung entwickelte sich dann noch aus der hieratischen Schrift die demotische.

Bemerkt sei noch, daß die Äthiopier sich eine eigene, von der ägyptischen abweichende Hieroglyphenschrift, die sog. meroitische schufen, deren Entzifferung bis heute noch unsicher ist. Auch eine meroitische Kursivschrift entwickelte sich in nachchristlicher Zeit, die ebenfalls noch nicht entziffert ist. — Was endlich die Verwendung der verschiedenen Schriftarten betrifft, so wurde die hieroglyphische Schrift meist zu Steininschriften, die hieratische und die demotische zu Aufzeichnungen auf Papyrus und Tonscherben gebraucht. Keine dieser Schriftarten hat ein bestimmtes, inhaltlich abgegrenztes Gebiet. Nicht der Inhalt, sondern das Schreibmaterial war bei der Wahl der Schriftart maßgebend.

b. Die Sprache.

Die ägyptische Sprache ist agglutinierend und wird gewöhnlich der hamitischen Sprachgruppe zugezählt; doch zeigt sie gleichzeitig in einer Art Flexion und einer Menge dreikonsonantiger Wurzeln eine deutliche Verwandtschaft mit den semitischen Sprachen[1]. Man denkt sie sich jetzt meist so entstanden, daß eine den semitischen nahestehende Sprache auf eine andere aufgepfropft wurde, die mit den ostafrikanischen Negersprachen (Bischari, Galla, Somali) und den libyschen Berbersprachen verwandt ist.

---

[1] Vgl. über diese Verwandtschaft Erman in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft Bd XLVI.

Ein entscheidendes Übergewicht über sämtliche älteste Sprachen verleiht dem Ägyptischen der Umstand, daß es ein doppeltes grammatikalisches Geschlecht besitzt. Man unterscheidet zwischen dem Ägyptischen des alten, des mittlern und des neuen Reiches. Aus dem des letztgenannten, dem Neuägyptischen, entwickelte sich das Demotische und das Koptische [1]. Die wichtigste Entdeckung, daß das Hieroglyphische die Muttersprache des Koptischen ist, letzteres also den Schlüssel zum Verständnis des erstern bietet, hat Champollion gemacht. Um das Koptische aber hat die Kirche große Verdienste. Als nämlich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung das Christentum ins Niltal eindrang, begannen die christlichen Ägypter ihre demotische Schrift mit griechischen Buchstaben zu schreiben, indem sie zu dem griechischen Alphabet noch sieben koptische Buchstaben hinzufügten. So entstand die koptische Sprache, die den grammatischen Bau des Altägyptischen namentlich durch neue Präfixbildungen gewandter und mannigfaltiger gestaltete, von der Sprache der Pharaonenzeit aber nicht mehr abweicht, als z. B. das Italienische vom Lateinischen und am Nil noch im 16. Jahrhundert n. Chr. gesprochen wurde. Um diese Zeit aber wurde sie völlig durch das Arabische verdrängt. Wohl hat sich das Koptische bei den monophysitischen Christen am Nil bis heute im gottesdienstlichen Gebrauche erhalten, aber, um mit Ebers zu reden, nur als Mumie, d. h. die heutigen Kopten verstehen ihre Sprache nicht mehr: sie wird nur mechanisch, ohne Kenntnis des Inhaltes beim Gottesdienste abgelesen. Schon im 10. und im 11. Jahrhundert war die Kenntnis des Koptischen sehr mangelhaft geworden. Um sie zu heben, wurden von den Bischöfen zu Samanud und Qus, Abba Johannes und Athanasius, koptische Grammatiken und Wörterbücher angefertigt. Diese Bücher bildeten die Grundlage der koptischen Studien des gelehrten Jesuiten Athanasius Kircher, der mehrere von ihnen um 1644 ins Lateinische übersetzte. Am wichtigsten für die Erhaltung der koptischen Sprache aber war, daß die Päpste die Evangelien ins Koptische übersetzen und solche Übersetzungen auch zuerst in Rom durch die Propaganda drucken ließen.

Koptische Grammatiken verfaßten Stern (Leipzig 1880), Steindorff (Berlin, 2. Aufl. 1904), A. Mallon S. J. (Beirut 1905); Wörterbücher: Peyron, Lexicon copticum (Berlin, 2. Aufl. 1896), und Parthey, Vocabularium coptico-latinum et latino-copticum (ebd. 1844). — Der Hauptförderer der ägyptischen Philologie ist Adolf Erman, der in seiner „Neuägyptischen Grammatik" (Leipzig 1880) sowie in der „Sprache des Papyrus Westcar" (Göttingen 1889) und in der für Anfänger berechneten „Ägyptischen Grammatik" (Berlin, 2. Aufl. 1902) die ältern Sprach-

[1] Vgl. Erman, Bruchstücke koptischer Volksliteratur, Berlin 1897.

perioden erstmals gesondert betrachtet hat. Er ist auch Leiter und Hauptbearbeiter des großen ägyptischen Wörterbuchs, das von der Berliner Akademie der Wissenschaften gegenwärtig herausgegeben wird.

c. Literatur.

Die Literatur[1] der alten Ägypter, zum größten Teil religiösen Charakters, ist sehr umfangreich und wurde bereits in ältester Zeit in großen Bibliotheken, die oft schon einen eignen Aufsichtsbeamten hatten, vereinigt, namentlich die reiche wissenschaftliche Literatur. Im Ramesseum zu Theben zeigen Reliefs an einer Tür Thot als „Herrn im Saale der Bücher" und gegenüber Safech als „Herrin im Saale der Bücher". Nach Diodor war hier die Bibliothek Ramses' II., welche „Heilanstalt der Seele" hieß. Es läßt sich auch nur aus dem Umstande, daß Ägypten von alters her Bibliotheken hatte, die Tatsache erklären, daß es in den Anfängen der griechischen Herrschaft bereits möglich war, die in Alexandria gegründete Bibliothek in wenigen Jahren mit 400 000 Rollen anzufüllen.

Als Schreibmaterial diente seit alter Zeit der Papyrus, ein zu den Cyperaceen gehöriges Staudengewächs, dessen Mark in fingerbreite Streifen zerschnitten wurde; diese legte man dann nebeneinander, leimte eine querliegende gleiche Schicht darüber, preßte das Ganze zusammen und glättete es. Die so entstandenen Spalten wurden mit den Langseiten für längere, besonders literarische Texte zu einer Rolle aneinander geklebt; man beschrieb meist nur die Seite mit den querlaufenden Fasern. Bedeutende Papyrusfunde wurden im 19. Jahrhundert fast in allen ägyptischen Ruinenstätten gemacht, seit 1877 namentlich im Fajûm und allerneuestens in Oxyrhynchos[2], Philä und Elephantine.

Die ältesten Sprachdenkmäler sind die „Pyramidentexte"[3], die in den Pyramiden von Sakkâra (aus dem Ende der V. und VI. Dynastie) gefunden worden sind und Spruchsammlungen über das Leben nach dem Tode enthalten. Das wichtigste Sprachdenkmal ist das unter der XI., teilweise vielleicht sogar unter der I. Dynastie entstandene „Totenbuch"[4], das in Tausenden von Exemplaren der verschiedensten Fassung

[1] Die beste Übersicht namentlich auch der schönen Literatur enthält Ermans Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, 2 Bde, Tübingen 1885—1887. Vgl. auch „Kultur der Gegenwart", Bd I, Abt. 7, Leipzig 1906.

[2] Vgl. Grenfell and Hunt, The Oxyrhynchus Papyri, mit Übersetzung und Anmerkungen, Bd I—V, London 1898—1908.

[3] Herausgegeben und übersetzt von G. Maspero, Les textes des Pyramides de Sakkâra, Paris 1894; nach den Papierabdrücken und Photographien des Berliner Museums neu herausgegeben und erläutert von K. Sethe, Leipzig 1908.

[4] Vgl. Naville, Das ägyptische Totenbuch ꝛc., 2 Bde, Berlin 1886; Pierret, Paris 1882; Budge, London 1895.

erhalten ist und dem Toten ins Grab mitgegeben wurde, um ihm den Weg durch das Jenseits zu weisen und ihm mächtige Zauberformeln ins Gedächtnis zurückzurufen. Man könnte seine Hauptteile betiteln: Tod, Gericht, Paradies. Die erste Ausgabe veranstaltete 1842 Lepsius auf 79 Tafeln nach der (vollständigsten) Turiner Handschrift. Als „ältestes Buch der Welt“ (Bild 47) hat man den ausgezeichnet erhaltenen Papyrus Prisse, jetzt in Paris, bezeichnet, der wohl zur Zeit der XII. Dynastie geschrieben wurde, aber in einzelnen Teilen aus der Zeit des Pharaos Snofru stammt. Die älteste uns bekannte Landkarte bietet ein Turiner Papyrus aus der Zeit des Sethos I.: es

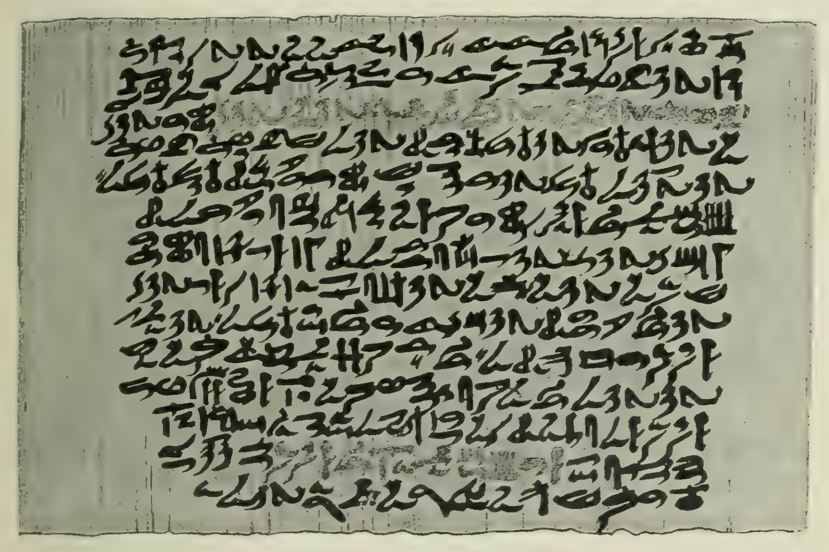


Bild 47. Faksimile aus dem Papyrus Prisse.

sind darauf die damals ausgebeuteten Goldminen Äthiopiens verzeichnet. In Berlin findet sich ein sehr alter Papyrus anatomischen, in London ein solcher geometrischen Inhalts. Ein mathematisches Handbuch besitzen wir aus der Zeit des Hyksoskönigs Apepi I. in dem Papyrus Rhind des Britischen Museums, den Eisenlohr („Ein mathematisches Handbuch der alten Ägypter“, Leipzig 1878) herausgab. Nach Klemens von Alexandria war die gesamte ägyptische Wissenschaft in den 42 heiligen Büchern niedergelegt, die von der Religion, den Gesetzen, der Schrift, der Geometrie, Chronographie, Astrologie, Musik und Medizin handelten. Die Ägypter nannten diese Bücher, die ein geordnetes, abgeschlossenes Ganzes bildeten, die des Gottes Thot (hieroglyphisch tahut), von dem sie herstammen sollten; die Griechen identifizierten den Thot mit ihrem Gotte Hermes und nannten diese Bücher daher die hermetischen Bücher.

d. Die einzelnen Wissensgebiete.

Fragen wir nun: Was wußte man damals? so wenden wir uns zunächst den ältesten, stummen und doch so beredten Zeugen: den Pyramiden, den Tempeln und den Gräbern, zu. Die an den Pyramiden von Gize vorgenommenen Messungen und Berechnungen (namentlich von Flinders Petrie, 1881—1882) eröffnen uns den Einblick in eine staunenswerte Fülle von Kenntnissen in der angewandten Mathematik bereits um die Zeit des alten Reiches. Unser Staunen wächst noch, wenn wir angesichts der fein berechneten Proportionen bedenken, daß die ägyptische Rechenkunst ungemein schwerfällig war. Das beweisen die uns erhaltenen Papyri. Hier mögen einige Beispiele aus dem oben erwähnten Handbuch des Papyrus Rhind genügen, das sich als eine Sammlung von Musterbeispielen zu arithmetischen und geometrischen Aufgaben darstellt. Um 8 mit 8 zu multiplizieren, machte man schriftlich folgenden Weg:

1	8
2	16
4	32
— 8	64.

Man sieht hier: der Rechner konnte nur mit 2 multiplizieren. Ebenso schwerfällig war die Division; 77 : 7 = 11 wird so berechnet:

— 1	7
— 2	14
4	28
— 8	56.

Nun wurde probiert, welche Produkte dieser Multiplikation addiert wohl 77 ergeben; diese Produkte hat sich der Rechner angestrichen, es sind: 7, 14, 56 — demnach mußte man 1 + 2 + 8 mit 7 multiplizieren, um den Dividend 77 und schließlich den Quotient 11 zu erhalten. — Auch hatten die Ägypter keinen rechten Begriff von einem Bruche, sie kannten bloß Stammbrüche: $\frac{3}{10}$ z. B. konnten sie nicht schreiben, sie schrieben $\frac{1}{10} + \frac{1}{10} + \frac{1}{10}$; ihr einziger Bruch mit mehrwertigem Zähler ist $\frac{2}{3}$. — In der Feldmeßkunst legten sie überall das Rechteck zu Grunde. Das war gewiß richtig, aber sie machten den Fehler, daß sie von jedem Vierecke annahmen, sein Inhalt lasse sich aus dem Produkte der beiden Seiten bestimmen. Trotz alledem haben die Ägypter die schwierige Aufgabe, den Inhalt des Kreises zu berechnen, annähernd richtig gelöst.

Wir bemerken bereits auf uralten Wandgemälden der V. Dynastie, also unmittelbar nach der Zeit der Pyramidenerbauer, regelmäßige geo-

metrische Figuren, die Anwendung eines Vergrößerungs- resp. Verkleinerungs-Maßstabes finden wir schon in dem sog. Grabe Belzonis aus der XIX. Dynastie. Der ebenfalls sehr alte vorhin erwähnte Papyrus Rhind enthält u. a. auch eine Methode der Flächenberechnung eines Kreises, die zeigt, daß die Ägypter mit ziemlicher Annäherung einen Kreis zu quadrieren verstanden, da sie aus dem Durchmesser eine Länge ableiteten, die als Seite ein Quadrat liefert, dessen Fläche jener des Kreises gleichgesetzt wurde. Es ergibt sich auch aus diesem Papyrus, daß man rechtwinklige Dreiecke und Trapeze inhaltlich zu berechnen wußte; man kannte offenbar den Gebrauch des Winkelmaßes und konstruierte auf freiem Felde rechte Winkel, wie die genaue Orientierung der Pyramiden und der Tempel und auch diesbezügliche Inschriften beweisen. Freilich muß zugestanden werden, daß die Ägypter, obwohl theoretisch unterrichtet, sich bei praktischer Anwendung mit Annäherungen begnügten, die allmählich so ausarteten, daß der Gebrauch falscher Regeln sich einstellte.

Der Umstand, daß die Pyramiden so genau astronomisch orientiert sind, zeugt für die astronomischen Kenntnisse ihrer Erbauer. Gewiß lud der glänzende ägyptische Sternenhimmel schon früh zur Beobachtung ein. Man legte bereits in alter Zeit astronomische Karten und Tafeln an, in die der Stand der Sterne eingezeichnet wurde. Die griechische Astronomie fand später ihre Entwicklung in Alexandria, wo ohne Zweifel die ägyptischen Tafeln die Grundlage der Berechnungen bildeten. Früh kannte man den Unterschied zwischen Wandel- und Fixsternen, jene hießen „die nie ruhenden", diese „die nie sich bewegenden" Sterne; man kannte den Juppiter als Hartapshetan, den Saturn als Harkahir, den Mars als Harmakhi, den Merkur als Sebek, die Venus als Duâu, ebenso die Identität des Morgensterns mit dem Abendsterne Bennu, auch den Sirius als Sopt oder Sothis — kurz alle mit freiem Auge sichtbaren Sterne. Bereits in einem Grabe zu Benihasan (mittleres Reich) wird die Feier eines Festes der Sothis erwähnt.

Wie verbreitet auch der Glaube an Magie unter den alten Ägyptern war, so wandten sich diese dennoch trotz ihrer astronomischen Kenntnisse nie der Astrologie zu; diese stammt vielmehr von den Chaldäern. Dagegen gelangten sie durch dieses Wissen zur Aufstellung des Kalenders (vgl. S. 69 f); diesen bezeichnet Ranke in seiner Weltgeschichte treffend als die vornehmste Reliquie der ältesten Zeit, die Einfluß in der Welt erlangt hat. Denn er wurde von Julius Cäsar aus Ägypten ins römische Reich eingeführt, wegen seiner praktischen Brauchbarkeit allgemein angenommen und bildet auch die Grundlage unsers Kalenders. Im einzelnen sei darüber folgendes bemerkt: die Elemente aller Zeitrechnung

sind das Jahr, d. h. der durch die Wiederkehr der Jahreszeiten gebildete Zeitraum, und der Monat, d. i. die Zeit, die vom Neumond zum Neumond verläuft. Beide sind von der Natur gegeben, aber als voneinander unabhängige, ungleichmäßige Größen. Sie miteinander auszugleichen, das war die Aufgabe. Daß das Jahr 12—13 Monate umfaßt, war von alters her leicht zu ermitteln. Der nächstliegende Ausweg war der, das Jahr auf 12 Monate anzusetzen und alle 2—3 Jahre einen 13. Monat einzuschalten. So machten es die Babylonier, ihnen folgend die Juden und die klassischen Völker. Dadurch wurde aber das Schaltwesen immer verwickelter, wie in Athen, oder es gab eine heillose Verwirrung, wie in Rom. Die Ägypter nun — und das ist ihr großes Verdienst — erkannten die Wurzel des Übels in dem Widerspruch zwischen Mond- und Sonnenlauf. Um diesen zu beseitigen, verzichteten sie völlig auf den Mondlauf. Sie ermittelten, daß die Sonne nach ungefähr 365 Tagen an denselben Standort zurückkehrt, und setzten so das Jahr auf die Tageszahl fest, teilten es in 12 Teile zu 30 Tagen und fügten am Schlusse 5 Schalttage bei. Da aber dieses Jahr von 365 Tagen nicht das richtige Sonnenjahr, sondern um 1/4 Tag, also alle 4 Jahre um 1 Tag, zu klein ist, so rechneten sie das 1460ste Sonnenjahr als das 1461ste Jahr. Dann war nämlich die Sothis, mit deren Erscheinen man das Jahr begann, in Memphis wieder am 1. Thot (19. Juli) vor Sonnenaufgang sichtbar an derselben Stelle, wo sie vor 1461 Jahren gestanden hatte. Daher nennt man diese Periode von 1460 Jahren die Sothisperiode. Für die bürgerliche Zeitrechnung aber wurde das Wandeljahr beibehalten, so daß sich allmählich die Monate von der Jahreszeit ablösten, der sie ursprünglich angehörten, und sich durch das ganze Jahr verschoben. Aber das ging so langsam, daß sich in einem Jahrhundert die Tage noch nicht um einen Monat verrückten, der Übelstand also für ein Menschenleben kaum bemerkbar war. Bereits Manetho legte diese Kalenderordnung seiner Darstellung der ägyptischen Geschichte zu Grunde; schon zur Zeit der VI. Dynastie hatte man eine feste Jahresrechnung, wenn auch keine Ära; denn Inschriften jener Zeit berichten uns von einem Feste des Jahresschlusses.

Selbst die Sonnenfinsternisse verstand man im alten Ägypten zu berechnen; denn Thales sagte die vom 28. Mai 585 v. Chr.[1] nach ägyptischen Tafeln voraus, ebenso Helikon von Kyzikos die vom Jahre 404 v. Chr. Aufzeichnungen eines Festkalenders begegnen wir in Medinet Habu zur Zeit Ramses' III., Bruchstücken (gefunden von Champollion in dem zerstörten Tempel von Elephantine) eines solchen schon aus der

[1] Nach der Berechnung von Jul. Zech u. a.

Regierungszeit Thutmosis' III. In thebanischer Zeit wurden auch bereits die Sternaufgänge fürs ganze Jahr verzeichnet.

Hinsichtlich ihrer medizinischen Kenntnisse haben die Ägypter stets einen ausgezeichneten Ruf gehabt. Schon im alten Reiche gab es einen besondern Stand der Ärzte; was diese geschaffen haben, bildete die Grundlage aller medizinischen Kenntnisse der Ägypter: der Papyrus Ebers[1] z. B., das umfangreichste der erhaltenen altägyptischen medizinischen Werke (jetzt auf der Leipziger Universitätsbibliothek), ist aus der XVIII. Dynastie und zeigt keinen Fortschritt mehr. In der Anatomie scheinen jene Ärzte nur den Knochenbau und die großen Eingeweide (Herz, Magen, Milz ꝛc.) gekannt zu haben. Von den „Gefäßen", die wohl den großen Adern entsprechen, lehrten sie, daß sie vom Herzen nach den einzelnen Extremitäten verliefen. Dagegen beweisen die Mumien mit gut eingesetzten Zähnen und sehr geschickt geheilten Knochenbrüchen, daß die Ägypter in früher Zeit bedeutende chirurgische Kenntnisse besessen haben müssen. — Außerordentlich groß ist der Rezeptenschatz der ägyptischen Ärzte. Weitaus die meisten Heilmittel sind vegetabilischer Natur; demnach wurden betreffs der Pflanzenkunde hohe Anforderungen an die Ärzte gestellt. Neben viel Abergläubischem und Albernem findet sich in den medizinischen Texten zweifellos auch manches Wirksame. Die Ingredienzien animalischer Herkunft sind oft ekelerregend. Von den alten Hausmitteln gegen die ägyptischen Plagen der Fliegenstiche, Mückenbeulen, Schlangenbisse usw. sind viele noch heute am Nil gebräuchlich. Ob aber die Ansicht Ermans richtig ist, daß der auch in Europa bestehende Aberglaube in medizinischen Dingen den ägyptischen Ärzten seinen Ursprung verdankt, bezweifeln wir. Uns scheint, daß der volkstümlichen Heilkunde zu allen Zeiten und bei allen Völkern eine Neigung zu Aberglauben und Quacksalberei eigen ist. Die ägyptischen Ärzte waren in Klassen eingeteilt, deren jede sich mit der Behandlung nur einer Art von Krankheiten befassen durfte, sonst wurde er bestraft. So gab es Ärzte für Ohren, Augen, Zähne, Knochenbrüche, innere Krankheiten. Es scheint, daß man schon damals durch eine solche Spezialisierung der ärztlichen Tätigkeit eine Vertiefung der einzelnen medizinischen Gebiete erreichen wollte. Die medizinischen Kenntnisse der alten Ägypter müssen um so höher angeschlagen werden, als religiöse Bedenken ihnen die Anatomisierung der Leichen verboten (beim Mumisieren wurde nur die Bauchhöhle geöffnet) und außerdem durch die Religion bestimmte Vorschriften über die Behandlung bei Krankheiten gegeben waren, so zwar, daß beim Tode eines Patienten, der mit

[1] Herausgegeben von G. Ebers, Leipzig 1875.

Hintansetzung jener Vorschriften behandelt war, der betreffende Arzt als Mörder bestraft wurde.

Daß die medizinische Wissenschaft hochgeehrt war, ersehen wir daraus, daß schon des Pharaos Menes Sohn, Atoti, ein Werk über die Anatomie geschrieben haben soll; ja die Pharaonen selbst verfaßten Bücher über Arzneikunde. Und auch im Auslande genoß die ägyptische medizinische Wissenschaft einen hohen Ruf: die Perserkönige ließen sich mit Vorliebe von ägyptischen Ärzten behandeln, und griechische Ärzte, wie Chrysippus, zogen nach Diodor ins Niltal, um sich Kenntnisse zu erwerben. An dieser Stelle sei auch erwähnt, daß der Name Chemie (griech. *χημεία* von ägypt. Qemi) auf den ägyptischen Ursprung dieses Zweiges des Wissens hinweist.

Für die Geschichte sind besonders wichtig die schon erwähnten Königslisten, die teils inschriftlich erhalten sind auf den Tafeln von Karnak, Abydos und Sakkâra, teils handschriftlich in den Bruchstücken des Turiner Königspapyrus. Dazu kommen unzählige Inschriften an den Wänden der Tempel, Paläste, Gräber, Obelisken usw., die teilweise kulturhistorisch äußerst wertvoll sind durch die Einblicke, die sie in das tägliche Leben der alten Ägypter gewähren. Über ihre Sammlung durch Steindorff vgl. S. 32 (Anm. 2). Von einer eigentlichen Geschichtschreibung kann im alten Ägypten jedoch noch keine Rede sein.

Das Lehren und Unterrichten in den wissenschaftlichen Dingen galt den alten Ägyptern als ein besonders verdienstliches Unternehmen. So rühmt sich Thutmosis III. in seiner Grabschrift (aus Abydos, jetzt im Kairener Museum), „die Unwissenden von ihrer Unwissenheit abgelenkt" zu haben. Deshalb blieben auch die Namen der Gelehrten noch bei späten Geschlechtern in Ehren. So werden uns als berühmte Schriftsteller genannt: Pentaur, Kagabu, Anana, Hora, Merapu, Beken-Ptah u. a.

2) Poesie.

Jede Dichtung kann nur in ihrer Ursprache voll und ganz gewürdigt werden; denn durch die Übertragung in fremde Sprachen leiden die Poesien eines Volkes unendlich; besonders unsere lebenden Sprachen können, um mit Brugsch zu reden, mit ihren jungen Anschauungen den Ton so alter Lieder wie der ägyptischen nicht mehr wiedergeben. Und doch — es ist kein Zweifel: ein hoher Grad von Schönheit ist bei der altägyptischen Poesie selbst in dem fremden Gewande erkennbar. Bezüglich der Form bemerken wir, daß die Ägypter weder Reim noch Metrum kannten, wohl aber findet sich bewußte Alliteration; die Dichtungen haben Halbverse mit Parallelismen und Antithesen, gerade so wie die Psalmen des Alten Testaments. Schon zur Zeit der XII. Dynastie finden wir

im Papyrus Prisse die Halbverse durch rote Punkte unterschieden. Auch einige Teile des Totenbuches sind lyrisch gehalten: dieses enthält bereits Hymnen (so in Kapitel 15, 128, 140 an den Sonnengott), die sich überhaupt in den Papyri und den Steindenkmälern in großer Zahl finden. Im wesentlichen enthalten sie ein überschwengliches, ja schwülstiges Lob des Pharaos, indessen fehlt es auch nicht an wirklich poetisch schönen Stellen. Im allgemeinen kann man sagen, daß die ägyptische Poesie da am schönsten und ergreifendsten ist, wo sie die einfache Natur und die einfachen Verhältnisse schildert, in denen der Ägypter lebte. Eigentümlich ist ihr ein hoher Grad von Phantasielosigkeit.

Die Nilanwohner von ehemals hatten wie die heutigen eine ganz besondere Liebhaberei für Märchen und Fabeln[1]. Es begreift sich daher, daß wir solche bereits aus der ersten Epoche, von deren literarischen Verhältnissen wir uns ungefähr ein Bild machen können, besitzen:



Bild 48. Der Wolf als Ziegenhirt und die Katze als Gänsehirt.
Satirische Bilder aus einem Londoner Papyrus. (Nach Lepsius.)

aus der Zeit des mittlern Reiches. Ganz besonders waren in dieser Zeit jene Geschichten, in denen ein Weitgereister seine Erlebnisse und Abenteuer erzählt. So berichtet der Papyrus 1115 in der Eremitage zu St Petersburg die wunderbaren Erlebnisse eines Schiffbrüchigen auf einer fabelhaften Schlangeninsel (1881 übersetzt von H. Golenischeff, 1906 von demselben zuerst herausgegeben, vgl. Recueil de Travaux XXVIII 73 ff), womit das Land Punt gemeint, das ziemlich sicher an der Somaliküste zu suchen ist. Jenes Land soll von einer wunderbaren Schlange bewohnt sein, die andere 74 Schlangen als Brüder und Kinder habe. An nichts fehlt es auf dieser Insel, besonders gibt es wunderbares Öl sowie Weihrauch, Myrrhen, Elefantenzähne, Windhunde, Affen und „allerhand kostbare Dinge". Reich beladen verläßt der Schiffbrüchige die Insel: die Schlange

[1] Vgl. Maspero, Les contes populaires de l'Égypte ancienne, Paris 1889, [3]1905; Spiegelberg, Die Novelle im alten Ägypten, Straßburg 1898; Wiedemann, Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter, Leipzig 1902, [2]1903; Ders., Altägyptische Sagen und Märchen, ebd. 1906.

hat ihn gütig beschenkt, die Insel aber zerrinnt in Wasser. Ein anderes Märchen aus derselben Zeit (XII. Dynastie), das noch im neuen Reiche zur klassischen Literatur zählte, schildert die „*Abenteuer des Sinuhe*“ unter den syrischen Beduinen (Papyrus Berlin Nr 1): Flucht, Todesgefahr in der Wüste, Gefangenschaft, Aufnahme bei einem Beduinen, Beschreibung des schönen Landes 'Eaa mit seinen Feigen, seinem Honig, seinen Weinstöcken, Ölbäumen, Früchten, dann Kriegstaten und Kämpfe, endlich ein glückliches Greisenalter am Hofe des Königs. — In der Zeit des neuen Reiches nehmen die Märchen nach Inhalt und Form einen durchaus einfachen, schlichten Charakter an, sind deshalb aber auch echt volkstümlich. Das älteste von ihnen, das wohl noch in der Hyksoszeit entstand, knüpft an die größten Denkmäler des Landes, an die Pyramiden, an: es ist das *Märchen vom Könige Chufu* (der Papyrus jetzt im Berliner Museum). Es berichtet von einem wunderwirkenden Manne Ded'e. Chufu sendet den Prinzen Hardadaf zu ihm, der ihn auf einem Schiffe den Nil herab bringt. Ded'e vollbringt nun vor König Chufu seine Wunder, setzt den Tieren die abgeschnittenen Köpfe wieder auf, so daß sie von neuem leben; dann weissagt er dem Könige, daß ein anderes Geschlecht seinen Thron einnehmen werde. — Das erste Beispiel einer wirklichen Märchenkomposition scheint das *Märchen von den zwei Brüdern* im Papyrus d'Orbiney zu London aus der Zeit Ramses' II. zu sein. Es wurde für Sethos II. gedichtet, als er noch Kronprinz war, und erzählt die Verführungsgeschichte des Bitiu oder Bata durch das Weib seines Bruders Anup. Der standhaft bleibende Bata wird von dem darob erbosten Weibe bei Anup verleumdet. Dieser sucht ihn zu töten. Bata aber entflieht und überzeugt dann seinen Bruder von seiner Unschuld, worauf Anup sein Weib tötet. Der zweite Teil, der sich diesem Märchen noch anschließt, ist ungemein phantastisch. Bitiu spielt da etwa die Rolle wie „der verwunschene Prinz“ im deutschen Märchen. Die auffällige Ähnlichkeit der Erzählung des ersten Teiles mit der bekannten biblischen Verführungsgeschichte Josephs durch Putiphars Weib gestattet übrigens durchaus nicht den Schluß auf eine etwaige Abhängigkeit beider Erzählungen voneinander. Wie schon Ebers bemerkt hat, ist der beiden zu Grunde liegende Gedanke, sowohl der Verführung, wie der Rache, so natürlich und naheliegend, daß er sich ganz wohl an verschiedenen Punkten der Welt verwirklicht haben kann. Aus der Zeit der XX. Dynastie (Papyrus Harris im Britischen Museum) stammt das Märchen von dem Prinzen, dem der Tod durch ein Krokodil, eine Schlange oder einen Hund von den Göttern vorherverkündet war, und der nun ängstlich von dem Vater behütet wird. Der Prinz heiratet eine syrische Prinzessin und findet dann trotz deren sorglichster Obhut, nachdem

er glücklich dem Krokodil und der Schlange entgangen ist, den Tod durch seinen Hund — das läßt der verstümmelte Text wenigstens noch erraten. Derselben Zeit gehört auch die Erzählung über eine verräterische Einnahme der Stadt Joppe für Pharao Thutmosis III. durch den Feldherrn Thutii an (Papyrus Harris). Aus der spätern Zeit der Ptolemäer stammt der Roman des Satni und aus jener der saïtischen Dynastie die durch Herodot erhaltene und sehr bekannt gewordene Erzählung vom reichen Rampsinit.

Neben diesen Märchen gab es auch bereits im mittlern Reiche Bücher mit belehrendem Inhalte. Dahin gehören die weisen Lehren, die der alte Ani seinem Sohne in kurzen Sprüchen gab (Papyrus Prisse); einige von diesen teilten wir schon auf S. 55 und 56 mit, andere werden wir noch anführen. Dazu kommt das Lehrgedicht von Danuf, der seinen Sohn Pepi vor dem Eintritt in einen ungelehrten Stand warnt; auch aus diesem werden wir weiter unten Proben bringen. Unterweisungen letzterer Art gab es übrigens zur Zeit des neuen Reiches in großer Zahl, besonders in Briefform.

Das Beste in der Poesie haben die Ägypter im Liede geleistet. Aus der Zeit der XVIII. Dynastie kennen wir das Lied des Treibers, das dieser dem dreschenden Ochsen vorsingt, aus der Zeit des neuen Reiches das sog. Lied des Harfners, das in verschiedenen Texten überliefert ist und in Horazischer Weise zum Lebensgenusse auffordert; aus demselben teilten wir oben (S. 57) ein Bruchstück mit. Auch an Liebesliedern[1], die sich in reinem und edelm Gedankengange bewegen, fehlte es nicht. — Die ägyptischen Hymnen besingen, wie bereits bemerkt, meist das Lob der Pharaonen und der Götter. Als Beispiel diene folgender Lobgesang an Re (aus dem ägyptischen Totenbuche, nach Naville bei Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum 522):

Anbetung dir, o Re, beim Aufgang, Atum beim Untergang!
Du gehst, gehst auf und strahlst und strahlst, gekrönt als König der Götter.
Du bist der Herr des Himmels und der Herr der Erde,
Der die Oberen machte und die Unteren[2].
Du einziger Gott, der von Anbeginn ist,
Der die Länder machte und die Menschen erschuf,
Der die Himmelsflut machte und den Nil erschuf,
Der das Wasser machte, und belebte, was darin ist,
Der die Berge knotete und Menschen und Herden werden ließ!

Einen Genuß gewährt es, in den Hymnen häufig ein liebevolles Beobachten der Natur anzutreffen; es stimmt dazu auch die Tatsache, daß die Tierdarstellungen des ägyptischen Reliefs schon in ältester Zeit

---

[1] Vgl. W. Max Müller, Die Liebespoesie der alten Ägypter, Leipzig 1899.
[2] D. h. die Sterne und die Menschen.

so lebendig und lebenswahr sind. Als Probe von Königshymnen wählen wir das Lied auf Thutmosis III., das wir bruchstückweise wiedergeben und frei nach der wörtlichen Übersetzung der Granitstele des Thutmosis III. (im Kairener Museum) durch Brugsch (Geschichte Ägyptens 352—356):

Komm zu mir, sprach Amon, erfreue dich und bewundere meine Herrlichkeit,
Du, mein Sohn, der mich ehrt, Thutmosis . . .
Meine Hände senken sich auf dich herab zu deinem Heile . . .
Ich will dich wunderbar belohnen . . .
Ich schenke dir Macht und Sieg über alle Lande.
Erschreckt sollen werden bei deinem Nahen alle Völker.
Sie sollen dich fürchten bis zu den äußersten Grenzen des Weltalls.
Die Könige der Welt alle sollen sein in deiner Hand . . .
Zu deinen Füßen sollen fallen deine Widersacher . . .
Fröhlichen Muts durcheile die Länder, die niemand betreten vor dir,
Ich will dein Führer sein . . .
Meine Krone auf deinem Haupte sei ein verzehrend Feuer . . .
So ist es mein Wille . . .
Ich lasse ermattet sinken den Abtrünnigen in deiner Nähe,
Tödliche Glut in seinem Herzen, in seinen Gliedern Zittern.
Ich kam, und du schlugst die Fürsten von Zahi —
Ich lasse sie schauen deine Heiligkeit im Strahlenglanze . . .
Ich kam, und du schlugst, die da weilen in Asia . . .
Ich lasse sie schauen deine Heiligkeit im Königsschmucke . . .
Ich kam, und du schlugst das Land des Westens —
Ich lasse sie schauen deine Heiligkeit wie den jungen Stier,
Voll Mut die Hörner wetzend, unnahbar . . .
Wie den Leu mit wildem Auge,
Der seine Höhle verläßt und die Täler durchzieht . . .
Meine Hände in Himmelshöhen wehren ab von dir alles Unheil.
Ich schirme dich, meinen geliebten Sohn . . .
Drum setze dich auf den Thron des Hor für unzählige Jahre,
Lenke und leite der Lebenden Geschlecht!

Nur eine epische Dichtung ist auf uns gekommen: es ist das Ramseslied, das lange dem Pentaur, dem Abschreiber der Dichtung, zugeschrieben wurde; es verherrlicht den Sieg des Ramses II. über die Cheta bei Kadesch. Handlung hat es wenig, doch sind ihm eine Fülle herrlicher Gedanken nicht abzusprechen. Der Text befindet sich im Papyrus Raiffe und Sallier III., in Abu Simbel und Karnak. Wir lassen einige Bruchstücke folgen nach der durch Brugsch (a. a. O. 501 ff) verdeutschten französischen Übersetzung von de Rougé.

Zunächst wird der Pharao geschildert:

Der jugendliche König mit kühner Hand hat nicht seinesgleichen;
Mächtig ist sein Arm, fest sein Herz, sein Mut gleicht dem des Kriegsgottes . . .
Niemand nennt die Tausende, die ihm entgegenstanden;
Hunderttausende sanken hin bei seinem Anblick.

Schrecklich ist er, wenn sein Kriegsruf ertönt, kühner als alle,
Furchtbar, wie der grimme Leu im Tale der Hindinnen.
Weise ist sein Rat, trefflich seine Entschlüsse — ein Beschützer des Volks;
Sein Herz ist wie ein Berg von Eisen:
Also ist König Ramses Miamun.

Dann folgt die Schilderung der Schlacht mit der schönen, wenn auch wohl nur der Phantasie des Dichters angehörenden Episode, wo Ramses, von den Seinigen verlassen, umzingelt von den Feinden, den Gott Re um Hilfe anruft.

Wo bist du denn, mein Vater Amon? Wenn das vielleicht bedeutet, daß der Vater seines Sohnes vergessen, wohlan! habe ich denn etwas getan ohne dein Wissen?
Oder bin ich nicht gegangen und gestanden nach dem Ausspruche deines Mundes? und nicht habe ich übertreten deine Gebote nach keiner Richtung.
Wie? der edle Herr und Gebieter Ägyptens, er sollte sich beugen vor den fremden Völkern? . . . Was auch die Absicht dieser Hirten sein mag — Amon sollte höher stehen als der Elende, der nichts weiß von Gott!
Wäre es denn vergeblich geschehen, daß ich dir geweiht hätte viele und herrliche Denkmäler; daß ich dir angefüllt hätte deine Tempel mit meinen Kriegsgefangenen . . . daß ich dir all mein Gut als Hausrat gegeben, daß ich dir das ganze Land vereint als Steuerzahler für deine Tempeleinkünfte bestellt hätte?! . . .
Zu Schanden möge der werden, der deine Gebote dahinwirft! Aber Gutes werde dem zu teil, der dich anerkennt, o Amon!
Ich habe gehandelt für dich mit bereitwilligem Herzen, darum rufe ich dich an.
Siehe mich, Amon, inmitten vieler fremder Völker . . . alle haben sich vereint, und ich bin ganz allein; verlassen haben mich meine Krieger.
Ich rief nach ihnen, aber keiner hat meine Stimme gehört.
Aber ich weiß: besser ist Amon als Millionen von Kriegern, als Hunderttausende von Rossen, als Zehntausende von Brüdern nnd Söhnen . . .
Nichts sind die Werke von Menschen, auch wenn deren zahllose Scharen sind — Amon ist besser als sie alle . . .
Siehe, ich rufe dich an den äußersten Enden der Welt!

Und nun kommt der Gott zu Hilfe:

Und die Stimme (Pharaos) fand Widerhall, es hörte sie Amon;
Er reichte mir seine Hand und rief: Ich bin mit dir;
Ich bin's, dein Vater, der Sonnengott Re . . .
Ich bin der Herr der Siege; ich habe gefunden in
Dir einen rechten Sinn, und mein Herz freut sich darob . . .

Und die Tausende Paare von Rossen wurden zerschellt von meinem Rosse . . . Keiner rührte mehr seine Hand zum Kampfe; ihr Mut war gesunken in ihrer Brust,
Ihre Glieder waren erschlafft . . .
Ich hieb sie nieder und tötete sie, wo sie standen . . .
Da riefen sie: Kein Mensch ist der! Wehe, der ist Gott! Eilen wir! fliehen wir! Retten wir das Leben!

Um dieselbe Zeit entstand auch ein uns erhaltenes Schriftstück von hoher Bedeutung; liefert es doch den Beweis, daß jene alten Dichter mit den Anforderungen und Gesetzen, wie wir sie heute noch für dichterische

Erzeugnisse in Geltung sehen, wohl vertraut waren. Es ist eine Kritik, die ein Meister der Poesie über ein ihm zugesandtes poetisches Machwerk schrieb. Darin heißt es nach Brugsch (Geschichte Ägyptens 553—561): In der betreffenden Poesie finde sich „Ballast hochtrabender Redensarten“, es sei „keine Wahrheit in den Schilderungen“, die Orte der Handlung seien so geschildert, daß man sofort sehe, „der Dichter sei niemals dort gewesen“. Unwahrscheinliche und unmögliche Schilderungen fänden sich: so „ein Schweben über einem Abgrund von 2000 Ellen Tiefe“; der Weg, den er beschrieben, sei „ein Zickzackweg“; das „Anordnen der Pferde“ sei unrichtig geschildert usw. Schließlich meint der Kritiker, „der Verfasser verstehe nicht zu dichten“, „er habe über seine Kräfte hinausgestrebt“, „unbedeutend seien seine Gedanken“, „verwirrt die Anordnung“, „er zerreiße die Worte“, das Gedicht habe „einen Ballast von Fehlern“, — es sei „ein Durcheinander“. Aus dieser Inhaltsangabe ersehen wir, daß der alte Dichter ebensowohl Inhalt wie Form kritisiert, und fast mit denselben technischen Ausdrücken, die heute noch üblich sind.

Schön sind u. a. auch die Klagegesänge, die die Priester über den Toten sprechen sollten.

Komme in deine Wohnung! komme in deine Wohnung! Gott An! Deine Feinde sind nicht mehr! O gnädiger Herrscher! blicke auf mich; ich bin deine Schwester, die dich liebt. Bleibe nicht fern von mir, du schöner Jüngling! Komm schnell, eile in deine Wohnung! Ich sehe dich nicht mehr. Mein Herz ist voll Kummer deinetwegen. Meine Augen suchen dich. Ich sehne mich, dich zu sehen: wie lange wird es noch währen, bis ich dich erblicke? Dich schauen ist Glückseligkeit, o Gott An! . . . (Klage der Isis, bei Renouf).

Komm in deine Wohnung, o komm, Gott An! Herr aller Männer und aller Frauen, die dich lieben! Gott, der du schön bist von Angesicht und in Aquerti wohnst! . . Schwellen nicht alle Herzen zu dir? Götter und Menschen erheben ihre Hände zu dir, wie ein Sohn, der seine Mutter suchet. Komme zu denen, deren Herz krank ist; laß sie hervorgehen in Freudigkeit, daß die Scharen des Horus jubeln und die Wohnungen des Set vor dir zittern! . . . (Papyrus Leyden, übersetzt von Pierret bei Renouf).

Der Verfall der ägyptischen Literatur trat nach der Zeit des großen Ramses ein; was da noch Wert zu haben scheint, erweist sich als Abschrift von Werken früherer Zeit.

3) Kunst.

Es ist noch nicht lange her, daß in Europa die ägyptische monumentale und plastische Kunst als etwas unausstehlich Eintöniges, Steifes und Lebloses aufgefaßt wurde, und bei den üblichen Abbildungen aus diesem Gebiete befiel den Beschauer wohl ein Gähnen. Dies hatte seinen Grund darin, daß nur sehr wenige Gegenstände jener Kunst in

Europa durch Bilder bekannt waren, zu denen dann noch gerade die unbedeutendsten Bauten und Statuen als Vorlagen gedient zu haben scheinen. Das ist nunmehr ganz anders geworden. Zahllose Bauten sind von dem sie bedeckenden Wüstensande befreit worden, und andere werden täglich freigelegt (z. B. durch die Deutsche Orientgesellschaft), und mit den darin aufgefundenen Schätzen füllten sich rasch ganze Museen, von denen das in Kairo die bedeutendste ägyptische Sammlung der Welt enthält. Die hervorragendsten ägyptischen Museen Europas sind in Berlin (Neues Museum), Paris (Louvre) und London (Britisches Museum). Besonders aber bemüht man sich mit Erfolg, die neuentdeckten Bauten und Kunstwerke in Europa durch Abbildungen[1] aller Art bekannt zu machen.

Seitdem hat sich auch bei uns das frühere Urteil völlig geändert. Es steht nun fest, daß die ägyptische Kunst zwar in den meisten Fällen an gewisse landläufige Normen bei Bauten von Tempeln und Darstellung von Götter- und Menschengestalten gebunden war und so eine gewisse Eintönigkeit und Steifheit bei ihr nicht zu leugnen ist, daß aber selbst in den unter der Herrschaft dieser Normen entstandenen Werken es nicht an Trefflichem fehlt. Wo aber die Kunst sich frei von jenen beengenden Schranken entwickeln konnte, da tragen die Kunstwerke nicht selten das Siegel der höchsten Vollendung; ja — und das beweist noch mehr eine bedeutende Stufe der Kunsttüchtigkeit — selbst durch die Schranken der überlieferten Formen blickt häufig eine unverkennbare künstlerische Schönheit hindurch. Freilich, will man sich eine volle und richtige Vorstellung von der Schönheit jener Kunstwerke machen, so darf man sich nicht begnügen, die in unsern europäischen Museen untergebrachten zu sehen, die alle durch Transport, atmosphärische Einflüsse u. dgl. gewaltig gelitten haben, sondern die frisch erhaltenen Schätze des Ägyptischen Museums in Kairo in Augenschein nehmen oder in die ägyptischen Gräber hineintreten, wo manches noch so farbenfrisch und unverletzt erhalten ist, als sei es eben aus der Hand des Künstlers hervorgegangen[2].

[1] Vgl. u. a.: Flinders Petrie, Racial Portraits, 190 Photographs from Egyptian Monuments, London 1887; F. W. von Bissing, Denkmäler ägyptischer Skulptur, München 1907 f; L. Borchardt, Kunstwerke aus dem ägyptischen Museum in Kairo, 50 Tafeln, Kairo 1908.

[2] Vgl. Perrot et Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité. I. L'Égypte, Paris 1882; deutsch von R. Pietschmann, Leipzig 1883; Maspero, L'Archéologie égyptienne, Paris 1887 u. 1907; Flinders Petrie, Ten years' digging in Egypt, London 1893; Spiegelberg, Geschichte der ägyptischen Kunst (Abriß), Leipzig 1903; Flinders Petrie, Methods and aims in Archaeology, London 1904.



Bild 49. Die Pyramiden von Gize.
Von links nach rechts gesehen: die des Mykerinos, des Chephren und des Cheops.

a. Baukunst.

Wollen wir uns jetzt den Einzelheiten der ägyptischen Kunst zuwenden, so beginnen wir am passendsten mit der Baukunst, in der sich mit den Schwesterkünsten der Plastik und der Malerei gleichsam die Kulturblüte einer Nation verkörpert. Sie hat sich früh entwickelt, aber ihre Anfänge sind für uns in Dunkel gehüllt. Da, wo uns die ägyptische Architektur zuerst entgegentritt, in den Pyramiden von Sakkâra, Mêdûm, Dahschûr und besonders in denen von Gîze (Bild 49), erscheint



Bild 50. Die Stufenpyramide von Sakkâra. (Phot. Zangaki.)

sie bereits auf staunenerregender Höhe. Als Goethe im Jahre 1787 die Zeichnung einer Pyramide von dem französischen Reisenden Cassas sah, schrieb er: „Es ist diese Zeichnung die ungeheuerste Architekturidee, die ich zeitlebens gesehen, und ich glaube nicht, daß man weiter kann."

Der Name „Pyramide" (altägyptisch pir-em-us) bedeutet „die senkrechte Höhe", und da die Höhe eine wesentliche Eigenschaft jener Bauten ist, so ist diese Bezeichnung treffend. Übrigens hatte jede Pyramide ihren eigenen Namen; so heißt eine „die Kühle", eine andere „Seelenaufgang", wieder eine andere „die Lichte" usw. Bemerkenswert ist, daß die Form der Pyramide auch Grundform für alle andern monumentalen Bauten im Niltal blieb bis ins neue Reich hinein: Pyramidenform zeigen

im Grunde genommen ebensowohl die Obelisken wie die Pylonen; ja alle Gebäude Ägyptens haben pyramidenähnliche, sog. pyramidoidale Form.

Die Pyramiden entwickelten sich aus der Form der Mastabas, von denen nachher die Rede sein wird, und erscheinen zuerst (in der III. Dynastie) in der Gestalt der gleichsam aus mehreren aufeinandergesetzten Mastabas bestehenden Stufenpyramiden, wie sie bei Sakkâra (Bild 50) und bei Mêdûm heute noch erhalten sind. Die ersten Pyramiden mit glatten Außenwänden wurden in der IV. Dynastie gebaut und blieben seitdem bis zur XVIII. Dynastie die Königsgräber. Seit dem Ende des alten Reiches bauten sich auch die Vornehmen des Landes keine Ziegelpyramiden als Grabstätten. Ihre Form und Einrichtung ist zwar keine typische; sie haben z. B. verschiedenes Material: Stein und Ziegel; auch verschiedene Formen — so sind die Seitenflächen gebrochen an der sog. Knickpyramide von Dahschûr —, aber im wesentlichen haben sie alle dieselbe Grundform. Die älteste glattwandige Pyramide ist die von Mêdûm, wo Mariette die Gräber der Familie des Pharaos Snofru, des Vaters des Pharaos Cheops, fand; die jüngsten dieser Gruppe gehören der Zeit der XII. Dynastie an, die vollkommensten aber von allen sind die drei großen Pyramiden von Gize[1], welche die zweite der fünf Pyramidengruppen am Rande des libyschen Wüstenplateaus von Abu Roâsch bis Dahschûr bilden. Sie wurden erbaut von den Pharaonen Cheops, Chephren und Mykerinos in der IV. Dynastie; die schönste und größte ist die Cheops-Pyramide. Ihre Maßverhältnisse sind riesenhaft. Die Höhe beträgt heute 137,18 m (im Altertum etwa 147 m); abgesehen von den Türmen der Dome zu Ulm und Köln und dem eisernen Ungetüm von Eiffelturm, hat diese bis heute kein Bau der Welt wieder erreicht. Die jetzige Grundlinie ist 227 m, einst maß sie 233 m. Die Pyramide des Chephren hat eine Höhe von 138,44 m, eine untere Breite von 215,70 m, die des Mykerinos ist 66,4 m hoch und unten 108,04 m breit. Aus dem Material der Cheops-Pyramide allein — ihre Quadern stammen aus dem jenseits des Nils liegenden Mokattamgebirge, wo die Riesenhöhlen von Turra heute noch die Stelle der alten Steinbrüche bezeichnen — könnte man nach Jomards Berechnung das ganze heutige Frankreich mit einer Mauer von 0,9 m Höhe und 0,3 m Dicke umziehen. Dies Mauerwerk stellt nämlich eine Masse von etwa $2^1/_2$ Millionen cbm dar. Wir staunen über die Tüchtigkeit der alten Baumeister, die diese Steinkolosse herbeischaffen und so regelmäßig aufbauen ließen. Nach Lepsius, Erbkam u. a. hätte jeder Pharao gleich nach seiner Thronbesteigung mit dem

[1] Vgl. Flinders Petrie, The Pyramids and Temples of Gizeh, London 1883, und Gize and Rifeh, ebd. 1907.

Bau einer zunächst in kleinen Dimensionen angelegten Pyramide hinter seiner Residenz begonnen, um sich auf jeden Fall ein vollständiges Grab zu sichern. Mit jedem Lebensjahre wäre dann um diesen ursprünglichen



Bild 51. Äußeres der Cheops-Pyramide in heutiger Gestalt.

Kern ein neuer Steinmantel in Stufenform gelegt worden. Starb der Pharao, so wurde zunächst der letzte Mantel vollendet und die Stufen dann, an der Spitze angefangen, durch glattgeschliffenen weißen oder

gelben Kalkstein, teilweise auch durch Rosengranit aus Assuân, ausgefüllt, so daß ganz glatte Seitenflächen entstanden. Die Untersuchungen Dr L. Borchardts haben diese Ansicht im großen und ganzen bestätigt; nur denkt dieser sich den Bauplan nicht so einheitlich wie die frühern, sondern hat mit Hilfe der verschiedenen Totenkammern nachweisen können, daß der Plan oft von Grund auf geändert wurde. — Heute sind die glatten Außenflächen verschwunden — nur die Chephren-Pyramide hat sich einen namhaften Rest von ihnen an der Spitze bewahrt. Die Baulust der Kalifen beraubte sie im Mittelalter ihrer äußern Mäntel, so daß sie heute wieder erscheinen, wie sie einige Jahre vor ihrer Fertigstellung ausgesehen haben mögen. Das hat allerdings das Gute, daß man ihre Spitze nunmehr erklimmen kann, wozu freilich jeder Abendländer die Hilfe von zwei Beduinen nötig hat (Bild 51). Wer die nicht geringe Anstrengung überwunden und einmal auf der etwa 30 Personen fassenden kleinen Plattform, die heute den Gipfel der Cheops-Pyramide bildet, gestanden und von dieser Warte des grauesten Altertums in die bunte Gegenwart hinuntergeblickt hat, der wird die dort empfangenen Eindrücke sein Leben lang nicht wieder vergessen, vorausgesetzt, daß er überhaupt Empfindung hat. Die Blöcke, die 3—4,5 m stark sind, wurden auf schiefen Ebenen durch Walzen oder durch hölzerne Maschinen auf die Höhe der einzelnen Schichten des Baues gebracht. Reste des Dammweges, auf dem das Material aus dem Mokattam (bei Kairo) herbeigeschafft wurde, sind an zahlreichen Stellen erhalten. Mit Recht bemerkt schon Herodot, daß die Anlage dieses Dammes kaum ein geringeres Werk gewesen sei, als der Pyramidenbau selbst.

Im Innern der Pyramiden befindet sich nichts als die kleine Grabkammer, deren Wände in der ältesten Zeit völlig schmucklos waren, seit der V. Dynastie jedoch mit religiösen Inschriften, den sog. Pyramidentexten, bedeckt wurden. Sie war entweder unterirdisch in dem natürlichen Felsen oder oberhalb im Bauwerk selbst. Diese Innenräume wurden sofort nach der Beisetzung auf das sorgfältigste zugemauert und ihre Stätte möglichst unkenntlich gemacht. Sind mehrere Gänge und Kammern vorhanden wie bei der Cheops-Pyramide, so ist das ein Beweis für die Abänderung des ursprünglichen Bauplanes, wie schon erwähnt.

Betrachtet man die gewaltigen Maßverhältnisse der Pyramiden, die ungeheuern Massen ihres Steinmaterials, so begreift man, wie es möglich war, daß oberflächliche Betrachtung die staunenswerten Leistungen dieser ältesten Kulturepoche der Welt auf diese gewaltigen Maße und die Riesenhaftigkeit allein beziehen konnte. Und doch ist das ganz unrichtig. Bloßer Aufwand an Zeit und Kraft hätte auch jedes rohe und ungebildete Volk in den Stand gesetzt, jahrelang Bruchsteine aufeinander

zu häufen. Die Pyramiden aber verraten bei näherer Betrachtung bald, daß bei ihrer Erbauung die Herrschaft des menschlichen Geistes über das tote Material das Schaffende war. Das Kolossale, sagt Ranke, ist zugleich ein durchaus Gestaltetes. Die vortreffliche Fügung der Blöcke, die Einrichtung der Kammern für den Sarkophag, die Gänge zu diesen, die

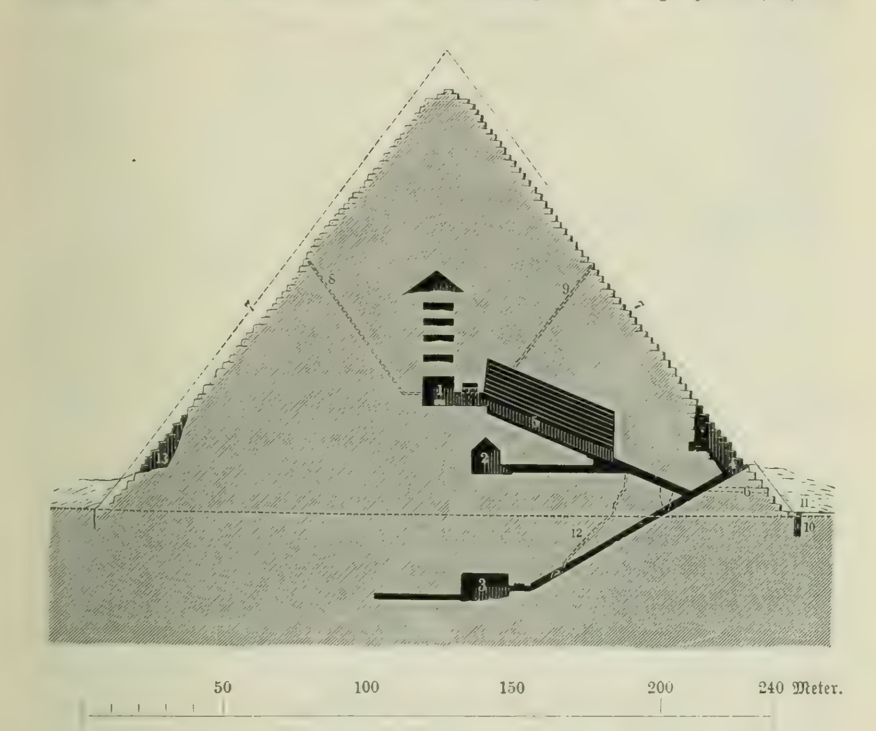


Bild 52. **Inneres der Cheops-Pyramide.**
(Senkrechter Durchschnitt von Süd nach Nord durch die Zugänge und die Kammern.)

1 Grabkammer des Königs (die 5 Räume darüber sind Entlastungshohlräume).
2 Grabkammer der Königin (?).
3 Unterirdische Kammer.
4 Eingang.
5 Zugang mit großer Halle.
6 Gewaltsam eröffneter Eingang.
7 Linie der ursprünglichen Bekleidung.
8 Südlicher Luftkanal.
9 Nördlicher Luftkanal.
10 Spalte.
11 Trümmer.
12 Später angelegter Schacht.
13 Aushöhlung.

Die innern Räume sind im Verhältnis zur Größe der Pyramide selbst der Deutlichkeit halber in dreifach vergrößertem Maßstab gezeichnet.

erstaunlichen technischen Kenntnisse, vornehmlich auch die Entlastung der ungeheuern Granitblöcke, welche die Grabkammern bedecken, durch fünf übereinanderliegende Räume, die sorgsam und genau berechneten Proportionen und die Orientierung der Seiten genau nach den vier Himmelsrichtungen zeigen uns, daß hier der berechnende Verstand gewirkt, der

sich in diesen stereometrischen Formen gleichsam kristallisierte. Schon der arabische Schriftsteller Abdullatif bemerkt: die aneinanderliegenden innern Flächen der Kalksteinblöcke seien ohne jeglichen Mörtel so sorgfältig und künstlich zusammengefügt, daß „man weder eine Nadel noch ein Haar zwischen die Fugen zu stecken vermöge". So viel ist sicher, daß die Genauigkeit, mit der die Steine behauen und aneinandergefügt sind, sich trotz unserer sehr vervollkommneten Werkzeuge und trotz unserer Maschinen heute nur noch sehr schwer würde erreichen lassen. — Die Glättung der polierten Wände der Pyramidenschachte ist so sorgfältig ausgeführt, wie sie nicht einmal bei den vollendetsten Bauten von Hellas, selbst nicht auf der Akropolis von Athen sich findet. Das Meisterwerk aber der Werkleute der Großen Pyramide (Bild 52) ist die große Galerie, die an die Grabkammer im Innern anstößt, 8 m hoch und 2 m breit, mit ihren fein berechneten Dimensionen. Die Grabkammer selbst ist aus Granit und der darin befindliche Sarkophag, der die Gebeine des Pharaos Cheops enthielt, aus Rosengranit. „Es ist etwas Gewaltiges, daß ein Werk wie die Cheops-Pyramide überhaupt geplant, und fast unfaßbar, daß dieser Plan ausgeführt werden konnte. Es erklärt sich das nur durch eine Konzentrierung der gesamten Arbeitskraft des Landes auf einen einzigen Punkt, wie sie sich in diesem Maße wohl nirgends wieder in der Geschichte zeigt." Was aber die Form der Pyramiden betrifft, so ist man im Innersten durchdrungen von deren schlichter Größe und von der Unermeßlichkeit und Unabhängigkeit ihrer Maßverhältnisse. Die Pyramiden waren Gräber für die erhabenen Pharaonen, die Vertreter der Gottheit auf Erden — daher die himmelanstrebende Höhe; einfacher und zugleich großartiger und wirkungsvoller lassen sich Erhabenheit, feierlicher Ernst und Ruhe und irdische Hinfälligkeit, die auf das überirdische Ewige hinweist, nicht mit einem Zuge architektonisch darstellen, als es in den ägyptischen Pyramiden geschehen ist, die da lagern an der Stelle, wo das Leben des üppigen Kulturstrichs dem Tode der

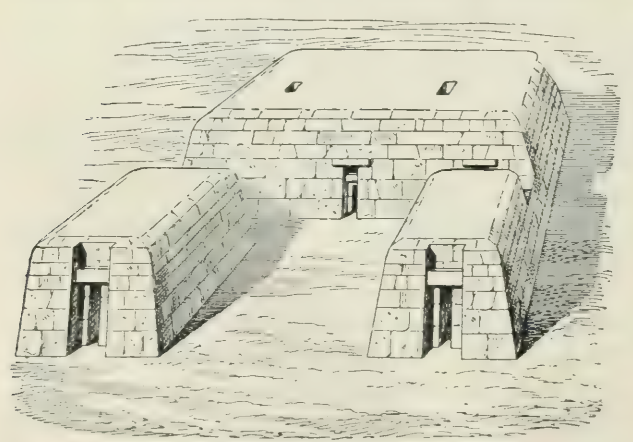


Bild 53. Mastaba auf dem Grabfelde von Memphis. Rekonstr. (Nach Perrot-Chipiez.)

unabsehbaren Wüste weicht. Welchen Anblick aber müssen diese Pyramiden erst gewährt haben, als sie noch ganz unbeschädigt dastanden: die erste und die zweite von leuchtenden weißen oder gelben Kalksteinen gedeckt, die dritte in rotem Granite glühend; alle umgeben von massiven Grabbauten, den Mastabas und kleinern Pyramiden, aus denen sie wie Dome inmitten von kleinen Kirchen hervorragten!

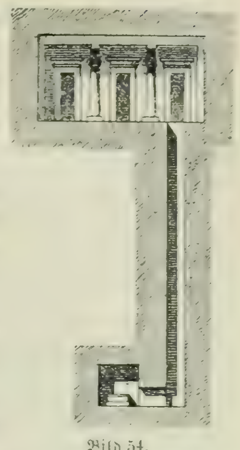


Bild 54.
Oberes Zimmer, Schacht und Grabkammer einer Mastaba. (Querschnitt.)

Wie schon erwähnt, sind die Pyramiden hervorgegangen aus den freistehenden Gräbern des alten Reiches, den sog. Mastabas (Bild 53). Auch diese waren Quaderbauten mit abgeschrägten Außenwänden, die in ihrer Form noch an die Steinhügel erinnern, mit denen man in der Urzeit die Gräber zum Schutze bedeckte. Ihr arabischer Name bedeutet „Bank", da sie mit einer solchen tatsächlich große Ähnlichkeit haben. Ihr Zweck war der gleiche wie der der Pyramiden: eine möglichst verborgene und unzugängliche Grabkammer herzustellen. Das eigentliche Grab, in dem die Leiche in einem Holz- oder Steinsarkophag ruhte, ist eine tiefe Kammer, zu der ein bis zu 30 m tiefer Schacht aus dem innern Gemache oder von dem flachen Dache aus führt (Bild 54). Außerdem hat jedes Grab noch einen ganz kleinen Raum oder auch einen Gang, in dem die Statue des Verstorbenen (oft neben den Bildern seiner Familienglieder) stand, den sog. Serdâb. Im Westen des Grabes (Gegend des Totenreiches) befindet sich eine Blendtüre mit Inschriften und Darstellungen, aus denen wir Namen, Würden, Güter, Diener, Beamte usw. des Verstorbenen kennen lernen, und die daher so wichtig für die Wissenschaft sind. In der IV. Dynastie gab es Mastabagräber nur bei der Hauptstadt, wo alles Leben des Reiches sich abspielte. Seit dem Ende der V. Dynastie traten zu der innern Kultkammer noch so viele Gemächer hinzu, daß das Innere der Mastabas dem der Wohnhäuser der Lebenden immer ähnlicher wurde; das gilt namentlich von der 1893 ausgegrabenen Mastaba des Mereruka in Sakkâra (Anfang der VI. Dynastie), die 31 Räume enthält. Freilich hatten solche Gräber nur die Vornehmen, die Leichen des niedern Volkes scharrte man im Sande der Wüste ein ohne Sarg und Binden. Auf dem Totenfelde von Memphis (beim heutigen Sakkâra), dem größten Friedhofe der Welt, sind die berühmtesten Mastabas die des Ti und des Ptahhotep; beide stammen aus der V. Dynastie und sind trefflich erhalten. Ihre Reliefs gehören zum Schönsten, was die Blütezeit des alten Reiches geschaffen hat. Von

geringerem Werte sind die Darstellungen der ebenda 1893 freigelegten Mastaba des Gem-ni-kai (VI. Dynastie)[1]. — Erwähnt sei hier, daß durch Lepsius, der 1842—1845 die preußische Forschungsexpedition in Ägypten leitete[2], ganze Gräber aus der Totenstadt von Memphis in das Berliner Museum gekommen sind. Gegenwärtig (1908) hat Flinders Petrie neue Ausgrabungen auf der Trümmerstätte von Memphis begonnen, auf der sich ein gutes Stück ägyptischer Geschichte von Menes bis zum letzten römischen Gouverneur abgespielt hat. Der dortige Ptah-Tempel war auch noch zur Zeit der XX. Dynastie, als Memphis seine politische Bedeutung längst an Theben hatte abtreten müssen, das drittgrößte Heiligtum des Landes.

Mit dem Ende des alten Reiches zogen es die Vornehmen vor, sich fern von den Königsgräbern in ihrem Heimatgau begraben zu lassen. Ihre größere Selbständigkeit und Unabhängigkeit kommt darin zum deutlichen Ausdruck. Auch verließen sie allmählich die Grabform der Mastabas, die seit der XII. Dynastie gar nicht mehr gebaut wurden, und ließen sich lieber in kleinen Ziegelpyramiden beisetzen. Die Sargkammer befand sich bei diesen in einem quadratischen Unterbau, an dessen Außenseite der Denkstein aufgestellt wurde. Beispiele dieser Art sind die äußerlich pyramidenförmigen, innerlich durch acht überkragende Schichten kuppelartig gewölbten Gräber von Abydos[3] (Bild 55), das als Hauptheiligtum des Osiris seit der VI. Dynastie eine Lieblingsgrabstätte der Großen des gesamten Reiches wurde. Hier in Abydos fand man auch die ersten sog. Pangräber auf, eine Gattung von Gräbern, die flach wie ein Korb im Sande liegen und eine Keramik zeigen, die mit einigen Klassen der archäischen Keramik Ähnlichkeit hat, aber sich doch klar von dieser unterscheidet. Die bis jetzt datierten Pangräber gehören dem mittlern Reiche an. Seit 1900 hat Weigall auch in Nubien zahlreiche, teilweise schon geplünderte Gräber dieser Art aufgedeckt.

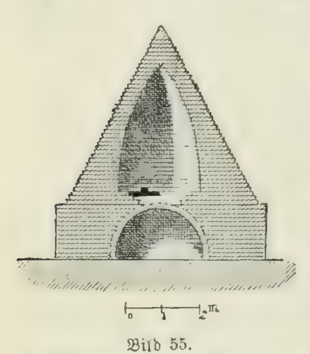


Bild 55.
Durchschnitt eines Grabes zu Abydos.

[1] Vgl. F. W. von Bissing und A. E. P. Weigall, Die Mastaba des Gem-ni-kai. Mit 68 Tafeln. 2 Bde, Berlin 1905 ff.

[2] Die gesamte, überreiche archäologische, paläographische und historische Ausbeute dieser Forschungsreise enthalten neben landschaftlichen und architektonischen Bildern Lepsius' fundamentale „Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien", 12 Bde, Berlin 1849—1859; erläuternde Texte nebst Ergänzungen herausgegeben von Naville, Borchardt und Sethe, Bd I—IV, 1897—1904.

[3] Vgl. Flinders Petrie, Abydos. 2 Bde, London 1902—1903.

Wo die Raumverhältnisse es nötig machten, legte man die Gräber auch in Felsen an, was vereinzelt schon im alten Reiche geschah, z. B. in Gize, unter dessen uralten Felsengräbern das sog. Zahlengrab das bekannteste ist. Diese Grabform wurde nach und nach bei den Vornehmen die allgemein übliche. Die Felsengräber sind im einzelnen sehr verschieden; doch bestehen sie im allgemeinen wie das ägyptische Wohnhaus der alten Zeit aus einem Hofe, einer Vorhalle, einem breiten Säulensaale und einer engen Kammer, in der die Statue des Toten stand. Nur der Hof lag meistens unter freiem Himmel, die übrigen Räume im Felsen. Die



Bild 56. **Felsengräber von Benihasan.** (Phot. Bonfils.)

Wände der Zimmer sind mit Reliefs und Malereien ausgeschmückt. Von dem Saale aus führte ein in den Felsen getriebener Brunnenschacht zu der kleinen Grabkammer. Solche Felsengräber finden sich u. a. noch in Siût und Elephantine; die bekanntesten und merkwürdigsten aber sind die von Benihasan (Bild 56) und Assuân. Übrigens waren auch diese Felsengräber nur für die Vornehmen. Die weitern Kreise des Volkes richteten sich einen Brunnenschacht ein, der den Sarg enthielt, und bauten darüber eine kleine Ziegelpyramide, in der statt der Blendtüre der Mastabas eine sog. Totenstele angebracht wurde, ein Stein, der nähere Angaben über den Toten enthielt. Wie bei der Form der Pyramiden die Natur die Vorbilder dargeboten zu haben scheint, so zeigt auch der

Gräberbau dieses Prinzip der Naturnachahmung. Die Eingangstüre bei Pyramiden und Gräbern hat in gleicher Weise einen runden tragenden Balken; die Steindecke der Kammer erscheint oft dem Blicke wie aus nebeneinander liegenden Baumstämmen gezimmert, die Türen sind dem Lattenwerk nachgebildet, und das umrahmende Glied stellt einen Stab dar. Hier ist also die Architektur aus dem Pflanzenreiche aufgewachsen, wie bei den Pyramiden aus dem toten Steinreiche der Wüste. So zeigt das Ägyptische Museum in Kairo eine Grabkammer, die lediglich Nachbildungen von Baumstämmen aufweist. Die Grabkammern waren hie und da auch gewölbt. In der Tat findet sich das Prinzip der Wölbung bereits früh; die ersten Beispiele davon weisen die Baureste der VI. Dynastie zu Abydos auf. Auch bei Profanbauten finden sich Gewölbe. Im allgemeinen werden diese aber selten verwendet, man bediente sich lieber der festern Monolith-Architrave. Die alten Ägypter dachten vielleicht ähnlich, wie die heutigen, bei denen ein arabisches Sprichwort lautet: „Ein Gewölbe schlummert nie."

Von den freistehenden Gräbern des neuen Reiches ist nur wenig erhalten, und die Felsengräber dieser Zeit gleichen im großen und ganzen denen des mittlern Reiches, nur stehen sie diesen an Ausdehnung und an Wert der Abbildungen nach. Neu ist dagegen für diese Periode, daß seit dem Beginn der XVIII. Dynastie auch die Pharaonen sich auf dem thebanischen Westufer des Nils ihre Grabstätten in Felsen anlegten. Die berühmtesten dieser königlichen Felsengräber sind die zu Bibân el-Mulûk aus der XVIII.—XX. Dynastie, die aus langen Korridoren und Sälen bestehen, deren Wände mit religiösen Bildern und Texten bedeckt sind. Neben diesen unterirdischen Höhlen wurde dann in der Ebene ein meist ziemlich großer Grabtempel des betreffenden Pharaos errichtet. Wie einst den Großen des Reiches die Pyramiden zu Vorbildern für ihre eigenen Grabstätten wurden, so ahmten die hohen Kreise Thebens auch in der Anlage von Felsengräbern den Pharaonen nach; und schließlich drang die Sitte, ein Felsengrab zu besitzen, selbst in die tiefern Schichten des Volkes ein. Aus den letzten Perioden der einheimischen Dynastien, die im Delta residierten, sind Gräber weder von Königen noch von Privatleuten bis jetzt aufgefunden worden.

Einen staunenswerten Fortschritt der Architektur bezeichnen die Gräberbauten der XII. Dynastie (z. B. in Benihasan) durch die weitere Ausbildung der Säulen [1], die zuerst von den Ägyptern in die Architektur eingeführt wurden (von ihnen lernten sie, kaum vor dem 2. Jahrtausend

[1] Vgl. Puchstein, Die ionische Säule als klassisches Bauglied orientalischer Herkunft, Leipzig 1907.

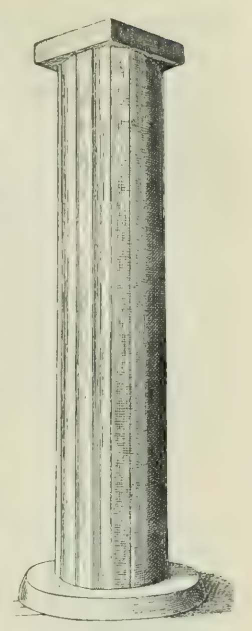


Bild 57.
Protodorische Säule.

v. Chr., die Syrer und Vorderasiaten kennen und durch diese im 7. Jahrhundert v. Chr. auch die Griechen) und, wie wir nach den letzten Ausgrabungen in Abusir (seit 1902) wissen, bereits in dem Totentempel des Pharaos Sahure in überraschender Feinheit vorgefunden wurden. Neue Formen schuf sodann das mittlere Reich. Auch für diese Säulenordnungen war die Natur das Vorbild: Lotosblume und Papyrusstaude und die überhängende Krone der Palme treten als ihre Urtypen auf. Die Säulen entwickelten sich aus den die Decke stützenden Pfeilern, die, sozusagen ganz urwüchsig und ohne Kopf und Fuß, der Durchbrechung der Wände ihren Ursprung verdanken. Durch Abschlagen der Pfeilerkanten erhielt man die achteckigen, dann die sechzehneckigen Säulen, die vielfach kanneliert wurden. Die letztern, die man auch protodorische Säulen nennt und als das Vorbild für die erste griechische Säulenordnung hält (Bild 57), finden sich besonders in den Gräbern von Benihasan und Assuân. Im Unterschiede von den dorischen Säulen haben sie jedoch nicht bloß den Abakus, sondern auch eine Basis. Am häufigsten sind in der ägyptischen Baukunst die den Pflanzen nachgeahmten Säulen[1], und zwar entweder solche, die einen einfachen Stengel, oder andere, die ein durch Bänder zusammengehaltenes Bündel von Stengeln darstellen. Das Kapitäl bildet dann entweder eine geöffnete oder eine geschlossene Blüte (Bild 58), oft von der Lotosblume. Am häufigsten ist jedoch die gewöhnlich aus acht Stengeln bestehende Papyrusbündelsäule mit offenem oder geschlossenem Papyruskapitäl; an der Basis ist diese stark eingeschnürt und mit Wurzelblättern verziert (Bild 59 a u. b). Am Ende der XVIII. Dynastie erscheint sie mit glattem Schaft, der mit Inschriften und Bildern bedeckt ist und meist mit offenem Kapitäl. In dieser Form wird sie mit Vorliebe als Träger des höhern Mittelschiffes der mehrschiffigen Säulensäle benutzt. Seltener ist die Palmensäule, die auf einem glatten Schaft als Kapitäl ein durch

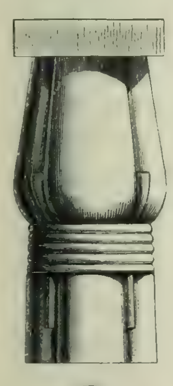




Bild 58.
Lotos-Säulenkapitäl von Benihasan.

[1] Vgl. L. Borchardt, Die ägyptische Pflanzensäule, Berlin 1897.

Bänder zusammengehaltenes Bündel von Palmenzweigen hat (Bild 60). — Waren die Pflanzenkapitäle der ältern Perioden ziemlich einfach, so wurden sie zur Zeit der Ptolemäer immer reicher und mannigfacher ausgestattet, so daß sie nicht selten einem bunten Blumenstrauß glichen. Häufig wurden in dieser Zeit auch die sog. Hathor- oder Sistrumsäulen, die auf glattem Schaft ein Kapitäl trugen, das aus vier Hathormasken bestand, über denen sich noch ein tempelartiges Sistrum befand (Bild 61). So fehlte es nicht an einem großen Reichtum schmückender architektonischer Elemente, von denen immer reichlicher Gebrauch gemacht wurde.

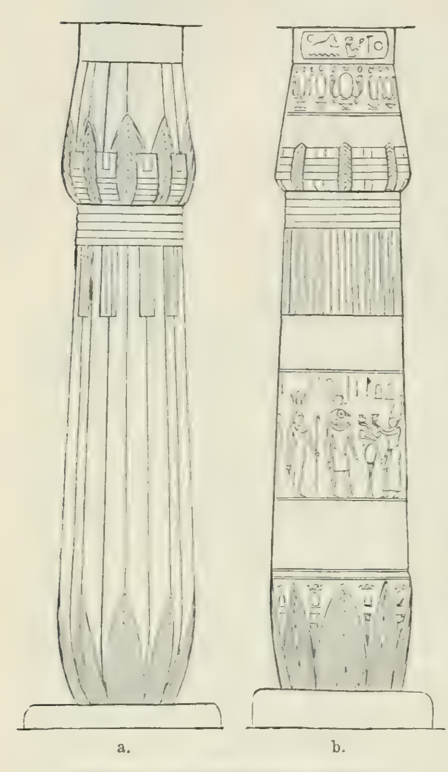


Bild 59. **Papyrussäulen von Theben.**

a. Skulptierte Säule vom großen Tempel zu **Karnak.** b. Bemalte Säule vom **Memnonium Ramses' II.**

Für die profanen Bauten bediente man sich im alten Reiche, wie wohl ursprünglich auch bei Tempelbauten, eines leichtern Materials, entweder des Holzes oder der Nilschlammziegel. Um den Bau zu sichern, machte man die Basis der Mauern sehr breit und wölbte die Stockwerke. Hier auf diesem Gebiete begegnen uns im schroffsten Gegensatze zu den massiven Anlagen der Steinbauten leichte und gefällige Formen: schlanke Holzsäulen mit Pflanzenkapitälen, die nicht selten mit Metallblech bekleidet sind, buntbemalte Ziegel, kunstvolles Lattenwerk mit vergitterten Fenstern und aus der Pflanzenwelt entlehnte Verzierungen. Auch liebte man es, die Wände mit Matten und Teppichen zu behängen, die durch lebendigen Wechsel der Farben das Auge fesselten. Es liegt an dem vergänglichen Materiale, daß von alledem nur wenig erhalten ist. Doch bieten durch glückliche Umstände Illahûn, Medinet Habu, Dêr el-Ballâs und namentlich auch Tell el-Amarna noch genügende Reste von Privathäusern aus der neuern Zeit, um uns von ihnen ein Bild zu machen. Große Aufschlüsse dürfen wir in dieser Hinsicht von der für 1908 von der Deutschen

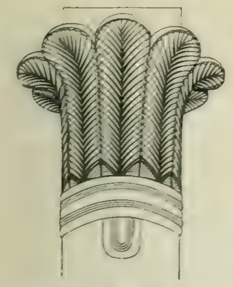


Bild 60. Palmenkapitäl.

Orientgesellschaft in Tell el-Amarna geplanten Ausgrabung erwarten. Bei der Probegrabung vom 1. bis 20. Januar 1907 wurden dort von Dr Ludw. Borchardt u. a. zwei größere Wohnhäuser freigelegt, deren Mauern teilweise noch etwa 3 m hoch waren. Bei beiden führte vor der Hauptfassade eine flache Freitreppe zu zwei Vorräumen, die den Zugang zu der sog. „breiten Halle" vermittelte. Diese hatte ein nach Norden gehendes Fenster, das im heißen Sommer dem Nordwinde Zugang verschaffte. Ein erhöhtes Bänkchen aus Ziegeln war wohl der Platz für die Stühle des Hausherrn und seiner Gäste. Malereien mit bunten Girlanden von Nymphäen, Kornblumen und Mohn sowie auch von Stillleben (Geflügel 2c.) bedeckten die Wände. Hinter dieser Halle befand sich eine tiefe, ebenfalls bemalte Halle, die wahrscheinlich als Eßzimmer diente. In ihrem Boden war ein Gefäß eingelassen, das wohl Sprengwasser für den Sommer enthielt. Auch eine große, runde Kohlenschale, die bei der Kühle des Winters in Gebrauch genommen wurde, fand man dort. Von dieser Halle führte eine Treppe in das Obergeschoß oder auf die Terrasse, eine Tür zu dem Schlafgemach, in dessen Nähe ein Baderaum gefunden wurde, der uns beweist, daß die Ägypter der XVIII. Dynastie auf einer hohen Kulturstufe standen.



Bild 61.
Säule mit Hathormaske von Dendera.

Die Form der Wohnhäuser aus der ältern Zeit kennen wir genau aus den Darstellungen in den Gräbern und aus den Sarkophagen, die oft in Form der Wohnhäuser gearbeitet wurden (vgl. Bild 62 u. 63, siehe auch Bild 64). Als Modelle der Privathäuser können auch die sog. Seelenhäuschen gelten, von denen Flinders Petrie im Winter 1906—1907 bei Rife (in der Nähe von Assiût) so viele gefunden hat, daß er ihre Entwicklung nunmehr von der prähistorischen Zeit bis zu den spätern Dynastien nachweisen kann. Wie in den Häusern der Bauern, so bildete auch in den Wohnungen der bessern Stände der Hof den Mittelpunkt der ganzen Anlage. An ihn

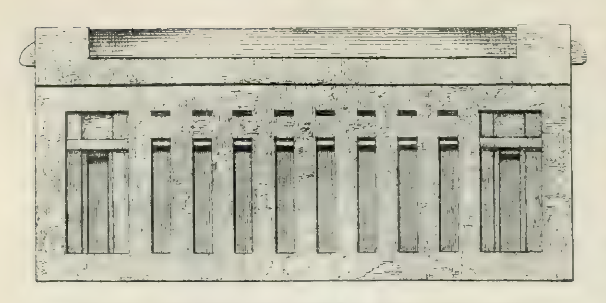


Bild 62. Sarg des alten Reiches in Form eines Hauses. (Nach Lepsius.)

grenzte im Hintergrunde eine von leichten Säulen getragene Vorhalle, von der aus man in einen Säulensaal gelangte. An diesen schloß sich eine tiefe, ebenfalls von Säulen getragene Halle an, die wohl als Speisesaal diente und den Durchgang zu den Schlafzimmern des Hausherrn und seiner erwachsenen Söhne vermittelte. Die an diesen Bau anstoßenden Frauengemächer hatten als Mittelpunkt ebenfalls einen Hof. Von ihnen gelangte man dann zu den Sklavenwohnungen, Vorratsräumen usw. Die Königswohnungen werden in der Hauptsache den gleichen Grundriß gehabt haben. Den altägyptischen Häusern war eine äußerst zierliche Gliederung des Holzwerks eigen, und eine reiche Farbenpracht gab ihnen ein ebenso schönes wie vornehmes Aussehen.

Von öffentlichen Bauten großen Stils ist uns u. a. die Zeichnung der Festung Semne in Nubien bekannt, die vom Pharao Usurtesen III. als Grenzfeste des Südens erbaut wurde und Tore, Dämme und Türme zeigt. Auch von ähnlichen Festungen bei Wâdi Halfa und an andern Orten sind teilweise recht namhafte Festungswerke und Umfassungsmauern erhalten. Übrigens waren alle Städte mit Mauern von 10 bis 20 m Dicke und bis zu 25 m Höhe umgeben. Seit der Zeit der großen asiatischen Feldzüge der XVIII. Dynastie wurde der Festungsbau vollkommener, man legte jetzt auch Festungsgräben und Türme an. Endlich besitzen wir in der Sethos-Halle des Karnaktempels noch die Abbildung einer Nilbrücke — es ist die älteste historisch nachweisbare Brücke der Welt. Auch Trümmer von großartigen, aus Ziegeln gebauten Speichern sind erhalten, die vielfach, wie die am Ramesseum aufgefundenen, vorzüglich konstruierte Gewölbe zeigen. Sie waren zur Aufnahme der in Naturalien zu zahlenden Steuerabgaben bestimmt.

Das Großartigste jedoch, was die ägyptische Baukunst geleistet hat, bilden die Tempel, von denen das

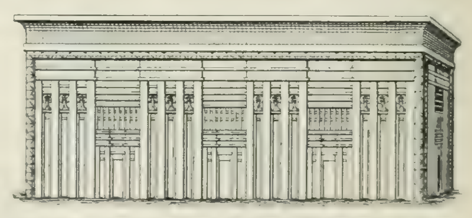


Bild 63. Sarkophag des Pharaos Mykerinos in Form eines Hauses des alten Reiches. (Nach Perrot-Chipiez.)

ganze Land offenbar übersät war. Eine große Zahl von ihnen ist erhalten, freilich fast ausschließlich aus der Zeit des neuen Reiches. Unter den uns bekannten wenigen Heiligtümern des alten Reiches steht an erster Stelle der Totentempel des Königs Ne-woser-re (V. Dynastie) bei Abusir, der von 1902 bis 1904 größtenteils durch Dr Ludw. Borchardt ausgegraben wurde[1]. Ebenda befinden sich auch die gleichfalls von Borchardt aufgedeckten Totentempel der Pharaonen Nefer-er-ke-re und Sahure aus der gleichen Dynastie. Außer diesen kennen wir noch den Totentempel des Snofru bei Medûm, die Lage der Totentempel der IV. Dynastie bei Gize, den sog. Sphinxtempel[2] (Bild 65) ebenda, den Bau von Kasr es-Sara und die Totentempel der Pharaonen Ded-f-re´ bei Abu Roâsch und Onnos bei Sakkâra, wo auch die Königinmutter Jopowet ihren Totentempel hat.

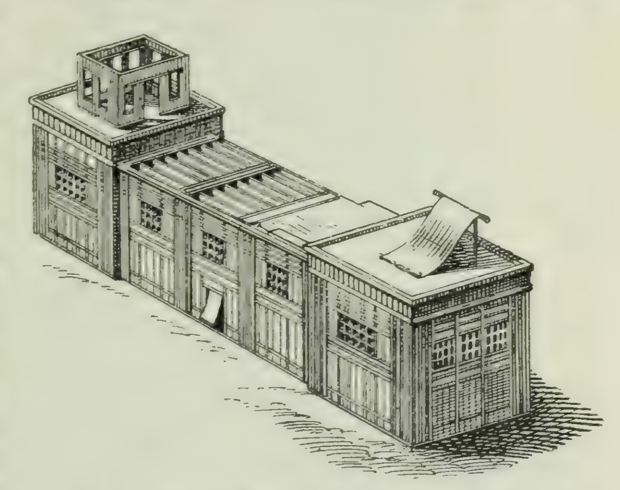


Bild 64. Wiederherstellung eines Hauses des alten Reiches. (Nach Perrot-Chipiez.)

Die Heiligtümer des mittlern Reiches sind uns noch weniger bekannt. Die meisten, so gewaltig sie auch waren, scheinen unter der unruhigen Hyksosherrschaft verschwunden zu sein. Viele hatten auch das Los, namentlich in der XVIII. Dynastie, als Baumaterial für neue Tempel zu dienen. Der einzige in seinen Spuren erhaltene Tempel aus dieser Zeit ist der von den Pharaonen der XII. Dynastie Usurtesen und Amenophis in Theben errichtete Amontempel, der den Kern des großen Tempelkomplexes von Karnak bildet. Von dem großartigen

[1] Ebendort erfolgte bis 1904 die Aufdeckung der Gräber der Großen des Reiches aus derselben Periode, der Grabstätten von Priestern des mittlern Reiches (vgl. Schäfer, Priestergräber am Totentempel des Ne-woser-re, Leipzig 1908) und eines griechischen Friedhofes aus der zweiten Hälfte des 4. vorchristl. Jahrhunderts. Auf letzterm wurde der Timotheos-Papyrus (Textausgabe mit Kommentar von v. Wilamowitz-Möllendorff, Berlin 1903) am 1. Februar 1902 gefunden.

[2] Der 1853 von Mariette ausgegrabene „Sphinxtempel" wird jetzt für den Portalbau am Fuße des Totentempels des Chephren gehalten.

Heiligtum des Sonnengottes in Heliopolis, das Amenemhet I., der erste Pharao des mittlern Reiches, erbaute, ist außer nichtssagenden Resten bloß der von Senwosret (Sesostris) I. errichtete Obelisk (Bild 66) erhalten. Er ist 20,27 m hoch, aus rotem Granit und mit Hieroglyphen, die wie soeben gemeißelt erscheinen, bedeckt. In ihm haben wir den ältesten aller ägyptischen Obelisken und den einzigen, der in Unterägypten unverrückt an seiner ursprünglichen Stelle geblieben ist. Diese Obelisken



Bild 65. **Sphinxtempel neben dem Sphinx von Gîze.**

wurden immer paarweise vor dem Tempeleingange, oft neben Kolossalstatuen von Pharaonen, aufgestellt. Ob sie als Nachbildungen eines Fingers des Re oder der Sonnenstrahlen aufzufassen sind, oder ob sie nichts anderes sind als eine bestimmte, regelmäßige Form jener Steine, die man von alters her bei halbwilden Völkern als Gedenksteine der Götter und der Toten findet, sei dahingestellt. Jedenfalls sind sie mit den Pyramiden und Sphinxen das Charakteristischste, was die ägyptische Baukunst geschaffen hat. Die Grundform der Tempel des mittlern Reiches scheint durchaus schon der spätern entsprochen zu haben.

Einen vollen Einblick in die Anlage der altägyptischen Heiligtümer gewähren uns nun die zahlreich erhaltenen Tempel aus dem neuen Reiche und aus der Ptolemäerzeit. So groß die Mannigfaltigkeit auch zu sein scheint, in der diese Tempel sich dem Beschauer darstellen, so kann man dennoch alle auf eine einzige Hauptform zurückführen: die Hauptfront bildete ein gewaltiges Tor zwischen zwei breiten Tortürmen (Pylonen) mit abgeschrägten Wänden, die keinen Sockel hatten, an den Ecken mit Rundstäben eingefaßt und oben durch ein mit weit ausladender Hohlkehle versehenes Hauptgesims wagerecht abgedeckt waren. Farbige Bildwerke bedeckten die Außenflächen, während schlitzartige Vertiefungen links und rechts vom Eingange zur Aufnahme hoher, mit wehenden Wimpeln versehener, zu festlichem Schmuck dienender Mastbäume bestimmt waren. Kolossale Statuen und Obelisken wurden, wie schon erwähnt, nicht selten vor den Pylonen aufgestellt. Ursprünglich dienten diese wohl wirklich zum Schutze des Heiligtums, später befanden sie sich jedoch innerhalb der den ganzen Tempelbezirk umschließenden Umfassungsmauer. Die Zugangsstraße bildete gewöhnlich eine Allee von Sphinxen oder, wie in Theben, von Widdern (Bild 67). Durch den Haupteingang gelangte man in den großen, nach außen fest abgeschlossenen, innen mit einer Säulenhalle umgebenen Hof, an dessen Rückwand sich das sog. Hypostyl anschloß, ein von Säulen getragener Riesensaal, der sein Licht durch kleine Fenster unmittelbar unter dem Dache erhielt. In diesen beiden weitausgedehnten Räumen wurden die Feste gefeiert und die Opfer dargebracht. Die Wohnung des Gottes war eine kleine, finstere Kapelle, die sich hinten an das Hypostyl anlehnte. In ihr stand die kostbare Barke (Bild 29, S. 59) mit dem Götterbilde. Rechts und links



Bild 66. Obelisk von Heliopolis. (Phot. Bonfils)

von ihr befanden sich gewöhnlich noch die kleinen Wohnräume von Gattin und Sohn des Gottes. Hinter diesem Allerheiligsten lagen oft, wie in Karnak und Luksor, noch eine ganze Reihe kleinerer Gemächer, die allen möglichen Zwecken dienten. Überhaupt ist ja klar, daß solch ein Tempel beliebig bis ins Unendliche erweitert werden konnte. So ist z. B. in Karnak aus dem etwa 70 m langen Amontempel der XII. Dynastie das gewaltigste Bauwerk geworden, das die Erde trägt. Nicht selten sind mehrere Höfe vorhanden, oder verschiedene Säulensäle mit einer abnehmenden Höhe trennen das Hypostyl von dem Allerheiligsten usw.



Bild 67. Sphinx-Allee von Theben (Karnak).

Die Baulust der Pharaonen ließ sich nicht durch Fesseln beengen. Der große Tempel von Luksor (Bild 68) ist eine Art von Doppeltempel, der an der Rückwand des von Ramses II. erbauten ersten Hofes ein zweites Pylonenpaar und am Anfang des durch einen 51 m langen Säulengang mit dem ersten verbundenen zweiten Hofes, den Amenophis III. errichtete, ein drittes Pylonenpaar hat. Es wurden eben in den verschiedensten Zeiten von den Pharaonen ganz nach ihrem Ermessen Anbauten vorgenommen, so daß die ursprüngliche Länge von 190 m schließlich zu 260 m anwuchs. Die Papyrusbündelsäulen (mit geschlossenem Kapitäl) im zweiten Hofe sind prächtig erhalten, wie unser Bild 69 zeigt, und bieten namentlich vom Nil aus einen ganz herrlichen Anblick dar (Bild 70).

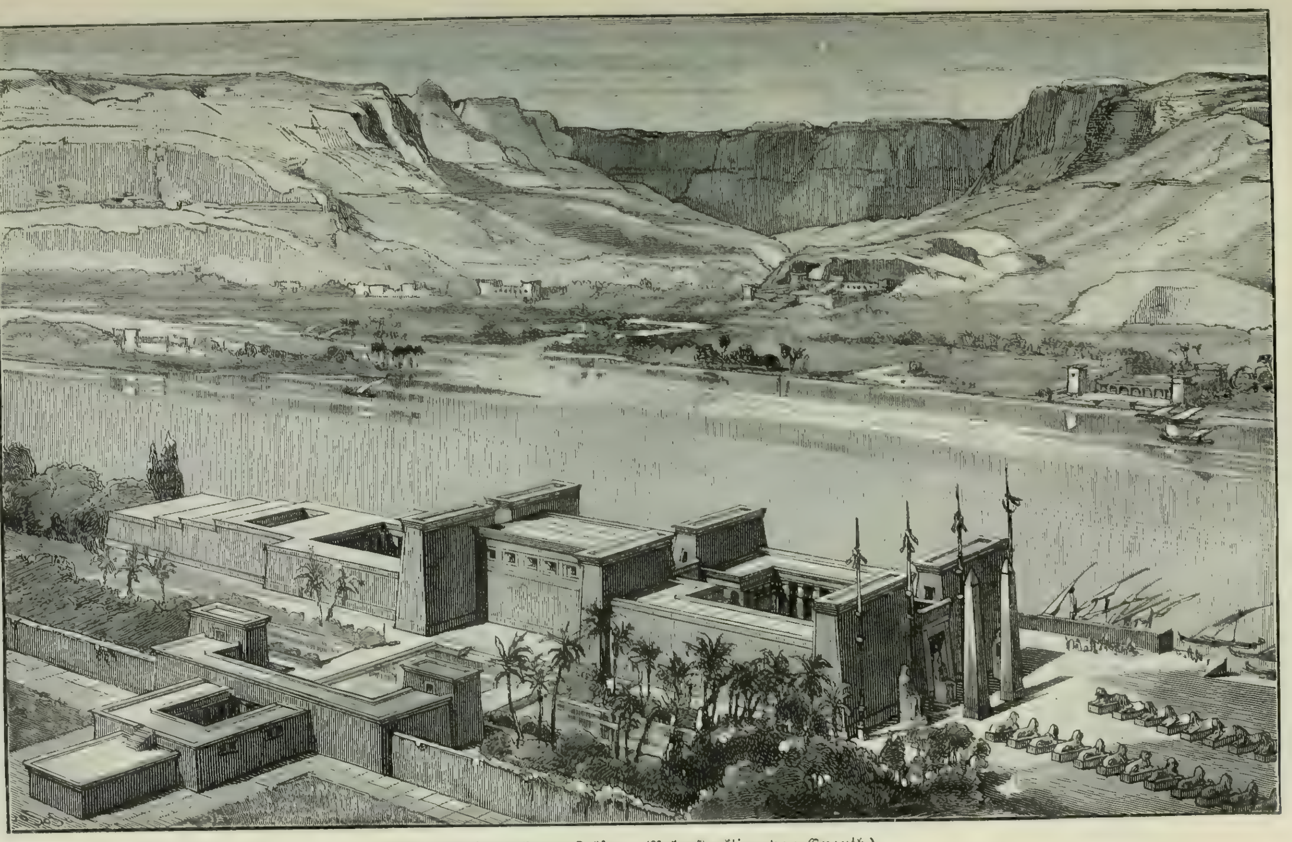


Bild 68. **Tempel von Luksor.** (Rekonstruktion von Gnauth.)
Jenseits des Nils sind im „Westen der Stadt“ die Totentempel und Felsengräber zu sehen.

Die seltenere, peripterosartige Form der ägyptischen Tempel, die in der Hauptsache nur aus einer mit einer Säulenhalle umgebenen Cella bestand, wurde bloß in der XVIII. Dynastie und später wieder in der Ptolemäerzeit (z. B. das sog. Geburtshaus auf Philä) angewendet, und zwar fast ausschließlich bei kleinen Heiligtümern.

Das großartigste Ruinenfeld, das Ägypten bietet, ist Theben[1], die „hunderttorige", prachtvolle Hauptstadt des neuen Reiches, die 674 km südlich von dem heutigen Kairo gelegen ist und von dieser Stadt aus jetzt mit dem Schnellzuge in 13½—15 Stunden zu erreichen ist. Die



Bild 69. Säulen aus dem zweiten Hofe des Tempels zu Luksor.

Reste der alten Stadt (vgl. den Plan, Bild 71) mit den berühmten Tempeln Amons und Chons liegen auf dem rechten Nilufer bei den Dörfern Luksor und Karnak. Gegenüber auf dem linken Ufer befindet sich die Totenstadt mit den Totentempeln der Königin Hatschepsowet in Dêr el-bahri, des Sethos I. bei dem heutigen Kurna, des Ramses II. (das sog. Ramesseum) und des Ramses III. bei Medinet Habu und den Memnonskolossen (Bild 40, S. 75). Südlich von Kurna im Tal Bibân el-Mulûk (arab. = Pforten der Könige) liegen die schon erwähnten berühmten Königsgräber der XVIII.—XX. Dynastie.

[1] Vgl. Flinders Petrie, Six Temples at Thebes, London 1897.



Bild 70. Luksor mit den Tempelruinen vom Nil aus. (Phot. Bonfils.)
Links die beiden Minarets der in die Ruinen eingebauten Moschee des Abul Haggâg; auf dem Nil rechts eine Dampf-Dahabije.

Auf dieser Stätte allein, die niemand jemals wieder vergessen kann, der sie einmal mit hochpochendem Herzen betreten hat, wird uns klar, was die ägyptische Kunst in ihrer Höhezeit an erstaunlichen Prachtbauten zu schaffen verstand. „Was in der Architektur die ältesten Zeiten Herrliches geleistet hatten, das wurde in das Reich, dessen Mittelpunkt das weltberühmte hunderttorige Theben war, hinübergerettet, aber dort zu einer nie wieder erreichten Höhe der Vollendung ausgebildet." Die über die weite Ebene verstreuten Denkmälergruppen überblickend, kommt man zu dem Schlusse, daß die alte Thebai in ihrer Blütezeit einen Umfang von wenigstens 45 km gehabt haben muß. Haben wir uns auch in dieser Riesenstadt zweifellos die Wohnungen aus dem natürlichen Baumaterial, dem Nillehm, mit Nilziegeln bekleidet und mit Holz gedeckt, vorzustellen, so mußten sich um so großartiger aus dieser einfachen Umgebung die monumentalen Prachttempel erheben, deren Ruinen uns heute noch mit ehrfürchtigem Staunen erfüllen. Aber nicht nur Theben, sondern das ganze Reich wurde mit solchen Prachttempeln geschmückt. Aus jener Zeit stammen in Nubien: der Tempel von Semne und besonders die großartigsten aller südlichen Bauten, der Felsentempel von Abu Simbel (oder Ipsambul); den Nil herab: die Tempel von Elephantine, Kôm Ombo, Eileithyia, Erment, Abydos, Dendera, Memphis und der wiederhergestellte Sonnentempel zu Heliopolis; ja bis auf die Sinai-Halbinsel haben die thebanischen Pharaonen ihre Bautätigkeit ausgedehnt, wie die dort noch vorhandenen Reste beweisen.

Die höchste Blüte dieser ägyptischen Kunst fällt unter die Regierung Sethos' I. (Bild 41, S. 77) und Ramses' II. (Bild 42, S. 78). Nach Merenptahs Regierung beginnt ihr Verfall. In ihr tritt das Realistische und Einfache zurück, dafür aber erhält das Ideale, das Seelische, die Empfindung ihren Ausdruck. „Nicht das Individuelle, sondern das Ideale, nicht der Ausdruck von Leben, sondern von Seele und Empfindung war das, wonach man jetzt strebte."

Werfen wir nun einen Blick auf einige der Hauptbauten jener Zeit; denn sie alle zu schildern ist ja nicht möglich. Wenn man die herrlichen Riesentempel von Theben mit ihren zahllosen Gemächern und Säulenhallen, ihren gewaltigen Räumen und den großen Binnenhöfen übersieht, so fragt man wohl erstaunt: Wo ist hier der Zusammenhang mit den einfachen Tempeln und Pyramiden der ältesten Zeit? Erbkam findet das allen Gemeinsame, also das Bindeglied, in dem kleinen Raume, der Cella, die das Bild des Gottes umschloß: sie erscheint als der Kern aller thebanischen Bauten. So stammt, wie wir bereits bemerkten, die Cella des großen Karnaktempels aus der Zeit der Pharaonen der XII. Dynastie. In ihr haben wir die älteste Form der ägyptischen Tempel, die in der

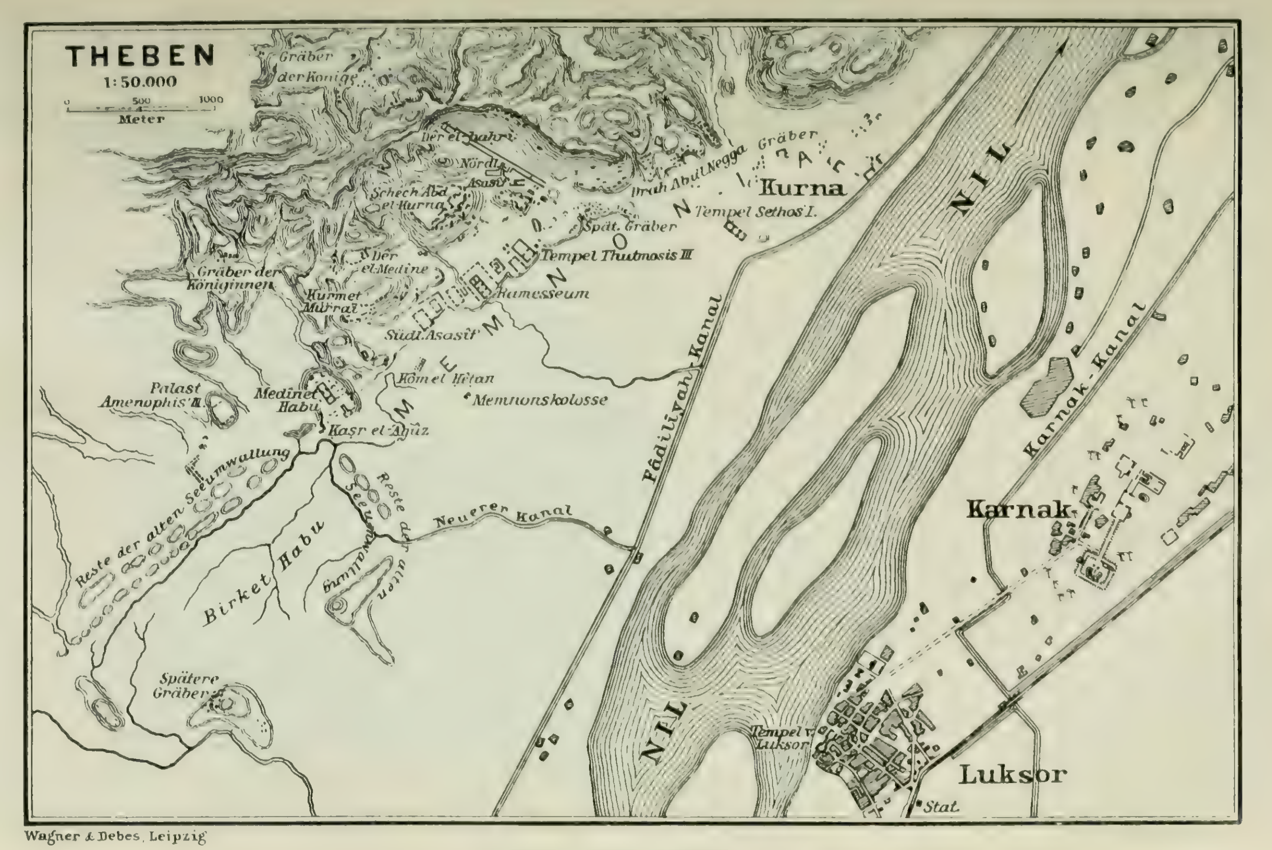


Bild 71. Plan von Theben.

unter Merenptah errichteten Felsenkapelle der Hathor zu Surarije sich ebenso findet wie in den Riesentempeln von Karnak und Abu Simbel. Das andere tat die Zeit hinzu. Diese Cella blieb der Mittelpunkt der großen Bauten: an sie stießen Gemächer für die Priester, ein großer Saal für das Volk, Räume für die Tempelgeräte, der Einbalsamierungsraum, die Bibliothek, die Sternwarte usw. So wachsen die Ausdehnungen mit den Räumen, Vorhof reiht sich an Vorhof usw. Das ist zugleich Entstehungsweise und Bild eines Tempels der thebanischen Blütezeit. Die einzige wesentliche Abweichung in der Anlage zeigt der 1894/1896 auf Kosten des Egypt Exploration Fund unter Navilles Leitung gänzlich freigelegte Tempel von Dêr el-bahri[1], der sich von der Ebene aus in drei stufenförmig hintereinander aufsteigenden Terrassen erhebt, die durch Rampen miteinander verbunden sind und nach Westen zu durch erhöhte Hallen abgeschlossen werden. Höchst wahrscheinlich nahm sich die Erbauerin, die Königin Hatschepsowet, Vormünderin des Pharaos Thutmosis III. während dessen Minderjährigkeit, asiatische Bauten dabei zum Vorbilde. Eine große und schöne Statue des Architekten dieses wunderbaren Tempels, des Senmaout, wurde 1903—1904 während der Ausgrabungscampagne des Egypt Exploration Fund unter den Hunderten von großen und Tausenden von kleinen Statuen und Statuetten zu Tage gefördert, die in einem Versteck zwischen dem großen Hypostylensaal und dem VII. Pylon zu Karnak verborgen lagen und namentlich die Kunst der XI. Dynastie auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit zeigen. Im ganzen wurden bis zum Juni 1906 dort 751 Statuen und Stelen sowie ungefähr 17000 Bronzen ans Licht gezogen, ohne daß damit der Vorrat erschöpft wäre.

Der schon wiederholt erwähnte große Amonstempel zu Karnak[2] hat eine Ausdehnung von 365 m. Etwa 450 Löwensphinxe mit Menschenantlitz umsäumen die verschiedenen Wege; eine lange Reihe von ihnen, gewiß an tausend, hat einst den zum Tempel von Luksor führenden Weg umrahmt. Nach dem Durchgang durch das Tor Sethos' II. gelangt man zu Pylonen von 113 m Breite und 44 m Höhe. Am Tempel selbst ist gebaut worden von der ersten thebanischen (XI. manethonischen) Dynastie bis in die Ptolemäerzeit; die bedeutendsten Teile rühren von Amenophis II. und III., von Thutmosis I., II. und III., von Sethos I. und von Ramses II. und III. her. Die Umfassungsmauern hatten etwa

---

[1] Vgl. Naville, The Temple of Dêr el-bahri, Berlin 1895. Eine große Publikation The XI. Dynasty Temple at Deir el-Bahari steht unmittelbar bevor.

[2] Vgl. L. Borchardt, Zur Baugeschichte des Amonstempels von Karnak, Leipzig 1905.

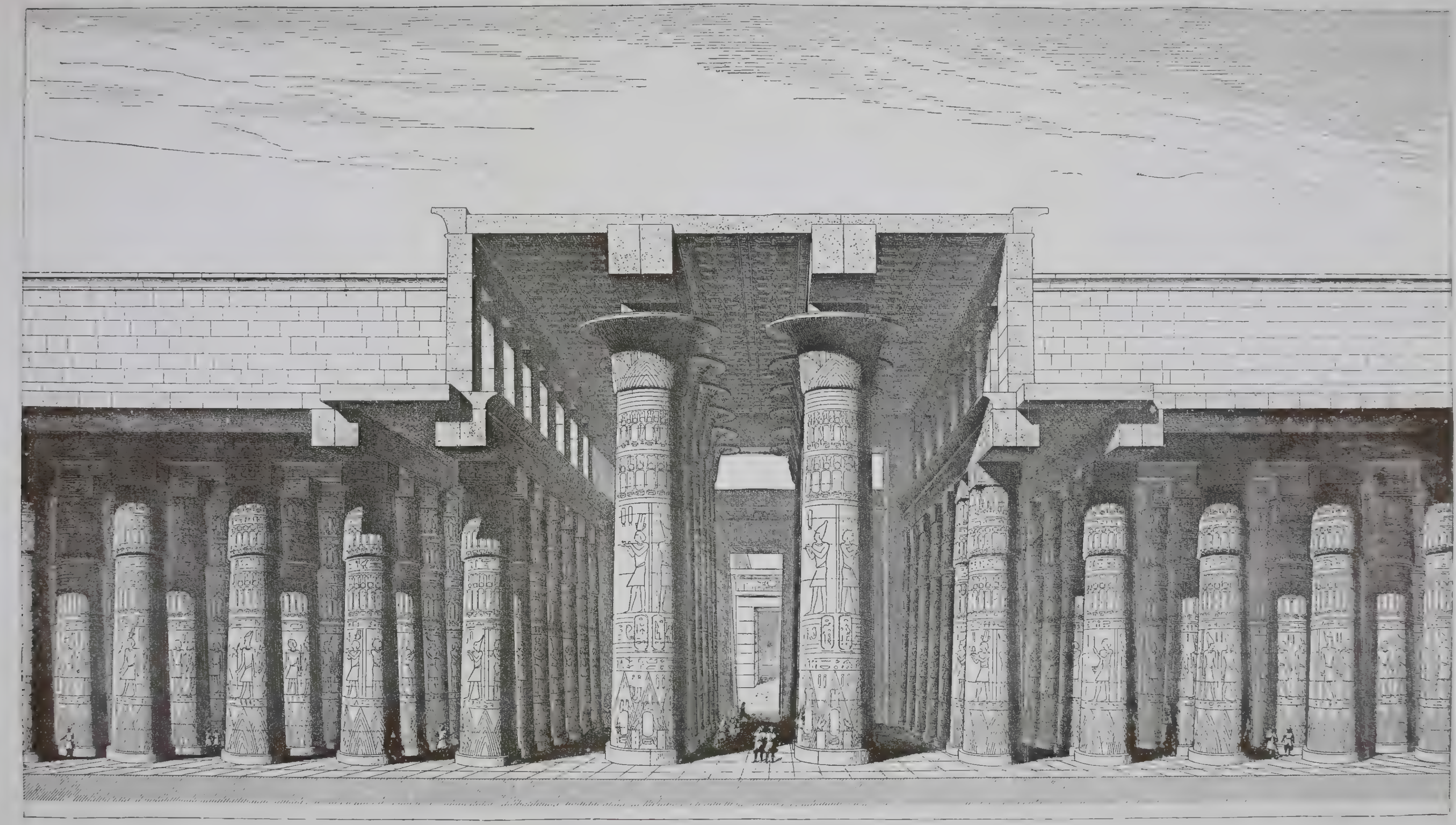


Bild 72. **Perspektivische Ansicht des großen Tempelhypostyls von Karnak.**
(Wiederherstellungsentwurf von Ch. Chipiez.)



2400 m Umfang. Der große Saal von Karnak (Bild 72), als ein „Wunder der Welt" von jeher gepriesen, wird von 134 Riesensäulen getragen; er hat eine Länge von 52 m und eine Breite von 103 m. Der obere Teller jeder Säule hat 6 m Durchmesser; die Steinbalken, die von diesen Säulen getragen werden, haben eine Durchschnittslänge von 9,20 m und jeder ein Gewicht von ungefähr 65000 kg. Die

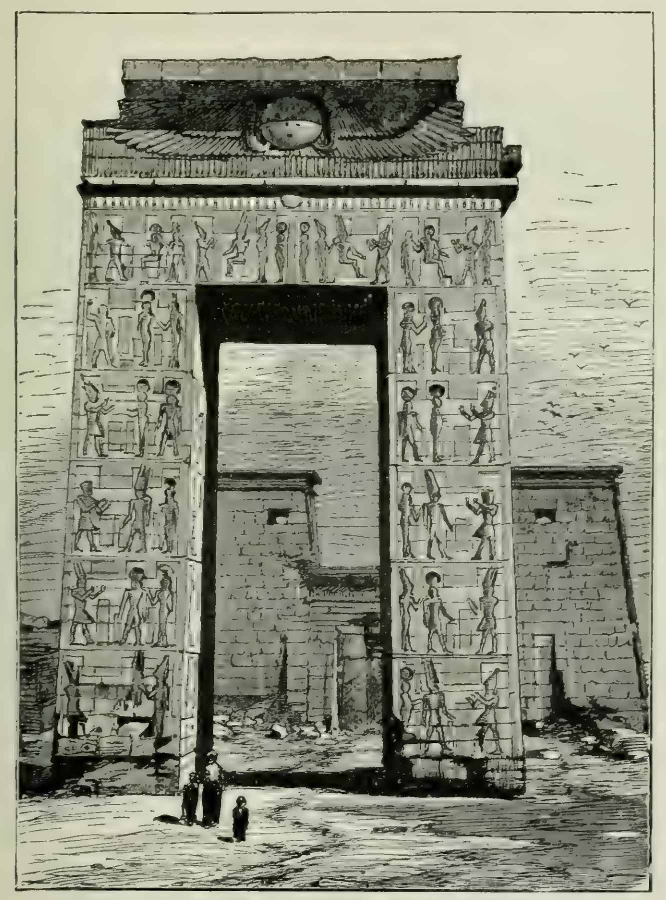


Bild 73. **Tor in Karnak.**

Säulen sind die stärksten, die je im Innern eines Gebäudes verwendet wurden. Die zwölf größern der beiden mittlern Reihen haben eine Höhe von 21 m, einen Durchmesser von 3,57 m und einen Umfang von mehr als 10 m. Die 122 Säulen der Seitenschiffe sind 13 m hoch. Neun von ihnen stürzten 1899 zusammen, wurden aber bis 1906 wieder aufgebaut.

Verglichen mit den Riesenmassen dieser Ruinen in Theben erscheinen selbst die Kolossalbauten der alten und der modernen Römer nur gewöhnlich, ja klein. Was wollen die Säulengänge von St Peter, was der Riesendom selbst, was das Kolosseum besagen, wenn man sie am Tempel von Karnak, an jenen Säulen bemißt? Was sind die römischen Triumphbogen im Vergleich zu dem 19 m hohen Hauptportal von Karnak (Bild 73)?! „Hier in Karnak erheben sich aus dem Erdbeben der Weltgeschichte diese Trümmer in riesigen Triumphtoren, Mauerumwallungen, Obelisken und im Säulenwald so riesengroß in glorioser Majestät in die schweigsamen, ätherreinen Lüfte, daß es unentschieden bleiben muß, ob die Jahrtausende Sieger geblieben, oder ob ihnen der Mensch in jenen fast übermenschlichen Werken Trotz bieten durfte." Aber der staunende Blick bleibt in Karnak nicht an dem Riesigen haften, er findet hier auch in den Einzelheiten alles, was er von architektonischer Schönheit je sich einbilden, je suchen konnte. So ist z. B. der Pfeilersaal des Merenptah so schön, daß „keine Sprache fähig ist, einen Begriff seiner Schönheit zu geben, und daß es noch keinem Künstler gelungen ist, seine Form so im Bilde darzustellen, daß die, die ihn nicht mit eignen Augen sehen konnten, im stande gewesen wären, seine erhabene Schönheit zu fassen". Ebenmaß und Gliederung, Einfachheit und würdevollste Ruhe, Harmonie und Verhältnisgleichung herrscht in den großartigsten architektonischen Linien, Flächen, Ornamenten. Nichts ist hier verwirrt, kleinlich. Schönheit und Kraft der Formen vereinen sich mit dem Glanze der Dekoration, um diesen Tempel zu dem größten der von Menschenhänden geschaffenen Architekturwerke zu machen, sagt Fergusson. „Hier oder an keinem Orte begreift die Seele, daß und wie die Baukunst eine versteinerte Musik sein kann und genannt werden darf."

Ist aber der hypostyle Saal von Karnak das Wunder unter den freistehenden Bauten, so ist der große Felsentempel von Abu Simbel (Ipsambul) das Meisterwerk der in Ägypten vielfach durch die Bodenbeschaffenheit bedingten und darum seit den frühesten Zeiten gepflegten Kunst, in lebendigem Felsen die Hauptformen des geschichteten Verbandes nachzuahmen. Als Proben davon lernten wir bereits die Gräber von Benihasan kennen. Noch vollkommener ist das Grab des Pharaos Sethos I. (vgl. S. 154) zu Theben. Aber die Krone dieser Felsenarchitektur bleibt der Tempel von Abu Simbel, den Brugsch „ein staunenswertes Werk" nennt. Er ist im Gegensatz z. B. zu dem Felsentempel in Gerf Hussên ganz und gar dem natürlichen Felsen abgewonnen, so daß auch die Pylonen hier von der Bergwand selbst gebildet sind; ja sogar die davorsitzenden Kolosse sind Teile des natürlichen Felsens. Die Breite der Fassade (Bild 74) erreicht 38,50 m, ihre Höhe 28,50 m.

Die vier Statuen Ramses' II., des Erbauers, am Eingange sind die größten, die es in Ägypten gibt. Das etwa 55 m tiefe Innere enthält einen großen Hauptsaal und acht kleinere Räume, in die man durch eine mit 10 m hohen Statuen Ramses' II. geschmückte Pfeilerhalle eintritt. Die Riesenstandbilder, die das Heiligste im Innern umgeben, wirken ebenso gewaltig durch Schönheit wie durch Größe. Von den Ramseskolossen am Eingange urteilen berufene Richter, daß „jedem die schöne Arbeit und der Ausdruck der Milde und Kraft in den Gesichtern auffallen muß".



Bild 74. Fassade des Felsentempels von Abu Simbel (Ipsambul).

Die ganze Schönheit jener Architektur aber prägt sich in dem „Juwel ägyptischer Baukunst", dem Ramesseum (Bild 75), dem Totentempel Ramses' II. in der thebanischen Ebene, aus, dessen Decke 48 goldgelbe Sandsteinsäulen von unvergleichlich anmutiger Schönheit tragen. Und so möge man sämtliche Tempel Thebens durchwandern — überall bewundert man die Verbindung der Steinmassen zu einem wohlgeordneten Gesamtbau; überall weidet sich unser Auge an dem wundervollen steinernen Schmuckwerk; überall überwältigt uns die Würde und der königliche Anstand der erhabenen Bildsäulen: und das alles kennzeichnet uns die thebanische Periode als die Blütezeit der altägyptischen Kunst, großartig in der Auffassung des Ganzen und geschmackvoll und fein in der Ausführung des Einzelnen.

Aus der Zeit der Fremdherrschaften (Bubastis) und auch aus der Spätzeit (Saïs ꝛc.) sind uns fast gar keine Tempel erhalten. Die meisten von ihnen wurden im Deltagebiet erbaut, wo die Pharaonen jener



Bild 75. **Ramesseum in Theben.**

Dynastien ihre Residenzen hatten. Die Armut jener Gegend an Steinen hat dann wohl verschuldet, daß die antiken Ruinen bis zum letzten Reste verschwanden, um Material zu Neubauten zu liefern. Doch wissen wir, daß bei der Zähigkeit des altägyptischen Charakters die Perserherrschaft

gar keinen Einfluß auf die ägyptische Kunst ausgeübt hat. Selbst unter den Ptolemäern wurde der Tempelbau nicht wesentlich verändert, was z. B. an dem aus dieser Zeit stammenden, 1893 vom Sande freigelegten und durch de Morgan restaurierten großen Heiligtum des Sobk und Haroëris in Kôm Ombo (Bild 76) zu sehen ist. Der geringe griechische Einfluß traf eigentlich nur die Säule, die sich schlanker und zierlicher gestaltete und gern in freistehenden, heitern Bauten, wie in dem Kiosk beim Tempel von Philä (Bild 77) verwendet wurde. Selbst der Chnumtempel zu Esne, der in der Ptolemäerzeit entstand und dann von ver-



Bild 76. **Tempel in Kôm Ombo.**

schiedenen Kaisern weiter ausgebaut und mit Reliefs und Inschriften geschmückt wurde, hat durchaus ägyptischen Charakter. Also auch in diesem Punkte blieb Ägypten das einzige Land, das sich nicht wie alles andere vom Hellenismus verschlingen ließ. Daß trotzdem diese herrliche Baukunst erstarrte, hat seinen Grund darin, daß die Ideen, die sie geschaffen hatten, mit der altägyptischen Religion verschwanden.

Außerordentlich gehoben wurde der Eindruck, den die altägyptischen Bauten machen, durch die reiche ornamentale Ausschmückung[1] aller Wände und Säulen, die namentlich seit der XII. Dynastie in Blüte kam.

[1] Vgl. Flinders Petrie, Egypt Decorative Art, London 1895.

Zur Dekoration dient zunächst die Schrift, welche die ständige Begleiterin der Architektur bleibt; wahrhaft vorzüglich ist der Inschriftenschnitt dieser ältesten Zeit: so schön, breit und groß erscheint er in den folgenden Perioden nicht wieder. Ein prächtiges Beispiel davon bietet, wie schon erwähnt, der noch heute stehende Obelisk des Tempels von Heliopolis (Bild 66, S. 125). „Dabei darf man nicht die technischen Schwierigkeiten unterschätzen, der sprödesten und härtesten Steinart diese hieroglyphischen Zeichen einzugraben, die nicht aus einfachen mathematischen



Bild 77. Der sog. Kiosk auf der Insel Philä.

Strichen bestehen, wie die griechische und die römische Lapidarschrift oder die asiatische Keilschrift, sondern zugleich Schrift und stilvolle Zeichnung waren; und diese Schwierigkeiten sind in so hohem Grade überwunden, daß sie gar nicht in Betracht gezogen scheinen." Diese hieroglyphische Ornamentik findet sich auch auf den Säulen von Benihasan angebracht.

Andere dekorative Elemente bilden Bänder aus Sykomoren- und Palmteilen; denn auch die Ornamentik entnahm ihre Muster (Bild 78—83) gern der Natur, insbesondere dem Pflanzenreiche. Man kann die von jeher als große Blumenfreunde erscheinenden Ägypter geradezu die Entdecker des hohen dekorativen Wertes der Blumen nennen. Erst aus den Orna-

menten des Malers nahmen Bildhauer und Architekten ihre Muster, weshalb man mit Recht die Ornamente die Inkunabeln der bildenden Kunst genannt hat. Leider ist uns ein bemerkenswertes Denkmal dekorativer Kunst der ältesten Zeit, der Sarkophag (Bild 63, S. 122) des Pyramidenerbauers Mykerinos, nicht erhalten, er ging bei der Überführung nach England mit dem Schiff an der spanischen Küste unter. Und ebenso ist ein Werk, das nach Herodot Architektur und Ornamentik der XII. Dynastie im schönsten Bunde vereinte, das Labyrinth des Pharaos Amenemhet III., verschwunden. Dagegen sind 1891—1892 durch Flinders Petrie vier wunderschön bemalte Stuckfußböden aus dem Königspalaste des Amenophis IV. in Tell el-Amarna aufgedeckt worden, deren lebenswahre Darstellungen namentlich von Sumpfpflanzen und Tieren (springende Kälber!) uns einen hohen Begriff auch von diesem Zweige der altägyptischen Kunstfertigkeit beibringen müssen. Vor allem erkennen wir an diesen Fußböden, daß die Anwendung der Bemalung wohl als Regel zu denken ist. Die Ägypter waren ja die ersten, welche die Polychromie bei großen Prachtbauten anwandten, und sie wurde bei ihnen häufiger und allgemeiner benutzt als bei irgend einem andern Volke. Sie erkannten von Anfang an, daß die immer und sehr grell leuchtende Sonne ihrer Heimat die architektonischen Formen für das Auge verwischte, und halfen diesem Übelstande durch reiche Farbengebung ab; und dabei hat kein Volk einen bessern Sinn für Farbenstimmung gehabt als die Ägypter. Spuren solcher Bemalungen zeigen heute noch die Lotossäulen in den Gräbern von

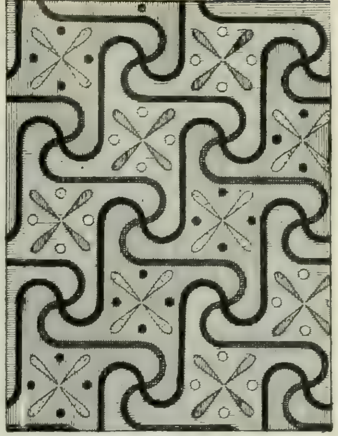


Bild 78. Wandverzierung.

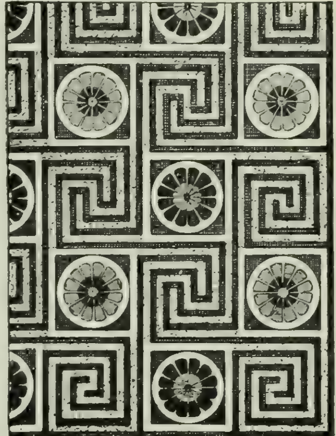


Bild 79. Wandverzierung.

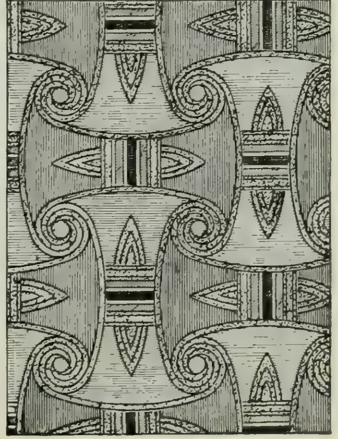
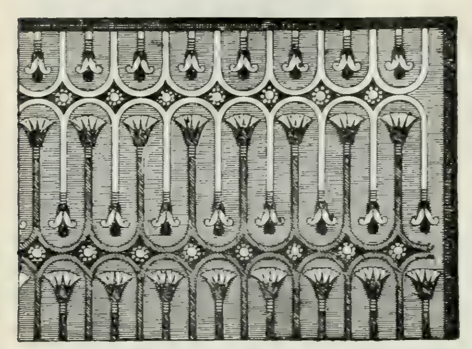
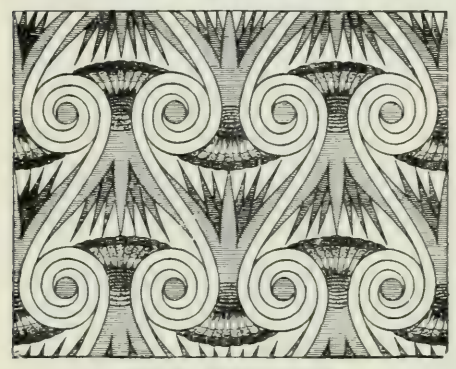
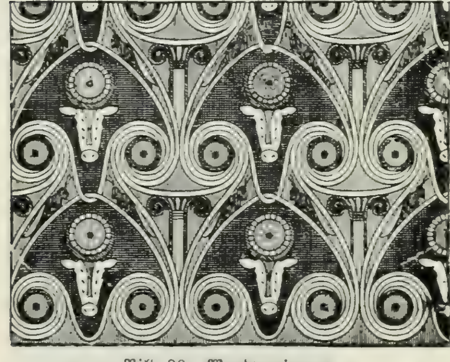


Bild 80. Wandverzierung.

Benihasan; in den Gräbern von Tell el-Amarna[1] und andern neuerdings aufgedeckten Bauten sind die Farben zum Teil noch so frisch, als wären sie erst gestern aufgetragen worden. Da die Tempel nach der ägyptischen Vorstellung dem Weltbau nachgebildet waren, so war der Boden, als der Erde entsprechend, mit Kräutern und Blumen bemalt; die Pfeiler, auf denen man sich das Himmelsgewölbe ruhend dachte, waren durch Säulen dargestellt, daher letztere mit Papyrus und Palmen geschmückt; die Decke war der Himmel, daher mit Sternen auf blauem Grunde bemalt. Die Farben der einzelnen Gemächer waren so zusammengestellt, daß ein Grundton den ganzen Raum durchzog: daher kann man in den Tempeln von einem blauen, roten oder grünen Saale reden. Natürlich bildeten die Göttergestalten und die Bildnisse des Pharaos, der da als Vertreter der ganzen Menschheit erscheint, die hauptsächlichste Dekoration der Wände, ebenso die Schlachten und Siege, welche die Gottheit dem Pharao gewinnen half, und die Opfer, die dieser zum Danke darbrachte. Die Bemalung stand ganz im Dienste der Architektur. Dabei herrschte das Gesetz, daß die Farbe um so heller gewählt wurde, je dunkler der zu bemalende Raum


Bild 81. Wandverzierung.


Bild 82. Wandverzierung.


Bild 83. Wandverzierung.

[1] Die dortigen Reliefs sind bis 1908 im Auftrage des Archaeological Survey sämtlich durch den Amerikaner N. de Garis-Davies sorgfältigst abgezeichnet worden.

war. Nicht mit Unrecht meint daher Maspero, daß man bei den alten Ägyptern in die Schule gehen muß, wenn man bei uns die Fassaden der Häuser wieder mit Bildern schmücken will.

b. Die Bildhauerkunst.

Die neuesten Grabfunde ermöglichen es uns, einen Blick schon in die Skulpturen der allerersten Dynastie zu tun. Seit 1894 hat man eine große Zahl von Kunstwerken in einem so merkwürdigen Stile ge-



Bild 84. Der Sphinx von Gize.

funden, daß man diese erst für chaldäisch hielt, bis man einsah, daß es sich um ägyptische Kunstdenkmäler aus der Zeit um 3000 v. Chr. handelte[1]. Ein Teil von diesen, der offenbar für die einfachen Leute bestimmt war, ist wenig sorgfältig gearbeitet (grobe Tierbilder in Stein und Ton; steife, wenig gegliederte Menschengruppen in Ton und Elfenbein). Daneben zeigt eine andere Gruppe von Werken in Motiven und Kompositionen schon viele Anklänge an die spätern Zeiten und erfreut bereits durch die verständnisvolle Beobachtung der Natur, die der spätern ägyptischen Kunst in so hohem Maße eigen ist. Auch über die nicht un-

[1] Vgl. Capart, Les Débuts de l'art en Égypte, Bruxelles 1904.

bedeutende vorhistorische Entwicklungszeit haben wir bereits einige Kenntnis. Wir besitzen aus den letzten Zeiten der „Horusverehrer" einige große Schiefertafeln, die als Schminktafeln zum Aufreiben der Farben gedient haben. Die bessern von ihnen sind mit Schnitzereien und Reliefs verziert, welche die Eigenart der spätern ägyptischen Kunst bereits andeuten. Das gilt namentlich von der jüngsten dieser Tafeln, die vom Könige Nar-mer (vielleicht identisch mit Menes) herstammt. — Der entscheidende Schritt zur klassischen Kunst Ägyptens ist unter dem zweiten Pharao der I. Dynastie geschehen, als man anfing, die Zeichnung streng zu stilisieren. Das Hauptkunstwerk dieser Epoche ist der schon erwähnte Grabstein des Königs Atoti II im Louvre.

Von den ältesten ägyptischen Riesenwerken zieht nächst den Pyramiden der halb der Architektur, halb der Plastik angehörende, vielgerühmte Sphinx (Bild 84) die Augen am meisten auf sich. Er steht neben den Pyramiden von Gize und trägt auf einem riesigen Löwenleibe den Kopf eines Königs. Seine Höhe vom Scheitel bis zu den später mit Kalksteinen verblendeten Tatzen beträgt 20 m, der Leib ist vom Schwanzansatz bis zu den Vordertatzen 57 m lang. Ursprünglich dem natürlichen Felsen abgewonnen, wurde er wahrscheinlich in der IV. Dynastie durch Hausteine ergänzt. Manche halten ihn für älter als den ersten Pharao Menes. Was er bedeutet, wissen wir nicht bestimmt. Auf einem granitenen Denkstein vor der Brust des Kolosses ist dargestellt, wie ihm der Pharao Thutmosis IV. als dem Sonnengotte Harachte Opfer darbrachte. Und das wird auch wohl seine wahre Bedeutung sein. „Die Griechen hörten ihn an Ort und Stelle Hor-emchu nennen und als Hu, d. i. Wächter, bezeichnen." Hor am Horizont bedeutet die aufgehende Sonne. War also der Sphinx vielleicht ein Bild der Gottheit als Wächter der Toten, als Verleiher der Unsterblichkeit, als Sinnbild ewigen Lebens? Sein der aufgehenden Sonne zugewendetes Antlitz hatte noch zur Zeit des arabischen Schriftstellers Abdullatif (gest. 1231) Züge „voll Anmut und Schönheit". Davon ist aber heute nach den gewaltigen Verstümmelungen, mit denen ein fanatischer Schéch bereits im 14. Jahrhundert den Anfang machte, kaum noch eine Spur vorhanden. Wunderbar sind bei den gewaltigen Massen die Verhältnisse. Als der genante Abdullatif gefragt wurde, was ihm am staunenswertesten am Nil erschienen sei, gab er die Antwort: „Die Genauigkeit der Proportionen am Haupte des Sphinx." Übrigens war der Sphinx der alten Ägypter fast ausschließlich männlich; erst die Griechen bildeten ihn mit weiblichem Kopf und weiblichem Oberleib.

Das alte Reich hat auf keinem Gebiete seiner Kunst so bedeutende Leistungen aufzuweisen wie auf dem der Plastik und insbesondere der

Porträtstatuen. Der ägyptische Künstler war an gewisse herkömmliche Formen gebunden. Diesen unterlag besonders der menschliche Körper: im alten Reiche erscheint er kurz und gedrungen, das Lebensalter wurde



Bild 85. **Porträtstatuen des Rahotep und seiner Gemahlin Nofret.**

nicht angedeutet, die Schulterbreite ist bei allen Statuen gleich, ebenso die Länge der Arme und der Beine. Im mittlern Reiche waren die Figuren schlanker. In der Hauptsache hatte der ägyptische Künstler nur zweierlei Statuen zu liefern: Porträtstatuen für den Totenkult und Standbilder von Göttern, Königen und den heiligen Tieren für

die Tempel. Das überlieferte Schema findet sich bei allen diesen Bildwerken, so daß die ältesten von ihnen nur zwei Typen haben: die einen stellen den Menschen dar steif sitzend auf würfelförmigem Sessel, das Gesicht geradeausblickend, die Hände auf den Knien liegend, die eine Hand geballt, die andere ausgestreckt; die andern stellen ihn stehend dar: der linke Fuß steht vor, die Arme mit geballten Fäusten hängen schlaff herab oder halten das Zepter; nur der Kopf ist charakterisiert. Schon zur Zeit der V. Dynastie, die mit der letzten Hälfte der IV. Dynastie einen Höhepunkt der ägyptischen Kunst bildet, erscheint aber auch wohl der Körper porträtiert. Einige Werke dieser ältesten Zeit gehören zu den Meisterwerken aller Länder und Völker. So vor allem das Glanzstück der ältesten Porträtkunst, der sog. Schêch el-beled (Bild 16, S. 31), eine jetzt in Kairo befindliche, fast lebensgroße Holzstatue eines Mannes, deren Kopf so überaus lebenswahr ist, daß die Fellachen, die sie bei Sakkâra fanden, ihr wegen der Ähnlichkeit mit ihrem Dorfschulzen (Schêch el-beled) dessen Titel beilegten. Überraschend individuell sind auch die Porträtzüge der Statuen des Prinzen Rahotep, eines Sohnes des Snofru, und seiner Gemahlin Nofret (Bild 85) aus einem Grabe in Mêdûm (Ende der III. oder Anfang der IV. Dynastie); ebenso die des berühmten „Schreibers“ (Bild 86) im Louvre aus rotbemaltem Kalkstein, bei Sakkâra gefunden (Mitte der V. Dynastie), die einen Beamten in seiner Bureautätigkeit vorführt. Bei allen diesen Statuen, oft auch bei



Bild 86. Der Schreiber. Paris, Louvre.



Bild 87. Statue des Pharaos Chephren. Kairo, Ägypt. Museum. (Nach Perrot-Chipiez.)

den Reliefs, bestehen die Augen aus einem eingelegten weißen Quarzstück, in das als Iris ein durchsichtiger Bergkristall und als Pupille ein kleiner Metallknopf eingefügt ist; die Lider werden aus einem schmalen Bronzestreifen gebildet. Das auf einer Holztafel geschnitzte Reliefbild des Hesire (wahrscheinlich aus der ersten Hälfte der V. Dynastie) aus dessen Grabe, jetzt in Kairo, gibt eine Vorstellung, wie trefflich jene Künstler auch im Rahmen des Reliefs die individuellen Züge festzuhalten vermochten. — Im Gegensatze zu der gerühmten Lebenswahrheit der soeben genannten Bildwerke sind die Standbilder der Pharaonen der IV. und V. Dynastie steif und feierlich in ihrer Haltung. Wir besitzen an Königsstatuen aus der Zeit des alten Reiches neun Porträtstatuen des Chephren (Bild 87), die Mariette 1853 in einem Brunnen des „Sphinxtempels" fand, dann die ganz neuerdings von Petrie im Tempel zu Abydos zu Tage geförderte Statue des Cheops und die 1897—1898

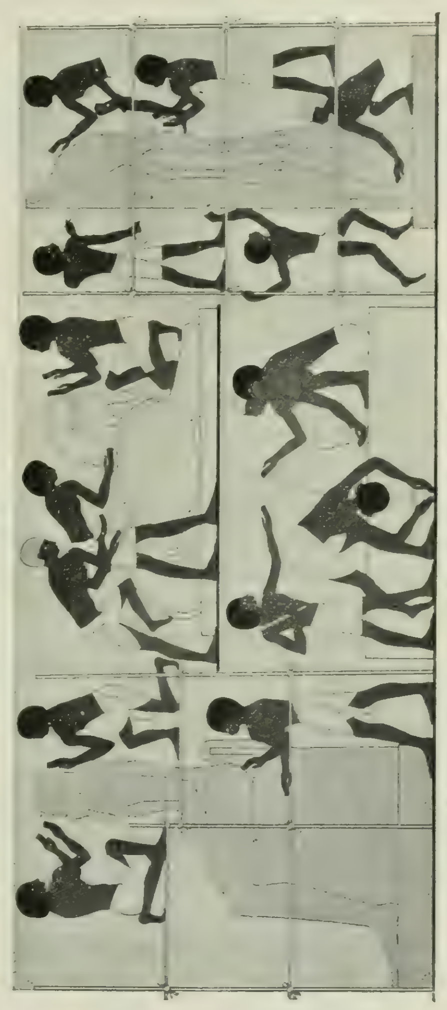


Bild 88. **Bemaltes Relief aus dem Grabe des Rechmere zu Abd el-Kurna.** Bildhauerarbeiten. (Nach Lepsius.) Schleifen einer sitzenden Statue durch drei Arbeiter. In der Mitte oben die nämliche Beschäftigung an einer Sphinxfigur; unten die Herstellung der Reibsteine. Rechts eine Statue in schreitender Stellung, an deren Rückseite Inschriften eingegraben werden, während drei Männer mit der Politur beschäftigt sind.

von Quibell in den Ruinen von Hierakonpolis entdeckte, der VI. Dynastie angehörende Kupferstatue Pepis I. (alle in Kairo). Letztere ist namentlich für die Kenntnis der Technik der altägyptischen Metallkunst von höchstem Interesse. Sie ist nämlich nicht, wie man annehmen möchte, über einen Kern gegossen, sondern bereits aus ganz dünnen Kupferplatten getrieben, die durch Nägel miteinander verbunden sind. Die Augen sind, wie immer,

aus weißem Stein mit schwarzer glänzender Pupille eingesetzt. Noch bemerkenswerter ist die gleichzeitig gefundene Kupferstatue des Merenre, des jungen Sohnes des Pharaos Pepi I., bei der vor allem der äußerst lebensvolle Kopf überrascht.

Skulpturarbeiten anderer Art liefern übrigens den Beweis, daß die ältesten ägyptischen Bildhauer auch auf andern Gebieten, als dem der Statuen, auf staunenswerter Höhe standen: so der ungemein fein ausgearbeitete Sitz der Chephren-Statue, dann der herrliche Opferstein und zwei von stehenden Löwen getragene Opfertische aus goldgelbem Alabaster (V. Dynastie) im Museum zu Kairo. Ein Prachtstück ist auch der aus der gleichen Dynastie stammende, im Dezember 1898 bei Abusir aufgefundene Opferaltar, der aus riesigen Alabasterblöcken ($5^1/_2 \times 6$ m!) zusammengesetzt ist. Schließlich dürfen wir die technische Seite aller dieser Skulpturarbeiten nicht unerwähnt lassen; denn weiter als hier hat die Kunst es schwerlich je gebracht in der Herrschaft über das Material. Schon an den Arbeiten der IV. und der V. Dynastie bewundern wir die Schärfe des Schnitts und die Glätte der Politur, und diese Bewunderung wächst, wenn man erwägt, aus welch hartem Material die Statuen geschaffen wurden: Diorit, Basalt oder Granit! Dazu kommt, daß nach gewöhnlicher Annahme die alten Künstler nur ganz unvollkommene Werkzeuge besessen hätten: kleine Metallmeißel, hölzerne Schlegel und Quarzstücke, mit denen man durch unendliches Reiben und Schlagen die Politur zustande brachte. Daß es allerdings für Steinarbeiten flache Sägen und Kreissägen von Bronze mit harter Schneide von Edelstein gab, hat Flinders Petrie nachgewiesen. Wahrscheinlich konnten die alten Bildhauer jedoch die feinern Details nur durch das langwierigste Schleifen mit Sand und mit Sandstein zustande bringen, wie ein bemaltes Relief aus einem Grabe von Abd el-Kurna (Bild 88) zeigt. Das Eisen existierte damals sicherlich nur im ungehärteten Zustande.

Das Ende des alten Reiches stellt eine Zeit des Verfalls der ägyptischen Kunst dar. Zu einer neuen Höhe, und vielleicht der bedeutendsten, die sie jemals erlebte, erhob sie sich im mittlern Reiche. Die aus dieser Periode erhaltenen Bildsäulen, namentlich die des Pharaos Amenemhet III. (in Kairo) aus dem von ihm erbauten Labyrinth, zeigen einen vertieften geistigen Ausdruck und wirken durch den ergreifenden Ernst, der ihnen eigen ist. Das gilt auch von den beiden Sphinxen (Bild 89) aus schwarzem Granit, die in Tanis gefunden (jetzt in Kairo) u. wegen ihrer unägyptischen Gesichter früher den Hyksos zugeschrieben wurden. In Wahrheit stellen auch sie wohl Amenemhet oder einen andern Pharao vom Ende der XII. Dynastie dar. Es überrascht bei ihnen die Art, wie die Künstler diese fremden Züge wiedergegeben haben, ohne in die

naheliegende Gefahr des Karikierens zu verfallen; auch wie sie der fremden Haar- und Barttracht ihren eigenartigen Stempel aufzudrücken verstanden, spricht für ihre geniale

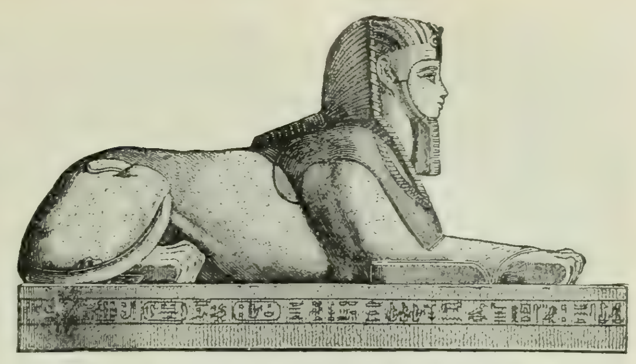


Bild 89. Sogenannter Hyksos-Sphinx. Kairo, Ägypt. Museum.

Tüchtigkeit. Daneben sind freilich die zehn Kalksteinkolosse des Sesostris I. (bei Lischt gefunden) rein schematisch und offenbar nur zu dekorativen Zwecken geschaffen.

Vergleichen wir mit dem bisher Besprochenen die Bildhauerarbeiten des neuen Reiches, so müssen wir zugestehen, daß die Lebenswahrheit und Naturtreue der ersten Zeit im Durchschnitt nicht wieder erreicht wurde. Es herrschte eben die herkömmliche Manier, das Schema, so daß die (übrigens sehr zahlreichen) plastischen Werke auf diese Weise vielfach mehr Handwerks- als Kunstleistungen sind. Besonders wurden Kolossalstatuen zu Hunderten in die Tempel gestellt. Die Statue Ramses' II. zu Luksor maß 5—6 m, die des Ramesseum 16 m und die zu Tanis sogar gegen 18 m in der Höhe. Nur einmal scheint man den Versuch gemacht zu haben, mit der überlieferten Form zu brechen und eine freiere Richtung zu verfolgen. Das geschah bezeichnenderweise unter dem religiösen Reformator Amenophis IV. (Bild 90), bei dessen Neuerung die Pflege des Schönen eine hervorragende Rolle spielte und ihrem Charakter nach dem Grundzuge seines religiösen Systems entsprach. Wie dieses durch einen starken Drang nach Wahrheit und Wahrhaftigkeit charakterisiert wurde, so zeichnen sich auch die Kunstprodukte der Tell el-Amarna-Zeit durch ungewöhnliche Naturtreue aus, und zwar nicht bloß bei der Darstellung der Gesichter, sondern auch in der naturalistischen Wiedergabe der Leibesformen. Die Ornamente der frühern Zeit wurden offenbar prinzipiell ersetzt durch wirkliche Dinge: Tiere, Blumen, Schlingpflanzen &c. Mit



Bild 90. Amenophis IV. Paris, Louvre. (Nach Perrot-Chipiez.)

dem neuen Aten-Kult scheint jedoch auch dieser neue Kunsttypus bald wieder verschwunden zu sein.

Von den wenigen uns erhaltenen Werken des neuen Reiches, die sich durch große Lebenswahrheit auszeichnen und als bedeutende Leistungen anzusehen sind, seien nur erwähnt: der Londoner Kolossalkopf Amenophis' III., der Kopf der Königin im Museum zu Kairo und die Turiner Statue Ramses' II. (Bild 42, S. 78). Wer sich überzeugen will, wie berechtigt dieses Urteil ist, der vergleiche die genannten Statuen nur einmal mit den ganz schematisch behandelten aus derselben Zeit, z. B. mit den Kolossen Amenophis' III. und den sog. Memnonssäulen (Bild 40, S. 75), die in der thebanischen Ebene stehen. Besondere Sorgfalt verwendeten die Bildhauer des neuen Reiches auf die Behandlung von Gewandung und Haartracht. Auf Porträtähnlichkeit verzichteten sie zu Gunsten einer allgemeinen Schönheit und ließen eine stille Heiterkeit an die Stelle der ernsten Melancholie treten, die den Gesichtern der ältern Zeit durchweg eigen ist. — Zu den besten Bildwerken gehört auch im neuen Reiche eine Tierdarstellung, nämlich die vergoldete Kuh, die 1905 in der kleinen Hathorkapelle zu Dêr el-bahri gefunden und mit dieser in das Kairener Museum gebracht wurde. Der Archaeological Report of the Egypt Exploration Fund behauptet von ihr, daß selbst die griechische Kunst keine Tierstatue von solcher Vollendung aufweisen kann.

Mit der XX. Dynastie trat ein allmählicher Verfall der Skulptur ein. Doch begann in der XXVI. Dynastie eine nochmalige kurze Blüte, die man allgemein als die „ägyptische Renaissance" bezeichnet. Sie hat teilweise Treffliches im Porträt geschaffen, von dem das Berliner Museum hervorragende Proben enthält. Später wurde der griechische Einfluß immer fühlbarer.

c. Relief und Malerei.

Indem wir nun zu den Reliefbildern der alten Zeit übergehen, müssen wir vorausschicken, daß die ägyptischen Reliefs nicht zur Plastik, sondern zur Malerei zu rechnen sind, da es sich bei ihnen offenbar im Grunde nur um eine Umrißzeichnung handelt. Man unterscheidet von dem Flachrelief das vertiefte Relief, bei dem die Figuren tiefer stehen als die sie umgebende Steinfläche. Ihre Blütezeit erreichte die Reliefdarstellung in der V. Dynastie. Ihre herrlichsten Proben sind in den Mastabas des Ti und des Ptahhotep in Sakkâra zu finden. Wunderbar fein sind dort die Zeichnungen in den weichen Stein eingeritzt und mit gummierten Honigfarben übermalt. Mit der VI. Dynastie trat ein ganz allmählicher Verfall des Reliefs ein, der nur in der XVIII. Dynastie nochmals aufgehalten wurde und einem neuen Aufschwung Raum machte,

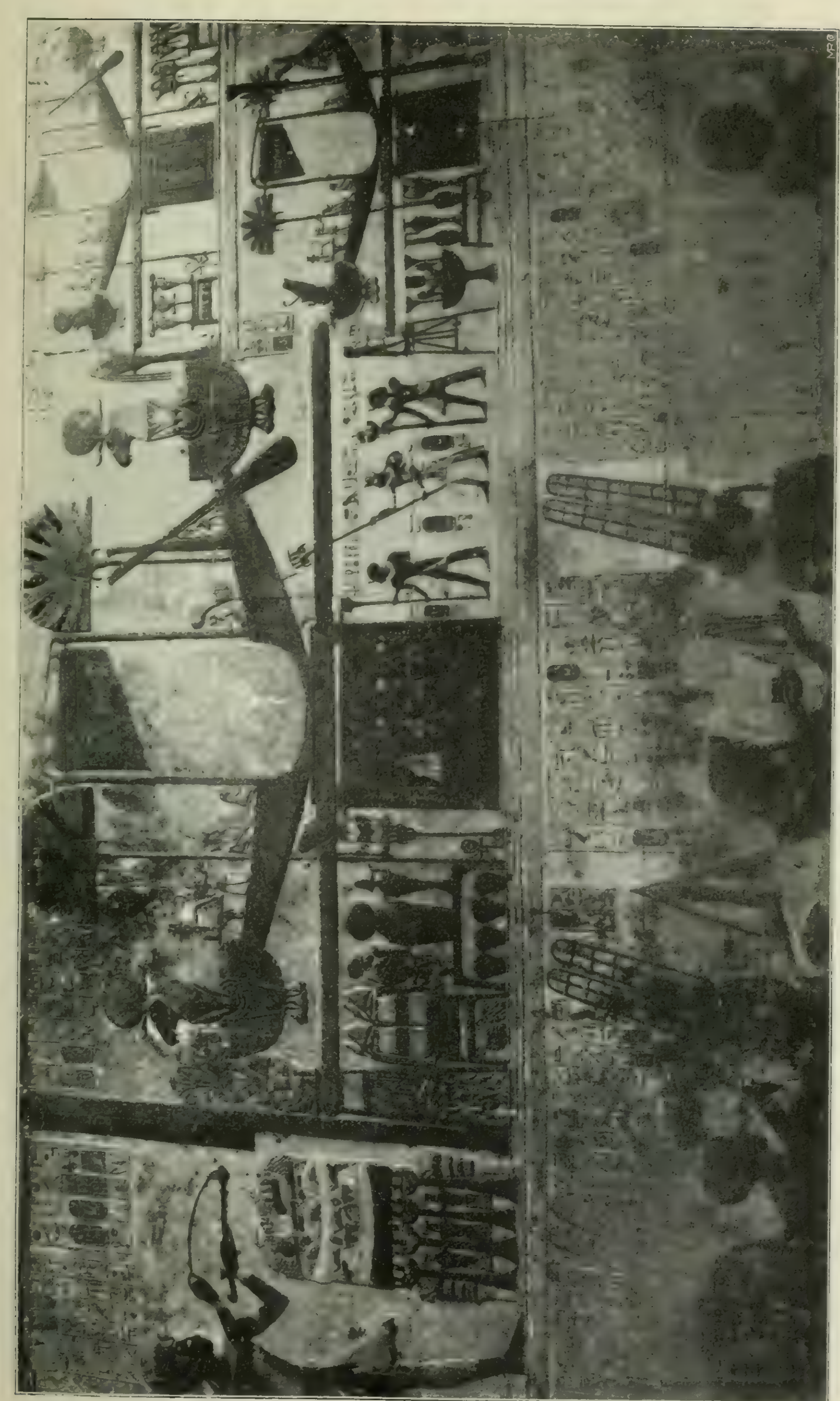


Bild 91. Bemaltes Relief aus dem Tempel Sethos' I. in Abydos.

dessen Erzeugnisse in den Tempeln von Luksor und Dêr el-bahri sowie in manchen Gräbern von Schêch 'Abd el-Kurna teilweise erhalten sind. Dann ging es wiederum bergab, bis in der XIX. Dynastie unter Sethos I. (vgl. dessen Reliefbild 41, S. 77) noch einmal Bedeutendes in der weichen



Bild 92. Porträt der Königin Tii. Wandmalerei.

Reliefmalerei, namentlich in Abydos (Bild 91; vgl. auch Bild 96, S. 155) geleistet wurde.

Auch die ägyptischen Bilder haben einen eigentümlichen Stil. Merkwürdig ist besonders die Behandlung der menschlichen Figur. Prinzip scheint dabei gewesen zu sein, daß man jeden Teil des Körpers sehen soll;

nur daraus erklären sich dessen unnatürliche Wendungen im Dreiviertelprofil: so werden die Beine, die Füße, der Kopf von der Seite, die Augen aber von vorn gezeichnet; ebenso werden die Schultern von vorn, die Schenkel wieder von der Seite gesehen; zwischen beiden müssen dann Brust und Unterleib vermitteln, die deshalb zu zwei Dritteln in der Vollansicht, im übrigen von der Seite gezeichnet werden. Die Hände erscheinen stets in voller Breite, beide ganz gleich in Richtung und Haltung, also die eine Hand umgekehrt (Bild 92); die Gelenke der langen, stäbchenartigen Finger sind nicht einmal angedeutet; die Füße stehen en profil und werden von innen gezeichnet. Zu diesen Absonderlichkeiten der Zeichnung kommen noch zwei allgemeine stilistische



Bild 93. **Wandgemälde aus einem Grabe in Theben: Sklaven mit Zebus und Ochsen.**
London, Brit. Museum.

Grundsätze: erstens, wenn eine Hand oder ein Fuß vorgestreckt sein soll, so muß es stets das vom Beschauer abliegende dieser Glieder sein, damit die Figur nicht durch einen vorgestreckten Arm ꝛc. durchschnitten wurde; und ferner muß jede Gestalt nach rechts schauen, also dem Beschauer die rechte Seite zuwenden. Diese Eigenart der ägyptischen Malerei herrschte zu allen Zeiten, jedenfalls für die Götter und die amtlichen Personen, Pharaonen und Priester. Daneben findet sich aber auch schon früh (gelegentlich bereits in der V. Dynastie) eine fast reine Profildarstellung, die in der zweiten Hälfte der XVIII. Dynastie, dem Höhepunkte der ägyptischen Zeichenkunst, ihre reinste Vervollkommnung erreichte. Es scheint, daß diese wahre und freie Darstellung nur den untergeordneten Personen: Dienerinnen, Sklaven, Gefangenen, sowie namentlich den teilweise schon in Sakkâra ganz ausgezeichnet dargestellten Tieren



Bild 94. Malerei aus dem Grabe des Rahotep in Mêdûm.

(Bild 93 u. 94) zu gute gekommen ist. Am schönsten kann man jedoch die Art der eben erwähnten Blütezeit beobachten an den Wandmalereien der Felsengräber in Schêch 'Abd el-Kurna und in Tell el-Amarna. Nebenbei bemerkt haben Paletten, wie wir sie aus der Zeit der V. Dynastie besitzen, nur Abteilungen für sieben bestimmte Farben: Gelb, Rot, Blau, Braun, Weiß, Schwarz und Grün. Zur Zeit der XVIII. Dynastie weisen die Paletten bereits zwei bis drei Abstufungen derselben Farbe auf. Ziemlich allgemein wurde von den ägyptischen Malern die Hautfarbe der Männer braun, die der Frauen hellgelb wiedergegeben. Abgesehen von der richtigen Proportionierung und getreuen Wiedergabe der Tiere und der vorzüglichen Muskulatur bei den menschlichen Figuren, ist in Sakkâra hervorzuheben der treffliche Ausdruck von Freude und Schmerz in den menschlichen Gesichtszügen. Die Darstellungen aus dem Leben und dem täglichen Treiben der Ägypter sind so getreu, daß sie die Quelle für unsere Kenntnisse der ägyptischen Kultur geworden sind. — Eine besondere Eigentümlichkeit der ägyptischen Malerei sei noch kurz hervorgehoben: es fehlt ihr der Begriff der Perspektive. Um nebeneinanderstehende Personen, Tiere oder Gegenstände klar hervortreten zu lassen, stellte man sie hinter- oder übereinander (vgl. Bild 102, S. 161). So werden auch Dinge, die auf einem Tische stehen, über diesen in die Luft gezeichnet (Bild 38, S. 67). Höchst sonderbar mutet es dazu an, daß die Hauptfigur auf einem Bild die andern Personen um ein Mehrfaches an Größe überragen muß.

Auch im neuen Reiche behielt in der Hauptsache Relief und Malerei den gleichen Charakter. Bezüglich der Zeichnung der Menschenkörper blieb wesentlich alles beim alten; geändert erscheint nur, daß nicht bloß, wie bisher, der Arm und das Bein, die vom Beschauer abliegen, sondern statt deren auch das dem Beschauer zunächst liegende Glied vorgestreckt gezeichnet wurde; auch werden die Hände jetzt richtig gezeichnet: sie biegen sich in ihren Gelenken; und endlich im Gegensatz zu früher erhalten auch die von außen gesehenen Füße Zehen (Bild 95). Nach Erman sollen diese Verbesserungen aus der Zeit des Pharao Amenophis IV. stammen. Der Hauptfortschritt aber des neuen Reiches zeigt sich in dem früher ganz unbekannten Talente der Komposition. Freilich erscheinen uns auch diese Bilder noch sehr fremdartig. Das liegt daran, daß Perspektive,

Schattierung und Proportion immer noch fehlen. Alles wurde nebeneinander flach hingezeichnet. Letzterer Umstand verleiht aber anderseits dem Bilde den großen Vorzug der Klarheit. Dazu tritt dann ein bedeutender Reichtum der zusammengestellten Situationen. Das gilt vor allem von den Schlachtenbildern, wie sie die Zeit Sethos' I. und Ramses' II. schuf. Die Komposition ist überall die gleiche: die Riesengestalt des Pharaos auf einem von schäumenden Rossen gezogenen Kriegswagen, vor ihm wildes Getümmel von Fliehenden und Verwundeten, von losgerissenen Rossen und zertrümmerten Wagen, dahinter die Festung, bei der die Schlacht stattfindet. Die Wirkung besteht in dem Gegensatze zwischen der prunkvoll ausgestatteten majestätischen Riesengestalt des Pharaos und dem wilden Durcheinander der besiegten Feinde, zwischen der ruhigen Haltung jenes und der gewaltsamen Bewegung der letztern. Den Höhepunkt erreicht diese Schlachtenmalerei unter Ramses II., wo eine Menge Einzelheiten dargestellt werden, freilich auf Kosten der Einheit.

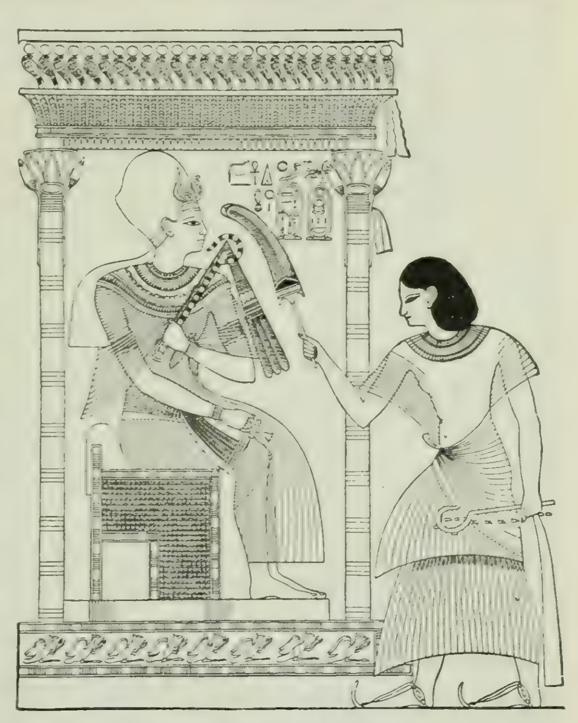


Bild 95. **König und Statthalter.**
Wandgemälde aus einem Grabe in Theben.
Berlin, Museum für Völkerkunde. (Nach Lepsius.)

So ist im Ramesseum der Kampf von Kadesch dargestellt (vgl. das farbige Titelbild): „wie trefflich sind da das Gewühl der Schlacht, die feurig anstürmenden Rosse, die Heldengestalt des Ramses, das Entsetzen und die Eile der Geschlagenen und Verfolgten zur Darstellung gebracht!" (Ebers.)

Reicher noch und als geradezu klassisches Muster erscheint die Darstellung desselben Gegenstandes zu Abydos. Da wird im Relief von unbekannter Meisterhand der Zug der Krieger, das Wogen der Schlacht, der Sturm auf die Feste, die Niederlage der Feinde, das Lagerleben der Ägypter in großer Lebendigkeit vorgeführt. Und dazwischen streute

der geniale Bildhauer Sonderbegebnisse von packender Wirkung: Spione werden eingefangen, der Pharao wird von den Seinigen abgeschnitten, von den Feinden umringt. Dazu ist außerordentlich wirkungsvoll der malerische Ausdruck der Cheta, die wohlgeordnet, in einzelne Völker geschieden und in Trachten unterschieden dargestellt sind — ein wunderbar reiches Kriegsgemälde!

Wenn wir nichts mehr hätten als das Schlachtbild auf dem einen der Pylonen von Luksor, so würde die Anlage und Verteilung der Figuren in diesem hinreichen, um uns die höchste Vorstellung von dem Zustande der ägyptischen Kunst jener Zeit zu geben. Die Wut, mit der die ägyptische Armee sich auf die Feinde stürzt und sie in die Festung zurückwirft, ist von packender Wirkung. Der siegende König, riesenhaft wie immer dargestellt, steht auf seinem Streitwagen. Hinter ihm entfaltet sich die fliegende Fahne. Sein Helm ist mit dem königlichen Diskus geziert: die Gestalt, voll Mut und Feuer, ist malerisch schön. Zu seinen Füßen liegt ein Löwe, und an den Pferden im vollen Laufe ist alles Leben: Federn wehen auf den Köpfen, und die Zügel schlingt sich der Sieger um den schönen Leib. Das Gewühl der Schlacht tobt über Toten und Verwundeten weiter. Die Feinde werfen sich in wilder Flucht kopfüber der Tiefe eines Walles zu, der die Festung umschließt. Die Pferde stutzen vor dem Abgrunde, und das allgemeine, vom Gedränge der Fliehenden und der Sieger erzeugte Herabstürzen ist hier in hartem Fels so lebhaft dargestellt, daß es dem kühnsten Pinsel Ehre machen würde. Übrigens finden wir in den thebanischen Gräbern und Tempeln auch Darstellungen aus dem gesellschaftlichen Leben, die eine tüchtige Kompositionsgabe des Malers verraten.

In den Felsengräbern des thebanisch-libyschen Gebirges erscheint dann noch das dekorative Element der Malerei in Verbindung mit der Skulptur besonders wirkungsvoll. Freilich fehlt auch da nicht nur Perspektive, Proportion und Projektierung, es fehlt vor allem die richtige Zusammenstellung — aber diese alte Malerei hat doch auch gewisse Vorzüge; so z. B. kannte man eine Farbenmischung, deren Geheimnis bisher unenthüllt blieb. Mit größtem Staunen sah ich in den Königsgräbern von Theben die völlig frisch erhaltenen bemalten Stuckbilder. In den Kammern und Korridoren des Sethos-Grabes (Bild 96) weiß man nicht, ob man mehr die Schönheit und Lebhaftigkeit der bildlichen Darstellungen oder die Harmonie und Frische der Farben bewundern soll: es erscheint Sethos z. B. in dem Pfeilersaale, wie er die Barke besteigt zur Reise in die Unterwelt; Matrosen ziehen sie; der Pharao tritt vor Re, das Gericht beginnt, nach dessen Schlusse Sethos zu Re-Osiris gelangt.

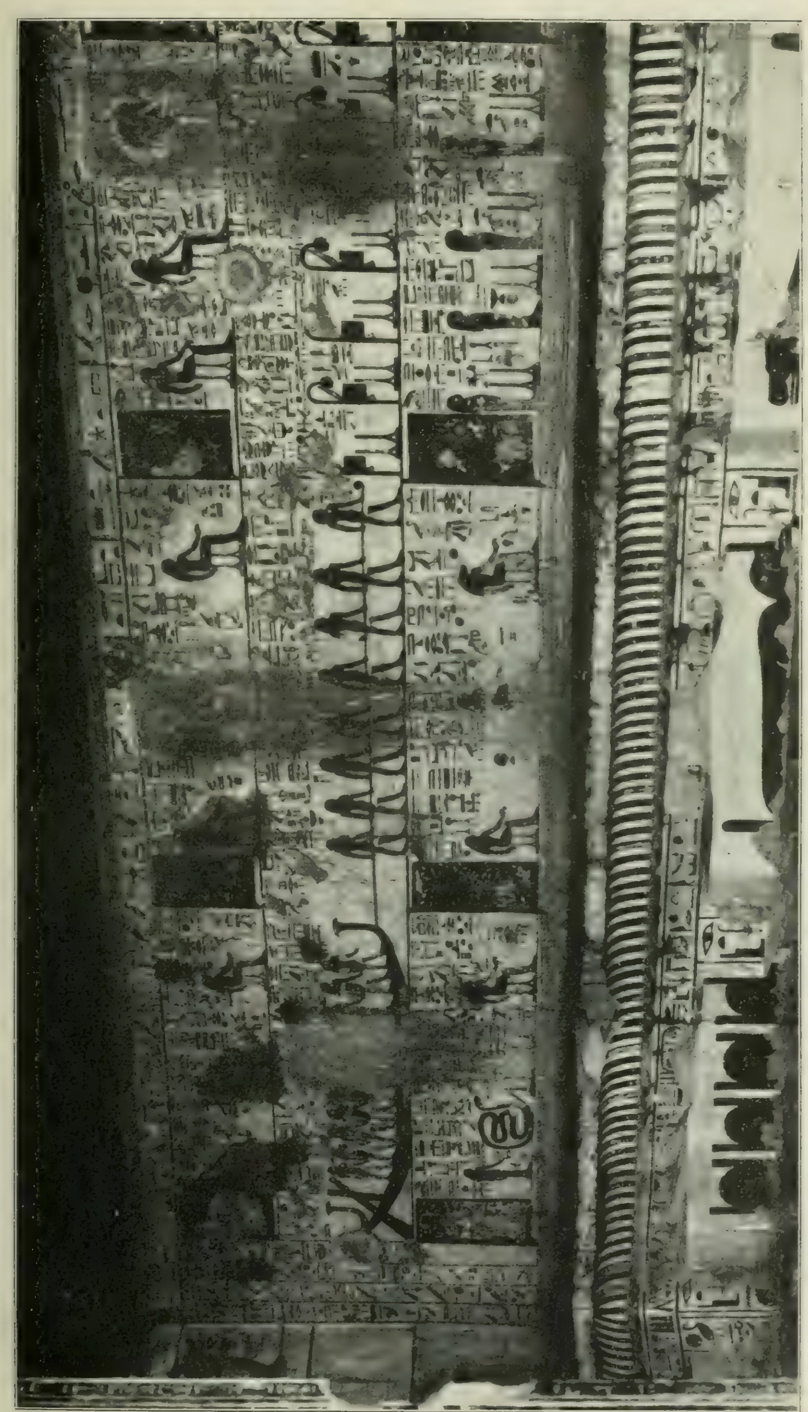


Bild 96. Reliefmalereien aus dem Grabe Sethos' I. in Theben.

Unter Ramses III. (XX. Dynastie) herrscht übrigens bereits der leb-loseste, überlieferungsmäßige Schematismus, die Schablonenarbeit so sehr, daß z. B. ein Künstler im Tempel zu Medinet Habu auf einem Familien-bilde des Pharaos auch dessen noch gar nicht geborne Söhne nach her-gebrachtem Schema darstellte.

Aber nicht nur für die Malerei, sondern ganz allgemein für die ägyptische Kunst trat nach Merenptah ein rascher Verfall ein; selten nur wird noch Gutes geleistet. Als solches verdienen hervorgehoben zu werden der Kopf des Pharaos Taharka und die schöne Alabasterstatue der Königin Amene-ritis (XXV. Dynastie) in Kairo. Aber wie das Licht noch einmal vor dem Erlöschen aufflackert, so hatte auch die ägyptische Kunst noch eine kurze Periode des Wieder-auflebens einzelner Seiten des künstleri-schen Wirkens in der Zeit der XXVI. Dy-nastie; diese hebt mit Pharao Psammetich aus dem saitischen Königshause an (663 v. Chr.), weshalb man auch von ihr als der „saitischen Kunst" redet. In den Werken dieser „ägyptischen Renaissance" kehrte freilich die Naturwahr-heit des alten Reiches und der ideale Schwung aus Sethos' I. und Ramses' II. Zeiten nicht wieder, aber sie zeichnen sich durch Weichheit, Zierlichkeit und Abrundung der Formen aus. Treffliche Muster der Art sind im Museum in Kairo u. a. in der Gruppe der Isis und des Osiris (Bild 97) und der als Kuh dargestellten Göttin Hathor erhalten: so ungemein fein und zierlich hatte man früher nie gearbeitet. Ganz zurückgetreten scheint in dieser Zeit die Vorliebe für das Kolossale zu sein. Übrigens war in dieser saitischen Kunst auch eine realistische



Bild 97. Osiris. Kairo, Ägypt. Museum.

Richtung vertreten, das beweist der naturwahre kleine Kopf des Schreibers im Louvre-Museum in Paris. Nach dieser kurzen Periode verfällt die ägyptische Kunst schnell. „Besonders in der Skulptur ist sie nur noch ein auswendiggelerntes Pensum, das bis zum Überdruß wiederholt wird." Ihr wußte auch der Gräzismus keine Neubelebung zu geben; denn Ägypten war alt geworden. Es begann vielmehr nach und nach eine ägyptisch-griechische Mischkunst, die griechische Figuren mit ägyptischer Gewandung bekleidete und umgekehrt. Ihre Produkte haben nur kulturhistorischen, aber keinen künstlerischen Wert mehr. Daneben entstanden natürlich auch rein griechische Werke, besonders in der Hauptstadt Alexandria. Was an reinägyptischen Skulpturen noch geschaffen wurde, erhob sich kaum über das bloß Handwerksmäßige, da die ägyptischen Künstler jener Zeit ihre Hauptaufgabe darin sahen, die alten, überlieferten Formen ängstlich festzuhalten. Wie Ägypten von Griechenland, so blieb auch dieses in der Hauptepoche seines künstlerischen Schaffens von



Bild 98. **Krummziehen eines Schiffes; zwei Arbeiter behauen.** (Nach Lepsius.)

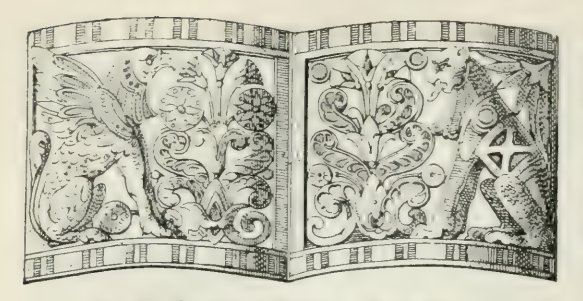
Ägypten unbeeinflußt. Erst nach Alexanders d. Gr. Zeit spannen sich Fäden von hüben und drüben an, und so ist doch schließlich durch das Medium des Griechentums manches aus der abgeschlossenen Welt der Pyramiden in unsere abendländische Kultur hinübergeflossen.

d. Das Kunsthandwerk [1].

Auch das Kunsthandwerk der alten Ägypter hat, besonders in Anbetracht der uns erhaltenen Werke der Metallarbeiter und Holzschnitzer, eine sehr hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht: wir besitzen noch wahre Wunderwerke der Kunst in Gold und Elfenbein, in Fayence und in Holz.

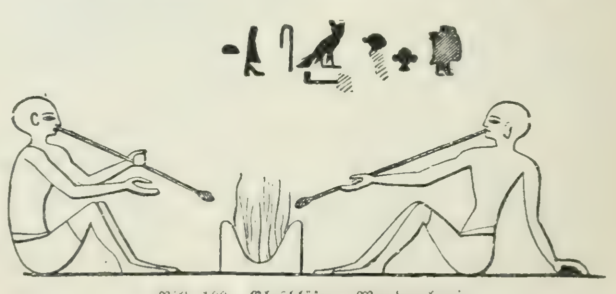
Zu den Holzarbeiten nahm man wohl ausländisches Holz, vor allem Zedernholz vom Libanon, wohin, wie wir durch die Ausgrabungen in Abusir erfahren haben, schon unter der V. Dynastie Expeditionen gesandt wurden. Das einheimische der Palme war nämlich nicht günstig für die Verarbeitung und galt auch nicht für schön, woraus sich die Sitte erklärt, daß dieses ägyptische Holz stets mit einem bunt bemalten

[1] Vgl. Steindorff, Das Kunstgewerbe im alten Ägypten, Leipzig 1898.


Bild 99. Ägyptisches Armband. Paris, Louvre.

Stuck überzogen wurde. In einem thebanischen Grabe fand man in einem Korbe zusammengelegt die Werkzeuge, deren sich die Ägypter bei der Bearbeitung des Holzes bedienten: es waren da Meißel, Sägen, Äxte und Bohrer. Trefflich gearbeitet wurden die Stühle, Tische, Schiffe und Wagen. Schon im alten Reiche verstand man es, Vorder- und Hinterteil der Boote zu krümmen (Bild 98). In die Mitte des Bodens des fertigen Schiffes schlug der Zimmermann einen Pfahl ein, der aber mit einer Gabel versehen war. Starke Seile wurden dann am Vorder- und am Hinterteil des Fahrzeugs befestigt und über diese Gabel gezogen. Sodann steckte man durch diese Stöcke, mittels deren die Arbeiter jene so lange zusammendrehten, bis die Balken des Bootes sich in gewünschtem Maße gekrümmt hatten. Im mittlern Reiche pflegte man die Holzarbeiten auch zu verzieren, und zwar dadurch, daß man Elfenbein in Ebenholz einlegte. Auch ein Ersatzmittel für Holz kannten die Ägypter früh: sie verwandten als solches eine Pappe aus Leinenstücken, die man übereinanderlegte und zusammenklebte; vornehmlich wurden so die Särge in Menschengestalt hergestellt, die unmittelbar die Mumie umgaben.

Was die alten Ägypter in Fayence-Arbeiten[1] geleistet haben, steht so hoch, daß es zum Teil nicht einmal von der heutigen Technik erreicht wird, und es ist sehr zu bedauern, daß ihr Verfahren in diesem Kunstzweig uns ein Geheimnis ist. Wir besitzen Fayencen schon aus dem alten Reiche und viele aus dem mittlern: Schmucksachen (Bild 99), Amulette, Schalen, Totenstatuetten. Von letztern ist die des Priesters Ptahmosis in Kairo ein wahres Wunder von Vollendung; es stehen hier


Bild 100. Glasbläser. Wandmalerei.

[1] Vgl. F. W. von Bissing, Fayencegefäße, Metallgefäße, Steingefäße des Museums in Kairo, Wien 1902—1907.

Glasflüsse verschiedener Schmelzbarkeit scharf und klar nebeneinander. Gleiches gilt von einem winzigen Götterfigürchen in Berlin. Auch verstanden es die Ägypter, in Stein geschnitzte Gegenstände mit Fayence zu überziehen, während wir diese Kunst nur bei Tongegenständen anwenden. Das mit der Fayence-Bereitung oft zusammenhängende Glasblasen kannten die Ägypter bereits in ältester Zeit, wie uns die Gräberbilder lehren (Bild 100). Man bildete aus Glas Edelsteine so kunstvoll nach, daß es uns heute oft schwer wird, solche Nachbildungen von den echten Steinen zu unterscheiden. Ganz überraschend schön wußte man bereits in ältester Zeit, wie wir schon gehört haben, den Stein- und Holzstatuen Augen und Augenbrauen aus Quarz, Kristall usw. einzufügen, wodurch ihnen Leben und Ausdruck trefflich verliehen wurde. Prächtige Arbeiten schuf man endlich auf dem Gebiete der Goldschmiedekunst. Man kannte diese bereits zur Zeit des alten Reiches. Aus der des mittlern Reiches aber besitzen wir schon Muster von unübertroffen herrlicher Goldarbeit in den von Mariette 1859 in Theben wieder aufgefundenen Schmucksachen[1] (jetzt in Kairo) der Ahhotep, wahrscheinlich der Gemahlin des Kemose, des vierten Pharaos der XVI. Dynastie, und Mutter des Amosis (Ahmose), des Stifters der XVII. Dynastie. Der Sarg, in dem die Mumie der Königin lag, zeigt, daß man damals bereits die Kunst des Vergoldens kannte. Auf dem Leichname fand man 213 Kleinodien, darunter ein kostbares Diadem, zwei goldene Sphinxe darstellend, welche die Kartuschen des Sohnes der Königin bewachen; Arm-



Bild 101. **Beil aus dem Grabe der Königin Ahhotep.** (Nach F. W. von Bissing.)

[1] Prächtige, farbige Abbildungen auf 12 großen Tafeln in F. W. von Bissings Ein thebanischer Grabfund. Berlin 1900.

bänder von Gold mit Amosis' Namen in aufgelegter Arbeit aus Perlen, Lapislazuli, Karneol, Schmelz; ein Halsband mit Darstellungen des Amon und des Re, die, geschmückt mit goldenen Bienen, den in einem Sanktuarium in einer Barke stehenden Amosis mit Lebenswasser besprengen. Eine goldene Kette mit Gänseköpfen an beiden Enden, auf welcher der Name Amosis zu lesen, ist fast 1 m lang und trägt den schönsten Skarabäus Ägyptens: sein Brustschild und die Flügeldecken sind aus blauem Schmelz, mit Goldfäden übersponnen. Außerdem gehören zu diesem Schmucke: ein goldener Dolch in goldener Scheide mit köstlichem Knauf (in der Mitte der Klinge bereits mit Damaszierung!), ein Beil (Bild 101) mit vergoldetem Zedernholzgriff, die Schneide aus Bronze, mit Gold bekleidet, ein Löwenkopf aus vergoldeter Bronze, eine goldene Barke mit zwölf silbernen Matrosen, mit Steuermann, Schiffskapitän und einer andern Figur aus Gold usw. Das schönste dieser herrlichen Kleinodien ist ein Tempelchen mit der Statuette des Königs Amosis: die Umrisse sind hier durch feine Goldstreifen gebildet, die Zwischenräume mit Glasfluß und farbigen Steinen ausgefüllt (émail cloisonné, Zellenschmelz). Wir bewundern hier ebensosehr die Feinheit der Goldarbeit wie die Leuchtkraft der Farben, die geschmackvollen Formen wie die Sicherheit der Technik. Ganz herrlich ist auch der ebenfalls im Kairener Museum befindliche, erst 1894 und 1895 von de Morgan bei Dahschûr entdeckte Schmuck mehrerer Prinzessinnen aus der XII. Dynastie; das Hauptprunkstück bilden zwei goldene Kränze mit eingelegten Steinen.

Es drängt sich hier auch die Frage nach dem Material und Transport der Bildwerke auf. Bezüglich des erstern ist zunächst hervorzuheben, daß das kostbarste Metall nach altägyptischer Anschauung nicht das Gold, sondern das Silber war; denn dieses besaß Ägypten nicht, man erhielt es wohl durch phönizische Vermittlung aus Cilicien. Das Gold aber gewann man entweder in der Arabischen Wüste bei Koptos oder meistens in Nubien; hier wurde es beim heutigen Eschuranib in der Nubischen Wüste von Gefangenen gesucht und gefördert. Kupfer erwarb man bereits im alten Reiche auf der Sinai-Halbinsel. Aus den Brüchen von Turra, gegenüber von Memphis, holte man den Kalkstein zu den Statuen, dicht daneben aus dem Wâdi Gerraui den Alabaster; den Sandstein als Baumaterial bezog man aus Silsile, den roten Granit zu den Statuen und Obelisken aus Assuân; den schwarzen Granit, der nur zu Särgen und Statuen gebraucht wurde, fand man im Wadi Hammâmât, an der Wüstenstraße zwischen Koptos und dem Roten Meere. Was die Fortschaffung der Riesenstatuen betrifft, die am Fundorte des Materials fertig gearbeitet wurden, so belehren uns Bilder (Bild 102), daß sie mittels Holzschlitten auf Holzschienen durch ungezählte, rücksichtslos

ausgenutzte Menschenkräfte geschah. Mit Hunderten, ja Tausenden von Menschenleben mag der Transport solcher Kolosse wie z. B. der über eine Million Kilogramm wiegenden Ramsesstatue vor dem Ramesseum erkauft worden sein. — Schließlich wollen wir noch des merkwürdigen Umstandes gedenken, daß die Künstler jener ältesten Epoche verschmäht



Bild 102. Transport der Statue eines Fürsten.
Der vordere Teil des Bildes wurde fortgelassen. (Nach Lepsius.)

Erklärung. Die Statue ist auf einem gewaltigen Schlitten mit sehr starken Seilen befestigt. Durch diese sind Stäbe gezogen, um die Bildsäule am Abrutschen zu hindern; vor dem Scheuern der Stricke bewahren die unterlegten Lederstücke; an vier langen Seilen wird die Last von 172 Arbeitern gezogen. Auf den Knien des Kolosses steht der Aufseher, durch Händeklatschen und Rufen seine Befehle erteilend. Einer sprengt Wasser auf den Weg, ein andrer räuchert vor dem Bilde seines Herrn. Neben der Statue gehen Leute mit Balken und Wasserbehältern, hinter dieser die Verwandten des Herrn.

haben, ihre Namen den Gebilden ihrer Kunst beizufügen: sie sind verschollen, aber ihre Werke verkünden noch nach Jahrtausenden ihr geniales Können. Nur in einigen Gräbern sind unter den Figuren der dort dargestellten Künstler Namen angebracht, die vielleicht die Verfertiger jener Grabreliefs bezeichnen. Doch sind das bloß Vermutungen.

5. Fürst und Volk. Volkswirtschaft: Ackerbau, Handel, Gewerbe. Familie und Gesellschaft[1].

a. Fürst und Volk.

Man ist vielfach gewöhnt, sich im alten Ägypten das gegenseitige Verhältnis von Fürst und Volk recht unerquicklich vorzustellen. Auf der einen Seite denkt man sich den Pharao und seinen Hof, ihm gehört das ganze Land, er beherrscht das Volk und saugt es durch seine Beamten aus — auf der andern Seite ein durch Abgaben und Fronden gedrücktes, kümmerlich und armselig sein Leben fristendes Volk. Ob dies Bild aber so ganz zutreffend ist, erscheint doch fraglich. Freilich in der Theorie herrschte stets und herrscht noch heute im Oriente die Anschauung, daß die ganze Staatsmaschine nur um des Herrschers willen arbeite, daß Land und Leute sein Eigentum seien. Aber anders sah doch wohl die Wirklichkeit im alten Ägypten aus. Vor allem gerieten die Pharaonen in immer größere Abhängigkeit von der mächtigen Priesterschaft, ohne deren Billigung sie im neuen Reiche kaum noch etwas von irgendwelcher Bedeutung unternehmen konnten. Auch wird die königliche Familie, der Adel und das Heer nicht ohne Einfluß auf die Regierung geblieben sein. Die Stellung der Pharaonen scheint schon zur Zeit des mittlern Reiches eine geradezu gebundene gewesen zu sein: es standen dem Könige seine Machtmittel nur zum Teil zur Verfügung, und er war auf den guten Willen seiner Untertanen angewiesen. Hatten doch auch die Pharaonen bereits mit Verschwörungen zu kämpfen, wie wir bestimmt aus der Regierungszeit Amenemhets I. wissen. Auch gebot die Religion, wie wir gesehen, dem Pharao Milde und Wohltätigkeit gegen die Untergebenen. Gegen eine solche Auffassung scheint allerdings die Erinnerung an die Pyramiden zu streiten, in denen man steinerne Beweise für die drückendsten Fronden zu sehen pflegt, die alles freie und fröhliche Leben niederhielten. So urteilte bereits der alte Herodot. Und in der Tat, wenn wir vernehmen, daß an der Cheops-Pyramide 20—30 Jahre lang 100000 Menschen arbeiteten, die alle drei Monate abgelöst wurden, oder daß unter Ramses IV. zur Fortschaffung von Steinen für thebanische Prachtbauten 8365 Mann, 5000 Soldaten, 2000 Arbeiter und 50 Führer der Karren, deren jeder von sechs Ochsen gezogen wurde, sowie 130 Steinmetzen nötig waren, und daß von diesen nicht weniger als 900 unter der Arbeit starben (Inschrift in el-Bersche), so scheint es unabweisbar, sich das Verhältnis zwischen Pharao und Volk als ein drückendes zu denken. Indessen dürfen

[1] Vgl. A. Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, 2 Bde, Tübingen 1885—1887.

wir gar so schroff diesen Satz nicht hinstellen. Weit entfernt, die Last dieser Fronden in Abrede zu stellen, müssen wir doch betonen, daß sie die Rücksicht auf das Volkswohl nicht unbedingt ausschlossen. Schon Aristoteles bemerkt treffend, daß die Bauarbeit an den Pyramiden für das während der langen Überschwemmungsperiode arbeits- und verdienstlose Volk nicht immer eine unerwünschte Fronde gewesen sein möge. Übrigens suchten die Pharaonen, wie sie es auch bei andern Fronden getan haben, schon im eignen Interesse den Arbeitern mancherlei Erleichterung zu verschaffen. So ließ z. B. Sethos I. da, wo er Bergwerke ausbeuten wollte, Brunnen für die Arbeiter anlegen; einer der Mentuhotep genannten Pharaonen der XI. Dynastie ließ im Hammâmâttale ein Wasserbassin von zehn Ellen im Geviert graben, „damit die Arbeiter nicht vor Durst umkämen"; Ramses III. pflanzte sogar Bäume und Sträucher im Nillande, „damit die Bewohner im Schatten ruhen konnten", eine Fürsorge für das Volk, die wir bei allen ägyptischen Herrschern unserer Zeitrechnung bis auf Mohammed Ali vergeblich suchen. Daß das Pharaonenvolk dafür erkenntlich war, sehen wir an einer Inschrift in Redesije, die von Sethos I. rühmt: „Ein gutes Werk hat König Sethos getan, der wohltätige Wasserspender . . . nun können wir hinaufziehen wohlbehalten und können erreichen das Ziel und bleiben am Leben." An anderer Stelle wird dieser Pharao „Vater und Mutter für jedermann" genannt. Pharao Ameni durfte sich rühmen, „keinen Armen bedrückt, keine Witwe bedrängt, keinen Hirten verjagt und in Jahren der Hungersnot sich der Notleidenden angenommen" zu haben (Inschrift von Benihasan); Pharao Usurtesen II. wird geradezu als „Wohltäter" bezeichnet (ebd.).

Dennoch ist es sicher, daß die Lage der Arbeiter im allgemeinen eine recht kümmerliche war. Hatte man sie schon im alten Reiche auf den Gütern der Adligen teilweise in festorganisierte „Truppen" eingeteilt, so wurde das im neuen Reiche allgemeine Regel. Am meisten hatten sie zu leiden durch die unpünktliche Auszahlung ihres Lohnes, der in Naturalien bestand. Wiederholt kam es infolgedessen zu demonstrativen Massenwanderungen nach Theben oder zur Niederlegung der Arbeit, die um ein Haar dem heutigen Streik ähnelt, so z. B. unter der Regierung von Ramses III[1]. — Dahingegen steht fest, daß fast alle Arbeiter ihr bescheidenes Häuschen hatten — oft freilich in der wüsten Nekropole —, manche auch ihr eigenes Grab, und viele konnten lesen und schreiben. Daß ihre Moralität sehr mangelhaft war, namentlich wilde Ehen in

[1] Vgl. Spiegelberg, Arbeiter und Arbeiterbewegung im Pharaonenreiche unter den Ramessiden, Straßburg 1895.

Fülle unter ihnen vorkamen, wurde an anderer Stelle schon ausgesprochen. Wie die Pharaonen sich ihrer nicht selten annahmen, sie gegen Übergriffe der Beamten ꝛc. schützten, melden uns wiederholt die Inschriften. Die Wahrheit solcher Überlieferungen aber findet eine Bestätigung in dem regen und geschäftigen Treiben aller Menschenklassen, wie das die bildlichen Darstellungen in Benihasan, Tell el-Amarna ꝛc. in reicher Fülle veranschaulichen, und wie das nur unter einer friedlichen, um das Volkswohl besorgten Regierung sich entfalten kann. Auch bliebe es bei der Annahme eines ägyptischen Sklavenstaates ein völlig unlösbares Rätsel, wie in einem so einseitigen und unnatürlichen Gemeinwesen sich eine so hohe Kultur entwickeln konnte. „Leibeigene würden denn doch schwerlich die ägyptische Kunst und das Handwerk zu der Vollendung gebracht haben, die uns auf den Gräbern des alten Reiches entgegentritt" (Erman). Damit soll übrigens nicht bestritten werden, daß es auch wirkliche Leibeigene im alten Ägypten gab. Sie existierten nicht bloß in den Tempeln und Nekropolen, sondern es gab auch leibeigene Bauern auf den großen Gütern. Sie waren vollständig militärisch organisiert und durch ein Brandmal kenntlich gemacht. Ihre Behandlung war meist roh; denn sie galten für verachtungswürdige Wesen, die kein „Herz" (= Verstand) hatten. Zum großen Teile bestanden diese Leibeigenen indessen aus Kriegsgefangenen, die je nach Bedarf den einzelnen Verwaltungen zugeteilt wurden.

Man gibt jetzt ziemlich allgemein zu, daß nicht, wie man früher meinte, im alten Ägypten die einzelnen Stände fest gegeneinander abgesperrte „Kasten" gebildet haben, wie etwa in Indien. Wohl aber gab es bestimmte Körperschaften, deren Zahl allerdings schwer anzugeben ist (Herodot zählte sieben, Diodor nur fünf solcher Klassen auf). Jedenfalls bildeten die Priester bzw. Gelehrten, die Beamten und die Krieger solche Korporationen; ferner wohl die Kaufleute, die Landleute und die Handwerker. — Übrigens war die Sonderung der Stände so wenig schroff, daß ein und dieselbe Person zu gleicher Zeit die verschiedensten Ämter bekleiden konnte; so wissen wir z. B., daß der Hofbeamte Mentuhotep des Pharaos Usurtesen I. die Ämter des Richters, Gesetzgebers, Architekten und Generals in seiner Person vereinigte. Auch aus den niedrigsten Ständen konnte man sich durch persönliche Tüchtigkeit zu den höchsten Würden aufschwingen. Wir erwähnten bereits, wie ein solcher aus niederm Stande emporgekommene Mann der große Ti war, ein Hofbeamter der V. Dynastie, Gemahl einer Pharaonentochter, und wie ein Erbprinz des Hauses Usurtesen ausdrücklich erklärt, daß „dem, der unter seinen Leibeigenen sich hervortat, jede Stelle und Ehre offen gestanden habe, wie es des Brauches sei". Auch die Kinder aus den untersten Ständen wurden bei den alten Ägyptern in die Schulen geschickt,

um auf diese Weise Zutritt zu den öffentlichen Ämtern zu erhalten. Als Beweis dafür dient eine uns erhaltene Ermahnung aus der Zeit der XII. Dynastie, worin ein alter Schreiber seinem Sohne die Schattenseiten der Handwerke aufzählt und ihm sagt: „nur wissenschaftliche Bildung bewirke, daß man zu Ehren komme".

Im höchsten Ansehen stand im neuen Reiche, namentlich seit der XVIII. Dynastie, der Priesterstand, was er neben seiner religiösen Stellung dem Umstande verdankte, daß er zugleich den Gelehrtenstand darstellte. Die Priester waren die alleinigen Inhaber der maßgebenden Kenntnisse; auch Künstler und Architekten, Dichter und Gesetzgeber rekrutierten sich aus ihnen. Bei solcher Sachlage ist es begreiflich, daß die Pharaonen bei den Priestern erzogen wurden und auch nach ihrer Thronbesteigung von ihnen umgeben blieben. Die Priester und Gelehrten führten den gemeinsamen Titel: Geheimnislehrer der heiligen Sprache und Geheimnislehrer Pharaos. Im Nillande war also in der spätern Zeit die höchste und mächtigste Aristokratie die des Wissens.

Wie schon früher bemerkt, gab es etwa seit dem Ende der V. Dynastie auch einen Geburtsadel; er bestand aus jenen Familien, in deren Händen die Verwaltung der einzelnen Nomen lag. Das Erbrecht wurde so gehandhabt, daß es sowohl Erbtöchter wie Erbsöhne gab, und ebensowohl eine Erbfolge durch Heirat wie durch Geburt. Diese alte Aristokratie ist aber mit dem Nomarchentum im neuen Reiche verschwunden und wurde durch Priester, Beamte und Söldnerführer abgelöst.

Als hervorragende Klassen der Bevölkerung haben wir uns auch wohl außer den Beamten die Ackerbauer, Kaufleute und Handwerker zu denken. Von den Beamten war schon früher die Rede. Hier sei nur noch bemerkt, daß deren Tätigkeit im neuen Reiche bereits dergestalt ausgebildet war, daß wir in ihm bis ins kleinste die Licht- und Schattenseiten unsers Beamtentums vorgebildet finden. Der Mittelstand der Handwerker und Kaufleute tritt seit den Zeiten des neuen Reiches zurück. Die niedern Volksklassen bestehen aus Leibeigenen und aus fremden Sklaven. So bildete sich schon frühe allmählich jene Mißwirtschaft am Nil aus, die dann immer weiter fortschreitend Ägyptens Verfall und Elend zur Folge hatte.

b. Volkswirtschaft.

Öffentliche Arbeiten. Ackerbau. Handel. Gewerbe.

Für das volkswirtschaftliche Gedeihen arbeitete zunächst der Pharao selbst durch die von seinen Beamten ausgeführten öffentlichen Arbeiten. Daß auch Pyramiden- und Tempelbauten dem allgemeinen Wohle dienten, das verdienstlose Volk beschäftigten und ernährten, haben

wir bereits bemerkt. Der öffentlichen Wohlfahrt diente auch der von Pharao Sethos I. begonnene Kanal zwischen dem Nil und dem Roten Meere, den Ramses II. ausbaute und Necho II. wiederherzustellen begann; er sollte ebenso der Bodenbewässerung wie der Schiffahrt dienen. Als gemeinnützige Arbeiten der Pharaonen haben wir ferner die Schaffung von Brunnen anzusehen. Einen solchen legte, wie erwähnt, Pharao Sethos I. bei Redêsije an; aber schon zur Zeit der XI. Dynastie wurden Brunnen in der Wüste von Hammâmât auf dem alten Karawanenwege von Koptos nach Kosêr am Roten Meere gegraben; andere ließ Ramses II. bohren. Endlich gehört zu den volkswirtschaftlich wichtigen öffentlichen Arbeiten der Pharaonen der rationelle Bergwerksbetrieb; Usurtesen I. beutete Goldbergwerke in Nubien aus, Amenemhet I. Kupferbergwerke im Sinai, Ramses II. und III. solche beim zweiten Katarakt; der vorletzt genannte gewann auch Gold bei Koptos. Manchen Verdienst erwarb sich die Bevölkerung dazu durch die Arbeiten in den gewaltigen Steinbrüchen von Turra (im Mokattam), Silsile, Assuân und Hammâmât, wo zahlreiche alte Inschriften von den einstigen Arbeiten erzählen.

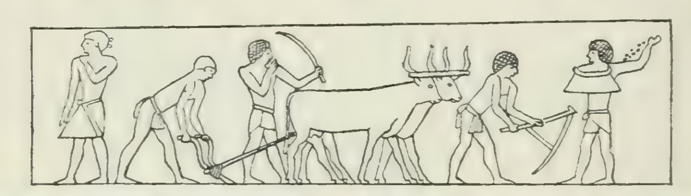


Bild 103. **Pflügen, Hacken und Säen im alten Ägypten.** Wandgemälde. (Nach Baedeker.)

Die Haupterwerbsquelle für die Niltalbewohner war natürlich der Ackerbau, dem das Land seinen Reichtum verdankt. Es ist hier der Ort, wo wir einiges über die Grundeigentumsverhältnisse im alten Ägypten sagen müssen. Es ist seit Herodot vielfach die Meinung herrschend geblieben, daß die Pharaonen stets Eigentümer des ganzen Grundes und Bodens gewesen seien; doch ist diese Ansicht völlig unzutreffend. Es kann namentlich nach den zahlreichen Grabinschriften keinem Zweifel unterliegen, daß wenigstens die Vornehmen der alten Zeit bereits ausgedehnten Grundbesitz besaßen, zu dessen Verwaltung ein Heer von Beamten nötig war. Häufig werden diese uns in ihrer Tätigkeit in Bildern dargestellt, wie sie z. B. die Naturalabgaben buchen, die armen Bauern zur Abrechnung mit roher Gewalt herbeischleppen usw. Daß es freie Landleute und Handwerker damals noch nicht gegeben habe, die in ihrem kleinen Eigentum hausten, können wir aus dem Fehlen solcher Mitteilungen in Gräbern keineswegs schließen. Denn es darf nicht vergessen werden, daß es in ältester Zeit nur verschwindend wenige waren, die sich

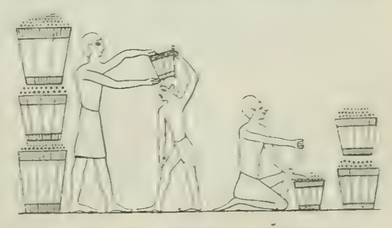

Bild 104. Schnitter.
Wandgemälde. (Nach Bädeker.)

den Luxus eines unzerstörbaren Grabes leisten konnten. Als im mittlern Reiche die Sitte, solche Grabstätten zu bauen, allgemeiner wurde, finden wir auch — z. B. in Abydos — nicht wenige Grabsteine, die nur von geringen oder auch gar keinen Titeln zu berichten wissen, also wohl Bürgersleuten und kleinern Besitzern zugehörten. Im übrigen sind die Verhältnisse des mittlern Reiches in der Hauptsache denen des alten gleich.

Einen völligen Umschwung der Verhältnisse schuf dagegen das neue Reich. In ihm mußte die alte Aristokratie und ihr Nomarchentum der königlichen Beamtenschaft Platz machen, und ihr ausgedehnter Grundbesitz fiel der Krone und den Heiligtümern anheim. Mindestens seit der XIX. Dynastie existierte keinerlei Privatbesitz mehr. Dem Adel aber drückte man auf die Wunde, die ihm diese Beraubung geschlagen hatte, vielfach ein Pflästerchen in Gestalt eines hochklingenden, aber nichts besagenden Titels, wie etwa „erster Königssohn" u. dgl. Der Pharao verpachtete dann seinen unermeßlichen Besitz gegen 20 % des Ernteertrages an seine Getreuen. Nach der Heiligen Schrift (Genesis 47) ist diese Umwandlung alles Privatbesitzes in königliches Eigentum bekanntlich das Werk Josephs.

Nur die Priesterschaft behielt ihren Grundbesitz, der außerordentlich groß gewesen sein muß; denn die Zahl der z. B. in der Nekropole von Abydos bestatteten Verwaltungsbeamten der Tempel ist ganz enorm. Ungeheure Schenkungen der Könige an „ihre Väter, die Götter", über die u. a. der Papyrus Harris eingehend berichtet, steigerte den Reichtum und die Macht der Priester so sehr, daß sie in der XX. Dynastie selbst das Königtum an sich reißen konnten. — Es sei übrigens gleich hier bemerkt, daß nach vielfachen Berichten das Los der altägyptischen Bauern genau dem der heutigen Fellachen entsprach: sie quälten sich im Schweiße ihres Angesichtes von früh bis spät, und die Früchte ihres Fleißes heimsten andere ein; sie selber fristeten kaum ihr Leben.

Was die **Bebauung** des Bodens betrifft, so war die Mühe so groß wie heute. Besondere Arbeit verursachte die künstliche Bewässerung der höher gelegenen Felder. Man bediente sich dabei, wie vielfach heute noch, des Schâdûfs (vgl. Bild 4, S. 12).


Bild 105. Weinlese in Ägypten.
Wandgemälde.
Die Trauben werden in Kübeln gesammelt.

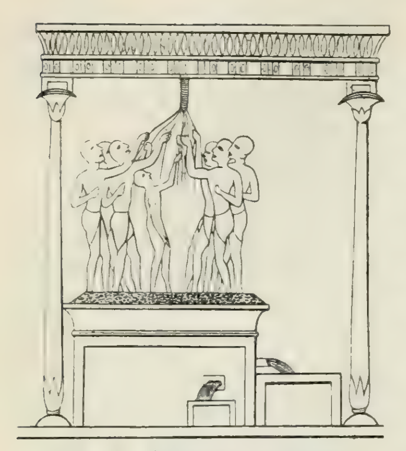


Bild 106. Zerstampfen der Trauben im neuen Reiche. Wandgemälde.
Die Arbeiter halten sich an Stricken, die von der Decke herabhängen, fest.

Zum Pflügen hatte man eine lange hölzerne Schar, in die hinten zwei Sterze eingelassen waren. Gezogen wurde diese von Stieren, denen man das vorn an der langen Deichsel befindliche Querholz an den Hörnern befestigte (Bild 103). Auch bediente man sich zum Zerkleinern der Erdschollen hölzerner Hacken, die uns aus Gräbern des neuen Reiches bekannt sind. An alledem haben die Jahrtausende bis heute nichts geändert. Die Grabbilder von Sakkára und Benihasan könnten im wesentlichen auch als Darstellung der heutigen Ackerbauarbeiten gelten. Die Saat wurde von Schafen, zu Herodots Zeiten von Schweinen eingetreten. Die Ernte geschah so, daß man mit einer kurzen Sichel die Halme hoch über dem Boden abschnitt (Bild 104); dann wurden die Garben auf Eseln zur Tenne gebracht und dort von diesen Tieren, später, seit dem mittlern Reiche, von Rindern ausgetreten; Weiber worfelten die Frucht, indem sie diese mit zwei gekrümmten Brettchen schnell in die Höhe warfen, so daß die Spreu davonflog. Das Korn wurde seit alters in besondern Speichern aufbewahrt.

Auch die Viehzucht betrieb man mit Eifer schon in alter Zeit. Am liebsten war dem Ägypter das Rind; es ist aber auch ein ganz besonders schöner Rinderschlag, der uns auf den alten Bildern so häufig entgegentritt. Weiden für das Vieh bot das Delta, wohin man es den „Sumpfbewohnern" einen Teil des Jahres zur Pflege sandte. Von sonstigen Tieren züchtete man vor allem Gänse, die man bereits „nudelte", und auch Schweine, die aber erst im neuen Reiche vereinzelt bildlich dargestellt wurden. Ihr Fleisch durfte nicht gegessen werden; denn das Schwein galt als ein unreines, dem Set (Typhon) geweihtes Tier. Bei dem Feste des Osiris und der Eileithyia wurde dagegen Borstenvieh in Massen geopfert und deshalb in großer Zahl aufgezogen. Manche reiche Ägypter sollen an 15000 Schweine besessen haben.

Besonders blühend erscheint der Weinbau In allen seinen Entwicklungsstufen, von der Ernte in Körben oder Kübeln (Bild 105) bis zum Keltern (Bild 106 u. 107), wird er uns in den Grabbildern vorgeführt; von der Behandlung des Mostes wissen wir jedoch nichts. Die Krüge zur Aufbewahrung im Keller haben dieselben Formen, wie sie aus

römischer Zeit uns noch in Pompeji erhalten sind. Überall auf den Gräberdarstellungen zeigen sich tüchtige Kenntnis des Bodenanbaues und reger Fleiß in Ackerbau und Viehzucht, so daß das Urteil Herodots, „daß die ägyptischen Bauern mehr Erfahrung hätten als die anderer Völker", wohl auch bereits für die ältesten Zeiten gelten kann.

Der Handel als Binnenhandel spielte im alten Ägypten jedenfalls noch keine Rolle: er bestand, wie auch heute, wohl wesentlich im Marktverkehr, den uns Grabbilder in Sakkâra vorführen, und war Tauschhandel. In der Zeit des mittlern Reiches beginnt der Handel mit dem Auslande. Die ersten Beziehungen wurden ohne Zweifel mit Nubien angeknüpft. Marktplatz war die liebliche Insel Elephantine[1] (altägyptisch Jebu = Elefantenland) am ersten Katarakt bei Assuân (griech. Syene), die ja ihren Namen „Elfenbeininsel" von dem dort erhandelten Elfenbein hat; neben diesem wurden dort besonders auch Pantherfelle, Affen und Ebenholz feilgeboten. Schon zur Zeit der XII. Dynastie bestand der Karawanenweg von Koptos am Nil zum Roten Meere durch das Wadi Hammâmât. Damals finden wir auch bereits, daß man von allen Seiten Waren und Erzeugnisse aus dem Niltale holte. Es kamen die Libyer von Westen, und von Osten die Asiaten. Unter Usurtesen II. (XII. Dynastie) brachten semitische Völker dem Pharao Augensalbe (mestem), ein für Ägypten bis auf den heutigen Tag so wichtiges Heilmittel. Die Zeit der Hyksoskönige hat dann die angeknüpften Beziehungen vorübergehend gestört. Die Bilder in Dêr el-bahri zeigen uns aber, daß gleich nach dieser Periode der langjährigen Fremdherrschaft die Pharaonen ihre

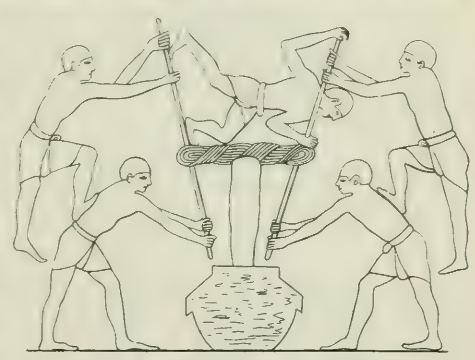


Bild 107. **Traubenkeltern.** Wandgemälde.

Ein Sack, mit Trauben gefüllt, die bereits in der Kelter ausgetreten, aber immer noch saftreich sind, wird zusammengedreht. Um ihn vollends auszupressen, halten schließlich zwei Arbeiter die Stangen am untern Ende fest, zwei andere springen ihnen auf den Rücken, fassen die Stangen am obern Ende und ziehen sie nach hinten; ein fünfter schwingt sich oben zwischen beide Stangen und stemmt sie mit Händen und Füßen auseinander.

[1] In den letzten Jahren wurden hier zahlreiche, kulturhistorisch bedeutungsvolle Papyri gefunden, darunter 1907 drei, die beweisen, daß auf Elephantine eine jüdische Gemeinde mit einem eigenen Tempel bestand, die zu dem persischen Statthalter von Juda zur Zeit Artaxerxes' II. Beziehungen hatte. Sie sind im Besitze der Berliner Museen. Die aramäischen Papyri hat bearbeitet und veröffentlicht: Sachau, Berlin 1904; die griechischen: Rubensohn, ebd. 1907; die demotischen: Spiegelberg, Leipzig 1908.

Waffen erobernd bis zum Euphrat und zum Blauen Nile trugen und Ägypten zum Mittelpunkte Vorderasiens und Ostafrikas machten. Das kam natürlich auch dem Handel zu gute. „Vom Euphrat bis zu den Ufern des Nils wurde das Beste ausgetauscht, was der sinnende Mensch und die Hand des kundigen Meisters zu bieten vermochten, und was der beginnende große Völkerverkehr von Land zu Land als ein schönes Erbteil den kommenden Geschlechtern überlieferte." Zu rechter Blüte gelangte im neuen Reiche auch der Handel mit Syrien: es gab zur Zeit der XIX. und der XX. Dynastie kaum einen Gegenstand, den die Ägypter nicht aus Syrien bezogen. Ein beliebter Gegenstand, der Weihrauch, wurde aus dem Lande Punt (an der Somaliküste) geholt und aus dem „Lande des Re, wo die Sonne aufging", also wohl der Sinai-Halbinsel. Die Beziehungen zu Punt wurden, wie uns ebenfalls die Darstellungen in Dêr el-bahri zeigen, durch die Königin Hatschepsowet angeknüpft. Während ihrer vormundschaftlichen Regierung zur Zeit der Minderjährigkeit des Pharaos Thutmosis III. rüstete sie eine Flotte aus, die dorthin zog und Weihrauch und Sklaven mitbrachte. Mittelbar trat Ägypten auch zu Indien in Handelsbeziehung. Ja die ägyptischen Schiffe kamen bis zum Kap Guardafui. Geldmünzen gab es im Nillande erst zur Zeit der Perser. Bis dahin war das Kaufmittel im Binnenhandel Kupfer, das man wog: die Gewichtseinheit war ein Uten = 91 g, und dieses wurde in je 10 Kat geteilt. Im Handel mit dem Auslande bediente man sich als Kaufmittel des Goldes oder des Silbers in Form von Ringen. Auch die Kriegszüge boten Gelegenheit, Gegenstände und Erzeugnisse anderer Länder nach Ägypten zu bringen, z. B. eherne Harnische, kostbare Streitwagen, das Pferd und den Wagen. Was nun die Handelswaren betrifft, so konnte das Nilland als Tauschmittel bieten: Gold aus Nubien, Kupfer von der Sinai-Halbinsel, Getreide aller Art aus dem Niltale. Ägypten war auch sehr reich an kostbaren Mineralien. Manche der letztern nennen wir noch heute nach ihren ägyptischen Fundorten, so Syenit (ein Granit) von Syene (Assuân), Alabaster von der Stadt Alabastron, Topas von der Insel Topazion, Saphir von der Insel Sapirene am Roten Meere, Natron oder Nitrum von dem Berge Nitria. Für die eignen Waren und Landeserzeugnisse tauschten dann die Ägypter ein: aus Punt Gold, Silber, Elfenbein, Ebenholz, Straußenfedern, Gewürze, Affen, Hunde; aus Phönizien (ägyptisch: Keft) Gold, Silber, Zinn, Eisen, Vasen, Schalen, Halsbänder; aus Assyrien (Naharina) Zeuge, Byssus, Stickereien, Wolle, Purpur, Korallen, Rubine usw. Von dem erwähnten Zuge nach Punt brachte die Königin Hatschepsowet auch die bis dahin unbekannten Weihrauchbäume mit und ließ sie in ihren Gärten anpflanzen — nebenbei gesagt,

das älteste Beispiel von Akklimatisation, das die Geschichte kennt. Als Kriegssteuer lieferten Syrien (Cheta = nördliches Syrien, und Retenu = syrische Ebene) und Palästina (Tenu) unter Thutmosis III.: Gold, Silber, Edelsteine, Olivenöl, Wein, Honig, Wolle, Leinwand, Harz, Palmwein; Mesopotamien: Pferde, Ziegen, Rinder, Früchte, Farben, Edelsteine; Cypern: Blei, Erz, Elefantenzähne; Phönizien: Pferde, Balsam und leider auch Sklaven. Solche kamen überhaupt sowohl durch Handel als durch Kriegszüge ins Niltal, so z. B. nach der Eroberung von Auaris, der Residenz der Hyksoskönige; ebenso brachte Thutmosis I. Sklaven aus Äthiopien mit und, wie bemerkt, Hatschepsowet aus Punt.

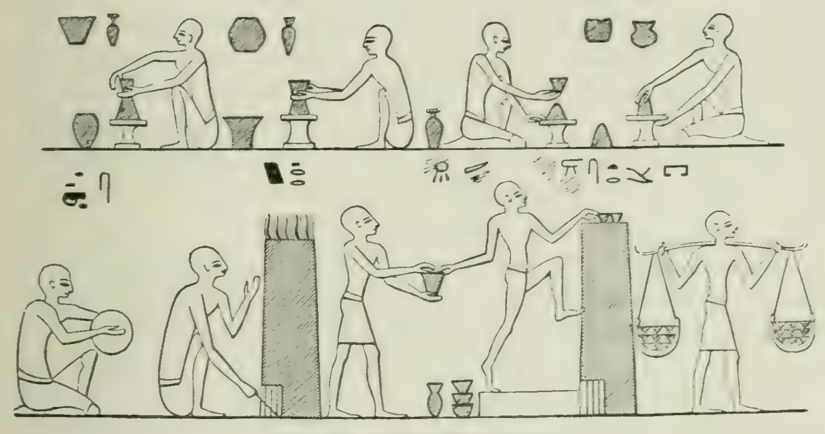


Bild 108. **Töpfer.** Wandgemälde.

Die Leistungen der ägyptischen Handwerker müssen wir geradezu als staunenswert bezeichnen. Das älteste und ganz einzigartig vielfältig verwandte Material lieferte die Papyrusstaude. Aus dem zusammengebundenen Papyrusschilfe verfertigte man sogar leichte Boote, von denen uns Abbildungen erhalten sind; aus Papyrusfasern flocht man Matten, die bemalt als Bodenbedeckung in den Häusern gebraucht wurden, oder auch Körbe, die man aus verschieden gefärbten Fasern flocht, endlich Sandalen. Am wichtigsten und bekanntesten aber ist die Papyrusstaude dadurch geworden, daß die Ägypter sie zu dem Schreibmaterial verwandten, das nach ihr bis auf den heutigen Tag Papier genannt wird (vgl. S. 94). Die Herrichtung des Papyrus zu Schreibmaterial ist eine uralte Erfindung der Ägypter und wurde noch in griechisch-römischer Zeit betrieben, wo die Papyrusrollen einen Hauptartikel der ägyptischen Ausfuhr bildeten.

Ferner ist hier der Bereitung des Leinens zu gedenken, die im alten Ägypten schon eine sehr kunstvolle war. Aus den bei den Mumien

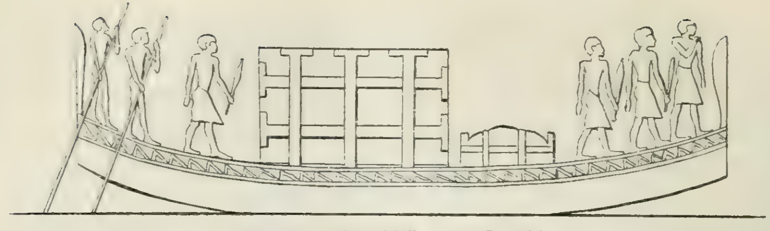


Bild 109. Schleppschiff der V. Dynastie.
Der Sarg ist für den Transport mit Latten umgeben. (Nach Lepsius.)

vorgefundenen Resten ersieht man, daß das feinste ägyptische Linnen fast so zart und geschmeidig war wie unsere Seide. — Die Weberei wurde im mittlern Reiche noch in der primitiven Form betrieben, daß man die Kette des Gewebes zwischen zwei Webebäumen horizontal aufspannte, so daß der Webende am Boden hocken mußte, dann wurde der Einschlag mittels eines gekrümmten Holzes durchgeführt und festgedrückt.

Auch die Seilerei können wir auf den alten Bildern beobachten: der Seiler drehte rückwärts schreitend die Fäden zusammen, wobei er diese durch eine Röhre gehen ließ.

Vortrefflich sind die Lederarbeiten der Ägypter, was bei dem Reichtum des Landes an Fellen nicht zu verwundern ist. Man fertigte aus diesem Material Sandalen, Schürzen, Gürtel und Riemenwerk, von denen unsere Museen zahlreiche und kunstvolle Proben enthalten.

Wer heute Kene, den Hauptort der Fabrikation der Kullen (vgl. S. 27; abgebildet auf Bild 178), in Oberägypten besucht, hat Gelegenheit, bei der Art der dortigen Töpferei auf der Drehscheibe die Herstellungsweise des Geschirrs zu sehen, wie sie schon im alten Reiche üblich war; sogar die Form der Krüge und Töpfe ist die gleiche geblieben. Waren letztere geformt, so brannte man sie im Ofen (Bild 108). Das Material lieferte damals wie heute noch der Nil in seinem Schlamm. Die fertig gewordenen Tonkrüge band man mit Binsen zusammen und fuhr sie als Tonflöße den Nil hinab, wie es noch jetzt geschieht — es waren das die „tönernen Fahrzeuge", von denen Strabo berichtet.

Der Schiffbau mußte sich in Ägypten sehr früh entwickeln, da ja während der langen Überschwemmungsperiode auf weite Strecken des Landes ein Verkehr nur zu Wasser möglich ist. Die ältesten Schiffe waren wohl die Papyrusboote, wie sie noch heute im Sudân gebräuchlich sind. Man benutzte sie zur Fischerei und Jagd; sie waren leicht beweglich, sogar tragbar und ohne Segel; man bewegte sie mit Stangen oder Rudern voran. Obwohl das Holz in Ägypten sich wenig zum Schiffsbau eignete, muß der Bau von Holzschiffen doch früh einen bedeutenden Aufschwung genommen haben; denn schon im alten Reiche

brauchte man zur Beförderung der Steinblöcke Fahrzeuge von großer Tragfähigkeit und von sehr bedeutendem Umfang. So mißt z. B. ein Schiff 30 m in der Länge und 15 m in der Breite. Auf den Bildern des alten Reiches erblicken wir auch bereits verschiedene Formen der Schiffe: man hatte Breitschiffe, Lastschiffe, Schleppschiffe (Bild 109), Reiseschiffe (Bild 110) mit Kajüte usw. Wegen der vielen Sandbänke des Stromes waren die Schiffe nicht tiefgehend, sondern leicht gebaut und mit hohem Hinterteil versehen. Das Steuer fehlte noch; indes hatten die größern Schiffe das Rahesegel von gewöhnlich rechteckiger Form. Wohl wegen des Mangels an Balken bestand der Mast aus zwei aneinander gebundenen Stangen. Der Pilot hatte schon zur Zeit der IV. Dynastie ein Sprachrohr, um die Befehle zu erteilen. Bei Windmangel wurden die Schiffe „getreidelt", wie das noch heute üblich ist, oder von andern Booten gezogen. — Die Schiffe des mittlern und des neuen Reiches zeigen einen großartigen Fortschritt: jetzt hat man ein wirkliches Steuer, einen ordentlichen Mastbaum, auch ein unteres Rahesegel, und für die Segel verschiebbare Tauringe (Bild 111). Im neuen Reiche wurden die Segel auffallend vermehrt, und auch ein Mastkorb wurde angebracht. Die Reiseschiffe der Vornehmen, die den heutigen Dahabijen (Bild 153) ähneln, wurden mit Verzierungen überladen, das Lastschiff aber behielt seine frühere Einfachheit. Den Nilschiffen glichen in der Hauptsache die Seeschiffe.

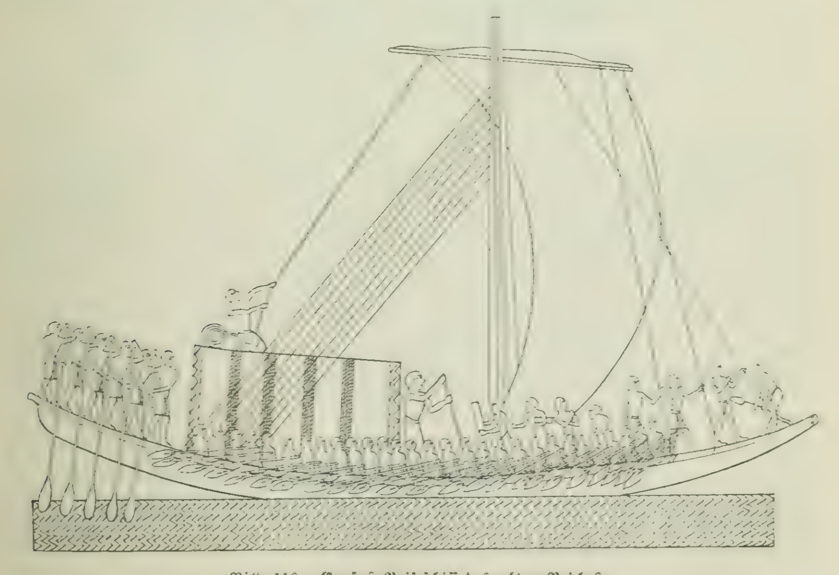


Bild 110 Großes Reiseschiff des alten Reiches.
Vor der Kajüte steht der Herr, dem seine Schreiber während der Fahrt Vortrag halten.
(Nach Lepsius.)

Der Verkehr auf dem Lande war ebenfalls gut geregelt. Briefe wurden schon früh durch Boten besorgt. Zum persönlichen Verkehre bedienten sich die Vornehmen der Tragbahren, das Volk der Esel, wie noch heute. Erst im neuen Reiche hatte man Pferd und Wagen, die sicher semitischen Ursprungs sind. Man hatte Lastwagen und Kutschwagen, letztere für höchstens drei Personen: das ist der Merkobt mit seinen zwei Rädern, auf denen der Wagenkasten steht, der vorn und an den Seiten von einem leicht geschwungenen Holzgeländer umgeben ist; im Boden des Kastens ist die Deichsel, an deren Querbalken der Brustriemen für die Pferde befestigt; diese werden mit Zügeln gelenkt und tragen seit der Zeit der XIX. Dynastie auch bereits Scheuklappen an beiden Augen. — Schließlich sei noch bemerkt, daß wir schon im Grabe des Ti (V. Dynastie) die Tischler, Steinmetzen, Glasbläser, Topfbäcker und Lederarbeiter ꝛc. beobachten. Dabei ergibt sich, daß man bereits in jener Zeit

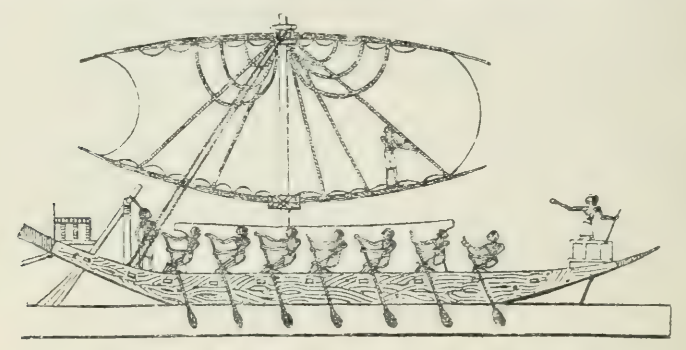


Bild 111. Reiseschiff des neuen Reiches. (Nach Wilkinson.)

den Blasebalg, den Heber, ja sogar das Lötrohr kannte. Als ich die Gräber von Sakkâra durchwanderte, hatte ich oft das Gefühl demütigender Enttäuschung, indem ich auf den Darstellungen von den Handwerken, Geräten und Fertigkeiten einer Zeit, von der uns mehr als vier Jahrtausende trennen, immer wieder auf Dinge stieß, die ich für eine Errungenschaft unserer Tage gehalten hatte. So war's mir mit dem Lötrohr und dem Heber ergangen, so mit der Glasbläserei; so ging's mir, als ich auf den Darstellungen der Schiffe bereits bewegliche Masten sah. Nicht minder staunte ich bei den Jagdbildern über alle die Jagdgeräte, die wir heute noch gebrauchen: den Wurfspeer, die Harpune, Netze, Fallen, sogar den Lasso. Ferner erblickte ich einen Hühnerhof, in dem man die Gänse „nudelte", ganz wie heute, auch schlachtete man die Ochsen so, wie man es noch in unsern Schlachthäusern sieht, indem man die Hinterbeine des Tieres zusammenschnürte, einen Vorderfuß aufband, so das Tier zum Falle brachte und dann mit einem Hiebe tötete. Der Fischfang

wurde mit Netzen oder auch mit Angeln ausgeübt. Überhaupt gelangt man bei Beobachtung der Handwerke und der Geräte zu der Überzeugung, daß die alten Ägypter bis zu den jüngsten Tagen, als bei uns Dampf und Elektrizität ungezählte Maschinen in Bewegung setzten, sich bezüglich ihrer technischen Fertigkeiten und Kenntnisse vor uns nicht zu schämen brauchten. Zum Belege für diesen Satz möge auch der Umstand dienen, daß am Tempel von Dendera die Spitzen der vier hohen Masten am Eingange mit Kupfer beschlagen waren, „um" — wie es in der Inschrift am Tempel heißt — „zu zerbrechen die Unwetter vom Himmel". Demnach haben wir bereits bei den Ägyptern nichts Geringeres als die ersten Blitzableiter. Ziehen wir die Errungenschaften der Dampfkraft und Elektrizität ab, so bringt uns die Frage geradezu in Verlegenheit: Was dürfen wir von technischen Fertigkeiten und Kenntnissen noch auf Rechnung der spätern Jahrtausende setzen?

Der Stand der Handwerker tritt im neuen Reiche zwischen den höhern Ständen der Staats- und Tempelbeamten und den niedern der Bauern, Leibeigenen und ausländischen Sklaven auffallend wenig hervor. Wir können daher nicht beurteilen, ob er neben den andern Volksschichten an der Entwicklung des Landes in nennenswerter Weise teilgenommen hat. Daß die Handwerker, bei den Gebildeten wenigstens, nicht allzu angesehen gewesen wären, hat man aus den schon öfter erwähnten Ratschlägen eines vornehmen Ägypters der XII. Dynastie, des „Schreibers" Duau, an seinen Sohn schließen wollen. In jenen Ermahnungen heißt es: „Wenn der Steinmetz bei der harten Arbeit seine Arme abgenutzt hat . . . so sind seine Knie und sein Rückgrat gebrochen, da er vom Sonnenaufgange an niedergekauert sitzt . . . Der Barbier rasiert bis in die Nacht hinein . . . geht von Haus zu Haus, um seine Kunden zu suchen, und bricht seine Arme, um den Magen zu füllen . . . Der Schiffer fährt den Fluß hinab, um seinen Lohn zu verdienen . . . wenn er Arbeit auf Arbeit gehäuft hat und . . . nun kaum in seinen Baumgarten und in sein Haus gekommen ist, so muß er wieder fort . . . Der Maurer ist immer krank; denn er ist Wind und Wetter ausgesetzt . . . Der Weber ist unglücklicher als ein Weib, er hat die Knie stets bis zum Kinn langend und genießt nicht die frische Luft . . ." und so geht's weiter. — Indessen darf man nicht außer acht lassen, daß es sich in diesem Schreiben darum handelt, einen möglichst dunkeln Hintergrund herzustellen, von dem sich die Stellung des „Gebildeten" um so vorteilhafter und glänzender abheben sollte. Übrigens verrät der Text selbst, daß die Lage des Handwerkers wohl kaum so gedrückt war wie vielfach heute bei uns, und jedenfalls nicht so elend, wie sie auch heute noch am Nil ist: hat doch — der Satz wieder-

holt sich fast bei jedem der aufgezählten Handwerker — ein jeder seinen Garten und sein eignes Haus, und erscheint trotz aller Plage doch jeder selbständig. Ein Stand, der solche Wunderwerke, wie wir sie heute noch anstaunen, zustande gebracht hat, wird schon das ihm zukommende Ansehen genossen haben, wenn auch der Dünkel der Gelehrten über ihn die Nase rümpfte.

c. Religiosität. Familie. Geselliges Leben. Tod. Begräbnis.

1. Religiosität.

Die Religiosität gehört, wie bereits bemerkt wurde, zu den hervorstechendsten Charaktereigenschaften der Ägypter. Das wird einem sofort klar, wenn man die noch erhaltenen Urkunden und Inschriften liest: die meisten Texte haben unmittelbaren Bezug auf Religion. Das geht so weit, daß sogar Werke medizinischen Inhaltes, wie der Papyrus Ebers, und wohl gar solche, in denen Schönheitsmittel usw. angegeben werden, dennoch als eigentlich religiöse Bücher bezeichnet werden müssen, da selbst jene Vorschriften sich den religiösen Geboten und Gebräuchen unterordneten. Aber auch abgesehen davon lassen die Ruinen der Tempel am Nil keinen andern Rückschluß zu, als den auf tiefe Frömmigkeit ihrer Erbauer, wenn man auch ruhig zugeben kann, daß bei ihrem Bau die Eitelkeit der Pharaonen eine Rolle gespielt hat. Wer diese herrlichen Gemächer betrachtet, sagt Brugsch ebenso schön wie treffend, der fühlt, mit welch erhabenen Gedanken vom Wesen der Gottheit erfüllt die alten Baumeister diese Räume zu Tempeln sich vorbildeten, nicht nach dem Maßstabe der Größe des Herrschers, wohl aber der Größe der Gottheit, die der Macht des erstern ja nur die Mittel verlieh. „Geschaffen hat der Pharao diesen Bau", heißt es in der Tempelinschrift von Karnak, „für seinen Vater, den Amon-Re, den Herrn des Himmels . . . Der Tempel ist herrlich wie das Firmament und ist zu ewiger Dauer ausgeführt." Und wie der Bau, so redet auch die innere Ausschmückung der Tempel von dem religiösen Sinne der Ägypter. Noch aus ptolemäischer Zeit bewundert man den Fleiß und die Sucht des Volkes, die Tempelwände bis zu den kleinsten Winkeln hin mit Bildern und Schriften zu schmücken, die beweisen, daß das ganze Leben der Ägypter von religiöser Weihe durchweht war. Das läßt auch eine Aufzählung der religiösen Festtage erkennen. Da erfahren wir von einem Feste des neuen Jahres, einem Feste der fünf Schalttage, einem Monatsfeste, von zwölf Halbmonatsfesten, einem Feste der Nilüberschwemmung und des Sothisaufganges, einem Schiffahrtsfeste, einem Feste der Berge und der Ebene, einer „Sandfeier", einem Feste des Jahresschlusses (Inschrift von Benihasan). Religiöse Wallfahrten finden wir schon in der ältesten

Zeit. Die Erstlinge aller Früchte wurden, ebenso wie bei den Juden, der Gottheit im Tempel geopfert (Grabschrift von Lykopolis). Vor wichtigen Unternehmungen pflegte man erst zu beten: so betrat niemand den Karawanenweg vom Roten Meere zum Nil, ohne sich vorher durch Gebet dem Schutze der Gottheit zu Koptos zu empfehlen (Inschrift von Koptos). Wie uns der jüdische Geschichtschreiber Josephus berichtet, hatten die Ägypter auch die Gewohnheit, vor dem Essen zu beten. Die Toten ehrte man seit ältester Zeit durch Opfer und Gebete, und zwar in besonders eifriger Weise. „Der Überlebende", heißt es in Abydos, „soll die Totenstätte besuchen und das Gebet von den Totenopfern sprechen." Sehr bezeichnend für den religiösen Sinn der Ägypter ist es auch, daß das Zeichen für Re, den höchsten Gott, stets an den Anfang eines Wortes gesetzt wurde. Kann ferner echte und tiefe Frömmigkeit trefflicher und deutlicher sich aussprechen, als in dem auf S. 105 erwähnten Gebete, das der Dichter dem in der Schlacht von den Seinen verlassenen und von Feinden umzingelten Pharao Ramses II. in den Mund legt? Derselbe fromme Ton durchweht die so oft in den ältesten Gräbern wiederkehrende Formel: „O ihr Priester, wenn ihr liebt das ewige Leben und verachtet den Tod, so verherrlicht euern Ruhm an euern Kindern, indem ihr den Göttern dankbar seid!"

Dieser religiöse Sinn erhielt sich bis in die spätesten Zeiten der ägyptischen Geschichte; er redet unvermindert frisch auch noch aus der schon erwähnten Grabschrift des Priesters Ahehu zu einer Zeit, da das Nilland bereits unter der Fremdherrschaft der Perser seufzte: „O du Herr, ich war dein Knecht, der nach deinem Willen tat . . . Du hast mir Gutes erwiesen hunderttausendfach . . . Da ich dir gehorsam war, wurde mir kein Haar gekrümmt . . . Du gabst mir ein langes Leben und des Herzens Frieden . . . Nun ist dein Sohn eingegangen ins Himmelreich, um zu schauen den Gott, der droben ist." In solchen Worten spricht sich alles aus, was die Religion dem Herzen geben kann: Dank gegen Gott, Friede im Bewußtsein getaner Pflicht, Zuversicht und Gottvertrauen selbst im Tode. Wir dürfen wohl annehmen, daß solchen Worten auch die innere Gesinnung entsprach.

2. Familie.

Wir wenden uns nun der wichtigen Frage nach dem Familienleben bei den Ägyptern zu. Ist es im allgemeinen wahr, daß, je gesunder das Familienleben, desto blühender auch das Staatsleben ist, so dürfen wir schon aus dem vortrefflichen Blütestande des ägyptischen Staates einen Rückschluß auf den guten Zustand der Familie machen. Den sichersten Maßstab für diesen aber bietet die Stellung des Weibes,

die in Ägypten entschieden als eine hohe bezeichnet werden muß. Im allgemeinen galt eine Gattin als die legitime, als die „Herrin des Hauses". Eigentliche Polygamie war stets eine Ausnahme. Wenn einige Pharaonen, wie es zweifellos der Fall ist, mehrere „große königliche" Gattinnen hatten, so folgten sie darin fremder Unsitte oder handelten aus politischen Motiven, wie z. B. Ramses II., der zu seinen beiden Gemahlinnen noch die Tochter des Chetafürsten als dritte hinzunahm zur Besiegelung des mit diesem geschlossenen Friedens. Nach Diodor wäre es erst spät geschehen, daß man es duldete, wenn ein Ägypter eine Doppelehe einging. Indes kennen wir ein Beispiel von Vielweiberei bereits aus der XII. Dynastie. Gelockert wurde die Monogamie erst in der Ptolemäerzeit. Das Verhältnis zwischen den Eheleuten scheint durchweg herzlich und innig gewesen zu sein.

Ehrenvoller und schöner kann die Stellung der Frau zu ihrem Gatten und zum Hause nicht bezeichnet werden, als mit den Worten einer Inschrift in dem öfter erwähnten Grabe des Ti (V. Dynastie), wo es von seiner Gattin Neferhotep heißt: „Sie war ihrem Gemahle ergeben in heißer Minne und holdseliger Liebe", sie, „die Herrin des Hauses, die Gebieterin und einzige Geliebte ihres Gemahls". Es spricht auch für die hohe Würde der Frau, daß es Brauch war, den Namen der Mutter vor dem des Vaters anzugeben; in späterer Zeit wird gar öfter nur der Name der Mutter, nicht der des Vaters genannt. Als einen Beweis, in welcher Achtung selbst in den niedern Schichten des Volkes das Weib stand, möchten wir auch betrachten, daß in dem Berichte eines Oberarbeiters über seine Untergebenen unter anderm ein geringes Unwohlsein ihrer Frauen und Töchter als Entschuldigungsgrund für Fernbleiben von der Arbeit gilt. Bezeichnend ist ebenfalls, daß wir auf den Denkmälern die Frau ihren Mann auf seinen Jagden, beim Fischfang usw. begleiten und unterstützen sehen. Auch sollen die ägyptischen Frauen sich oft von ihren Männern eine vollständige Güterzession haben machen lassen, und schon zur Zeit der II. Dynastie soll, wie wir bereits anführten, das Gesetz erlassen worden sein, wonach die Frauen erbfolgeberechtigt waren. Schön und treffend wird das Verhältnis des Mannes zu seiner Frau charakterisiert in dem Papyrus Prisse (XII. Dynastie), in dem der Nomarch Ptahhotep u. a. sagt: „Wenn du weise bist, so . . . liebe deine Frau ohne Zank und Streit, ernähre sie, schmücke sie . . . mache ihr Freude alle Tage deines Lebens: sie ist ein Gut, das würdig seines Besitzers sein muß. Sei niemals roh gegen sie . . ." In dem demotischen Papyrus des Louvre wird dem Manne zur Pflicht gemacht: „Behandle deine Gattin nie schlecht . . . sie soll an dir ihren Beschützer finden!"

Daß die Pharaonen neben ihrer legitimen Gattin noch regelmäßig einen streng bewachten Harem hatten, ist durch Inschriften und Abbildungen hinreichend bewiesen. So wird von Amenophis III. berichtet, daß er vom Fürsten Naharina dessen älteste Tochter mit 317 Mädchen, den „Auserlesensten der Abgeschlossenen" (nämlich im Harem), erhält; und von Ramses III. wissen wir, daß er an 200 Kinder hatte, von denen uns 111 Söhne und 59 Töchter bekannt sind. Daß auch die Vornehmen sich diesem Brauche anschlossen, beweisen die Inschriften und Malereien im Grabe des Ti in Sakkâra und des Priesters Ey in Tell el-Amarna. Neben diesen, den Zuständen im heutigen Orient entsprechenden Verhältnissen ist jedoch festzustellen, daß die ägyptische Frau im allgemeinen eine äußerst freie Stellung hatte. Während selbst bei den Griechen die Frauen im Frauenhause eingeschlossen blieben und den häuslichen Arbeiten obliegen mußten, auch nur, wie noch heute bei den orientalischen Völkern, mit Frauen Besuche wechseln durften, sagt uns Herodot, daß alle Ägypterinnen sich öffentlich zeigten, Einkäufe machten usw. Die Gemälde stellen uns die Frauen auch in geselligem Verkehre mit Männern dar. Daher blühte in jenen alten Zeiten am Nil Familienglück bereits in unserm Sinne. So erscheint auf einem Bilde der thebanischen Gräber der Pharao Amenophis IV. im häuslichen Kreise von Frau und Töchtern. Die Mutter liebkost ihre kleine Tochter Anch-nes-aten, die sie auf dem Schoße hält. Sie und ihre Töchter nehmen sich Almosen spendend der Armen an. Über die Form der ägyptischen Eheschließung wissen wir nichts. Es ist jedoch sicher, daß die Ehe zwischen Geschwistern, die bei den Pharaonen der Ptolemäerzeit Regel war, schon früh vorkam; von den Herrschern der XVIII. Dynastie wissen wir bestimmt, daß der Bruder oftmals die Schwester heiratete, da derartige Ehen bei der beanspruchten „Göttlichkeit" der Pharaonen die einzig standesgemäßen waren. Auch in der ägyptischen Mythologie spielen die Geschwisterehen ja eine große Rolle. In den niedern Ständen scheint, wie bereits in dem Abschnitt „Sittenlehre" erwähnt wurde, das Familienleben weniger rein gewesen zu sein, obgleich dort Doppelehen schon aus finanziellen Gründen unterbleiben mußten.

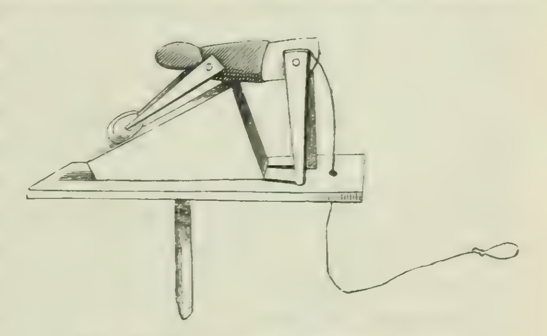


Bild 112. Kinderspielzeug (bewegliche Holzfigur).



Bild 113. **Ballspiel.**

Die Kindererziehung der alten Ägypter wurde durch die freie Stellung des Weibes freier gestaltet; denn die Würde der Mutter und Herrin des Hauses gestattete den weiblichen Einfluß auf die Erziehung, der sich noch zu allen Zeiten als ein wohltätiger im Leben des Kindes bewährt hat. Die ersten vier Jahre blieben die Kinder ausschließlich der Mutter überlassen, dann erst war für die Knaben der väterliche Wille maßgebend; die Mädchen aber blieben wohl ganz unter den Händen der Mutter. Die Denkmäler und Museen zeigen uns vielerlei Kinderspielzeuge, wie z. B. allerhand Gliederpuppen (Bild 112), auch werden uns nicht selten spielende Kinder (Bild 113) dargestellt. Sobald es anging, wurden die Knaben in die Schule geschickt. Die Pharaonen ließen sich ja die Lehranstalten und den Unterricht sehr angelegen sein, und die Schulbildung befähigte zu allen Stellungen. „Ich möchte", mahnt der erwähnte alte Duau seinen Sohn, „ich möchte, daß du liebst die Wissenschaft wie deine Mutter . . . sie ist wichtiger als alle sonstige Fertigkeit und nicht ein leeres Wort auf Erden. Der, welcher sich bemüht hat, aus ihr Nutzen zu ziehen von seiner Kindheit an, wird in Ehren stehen. . . . Wer Kenntnisse besitzt, ist schon dadurch allein besser als du. . . . Wenn du einen einzigen Tag in der Schule Nützliches gelernt hast, so ist das für alle Zeit; denn die Geistesarbeit ist dauerhaft wie die Berge." Unterrichtet wurde die Jugend in Morallehren, praktischer Lebensweisheit, in Wissenschaften und körperlichen Übungen. Das große Gewicht, das die Ägypter auf jegliche Art von Anstand und auf gutes Benehmen legten, namentlich auch beim Essen, beweist, daß die alten Nilanwohner ein Volk der strengen Etikette waren, was auch aus den ziemlich komplizierten, feststehenden Briefformeln hervorgeht. In der Schule wurde aber nicht nur gelehrt, sondern auch erzogen. Bescheidenheit und ehrerbietiges Betragen lobt noch Herodot an

der ägyptischen Jugend. Wenn ein Greis, so erzählt er, an einen Ort komme, wo sich ein junger Mann befinde, so erhebe sich dieser von seinem Sitze. Die Grundsätze dieser Erziehung gibt uns der Papyrus Prisse aus der Zeit der XII. Dynastie bekannt: „Wenn du verständig bist, so erziehe deinen Sohn in der Liebe zu Gott. Wenn er redlich ist und sich bemüht für dich und dein Besitztum mehrt, so gib ihm den besten Lohn. Ist aber dein Sohn schlecht, so wende dein Herz nicht von ihm ab, denn du bist sein Vater, sondern ermahne ihn. Wenn er lasterhaft ist und dein Gebot übertritt, so gib ihm Schläge, wie er es verdient.... Besser ist Gehorsam als alles, was sonst lieb und gut ist. Etwas Herrliches ist's um einen Sohn, der des Vaters Rede annimmt. Er wird deshalb alt werden, denn es liebt Gott den Gehorsam, den Ungehorsam aber haßt er." Als Grundsätze und Lebensregeln werden ebenda angeführt: „Man soll nicht stolz sein auf sein Wissen. . . . Einem ehrwürdigen Weisen soll man mit Achtung begegnen. . . . Auf irdische Güter und auf Reichtum soll man kein Gewicht legen. . . . Verleumdungen darf man nicht nachsprechen.... In einem fremden Hause soll man nicht nach den Frauen ausschauen. . . . Man soll Ehrfurcht vor seinen Vorgesetzten haben"; ferner nach dem Papyrus von Bûlâk I, 18, 13 ff: „Ein müßiger Mann genießt keine Achtung.... Was dein Auge sieht, darüber schweige deine Zunge; denn der Mensch ruiniert sich durch seine Zunge. . . . Benimm dich anständig beim Essen und fülle deinen Magen nicht mit Gier. . . . Iß nie, ohne einem andern, der zugegen ist, mitzuteilen.... Wer im vorigen Jahre noch reich war, ist vielleicht im folgenden schon ein herumziehender Bettler. . . . Setze dich nicht, wenn ein Höherer als du steht." Das sind herrliche, echt pädagogische Grundsätze und goldene Regeln, die sich aufbauen auf den Grundsäulen jeder gedeihlichen Erziehung: Gottesfurcht und Gehorsam.

Die altägyptischen Wohnungen, deren Wände mit bunten Matten bekleidet wurden, waren behaglich eingerichtet und hatten ein schlichtes, vernunftgemäßes Mobiliar, von dem in neuester Zeit manches Prachtstück in neueröffneten Gräbern gefunden worden ist. Reich und bequem sind vor allem die Sessel, deren Rücken-

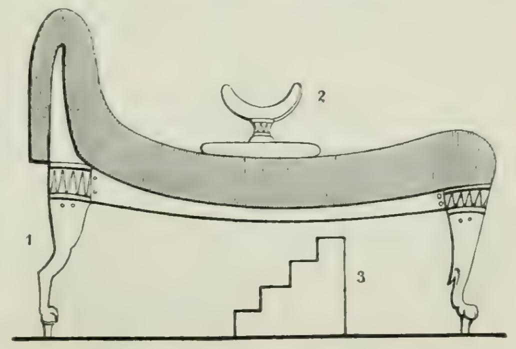


Bild 114. **Bett** (1) **mit Kopfkissen** (2). Die kleine Treppe (3) diente wohl zum Hineinsteigen. (Nach Wilkinson.)



Bild 115.
Kopf des Zwerges in Bûlâk.

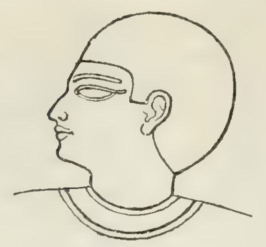


Bild 116.
Übliche Darstellung dieser Haartracht.

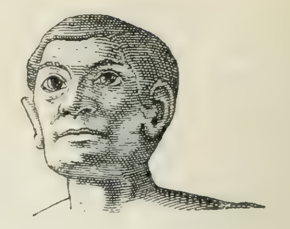


Bild 117.
Kopf des Schreibers im Louvre.

und Seitenlehne im alten Reiche hoch und steil, im mittlern und neuen durch Schrägstellung bequemer gestaltet waren; auffallend hoch und angefüllt mit weichen Kissen sind die sesselförmigen Betten (Bild 114), zu denen die eigentümlichen und jedenfalls sehr unbequemen gabelförmigen Kopfkissen gehören, die noch heute in Nubien in Gebrauch sind und offenbar dem Zwecke, die Frisur zu schonen, ihre Form verdanken. Den Stuhlbeinen gab man mit Vorliebe die Form von Löwenbeinen. Tische in der bei uns üblichen Gestalt waren den Ägyptern unbekannt. Besondere Vorliebe hatte man für Blumengärten bei dem Hause.

Die Kleidung hat, wie überall, so auch am Nil, vielfache Veränderungen durch die Mode erfahren und war auch wohl nach Rang, Stellung und Alter verschieden. Die älteste Tracht, und mit mancherlei Variationen zugleich die Grundlage aller spätern, ist der kurze Schurz. Bei diesem blieben wohl die ärmern Klassen stets, wie denn auch heute in Nubien der leinene Schurz und der befranste Gürtel allgemein in Gebrauch sind. Vornehme trugen dazu im alten Reiche ein Pantherfell, das sie um die Schulter schlugen. Die Greise scheinen durchweg ein langes, vom Gürtel bis zu den Füßen gehendes Gewand getragen zu



Bild 118.
Löckchen vom Scheitel an.
(Nach Lepsius.)

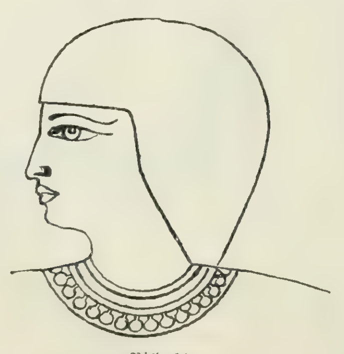


Bild 119.
Herkömmliche Darstellung dieser Haartracht.



Bild 120.
Löckchen von der Stirne ab.
(Nach Lepsius.)

haben. Im mittlern Reiche wurde auch der Schurz allmählich länger, und oft kam noch ein zweiter dazu. Auffallend ist, daß neben den Trachten der Männer die der Frauen sehr einfach erscheinen. Von der IV. bis zu der XVIII. Dynastie trugen fast alle Weiber dasselbe einfache, faltenlose Gewand, das sich eng an den Körper anschmiegte, vielleicht aber bei vornehmen Frauen durch Stickereien und Verzierungen ausgezeichnet war. Erst seit der XIX. Dynastie wurde über dem engen Kleide ein gesticktes weites Oberkleid getragen.

Bezüglich der Haartracht (Bilder 115—122) ist zu merken, daß im alten und im mittlern Reiche alle Stände die Haare kurz geschnitten trugen. Dabei hatten die Vornehmen auch Perücken mit kurzen oder langen Locken und falsche Flechten. Die Frauen hatten gewaltige, aber glatte Haartrachten, die bis auf die Brust herunterhingen. Im neuen Reiche sieht man bei den Männern das Haar glatt herabfallend und



Bild 121.
Kurze Haartracht.
(Nach Perrot-Chipiez.)

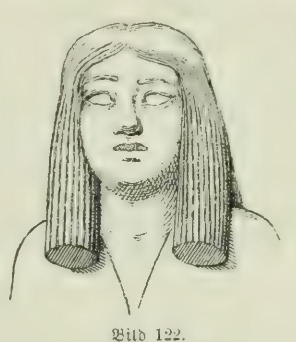


Bild 122.
Lange Haartracht.
(Nach Perrot-Chipiez.)

hinten rund geschnitten — wohl Perücken; auch trugen sie geschmackloserweise falsche Kinnbärte, rasierten aber das natürliche Barthaar weg. Die Damen ordneten das Haar sehr mannigfaltig, entweder in zwei Strähnen lang herabhängend oder kurz abstehend, geflochten, gekräuselt oder auch glatt. Die Männer aus dem Volke gingen barhaupt und bartlos. Die Priester des neuen Reiches ließen sich den Kopf glattrasieren; dasselbe geschah bei den Kindern, nur ließ man diesen zu beiden Seiten und auf der Scheitelhöhe kleine Haarbüschel stehen. — Schuhwerk hatte man wohl im alten Reiche gar nicht und auch im mittlern Reiche noch wenig; allmählich aber bürgerten sich Sandalen aus Palmblättern oder Papyrusstengeln, aus Leder oder Leinen ein, auch wohl aus Schilf geflochtene Schuhe, wie man sie noch heute am Nil in Gebrauch sieht.

Auffallend ist bei dieser verhältnismäßig sehr einfachen Tracht die große Vorliebe für Schmuck, und zwar bei beiden Geschlechtern. Bunte

Halskragen, Arm- und Fußringe usw. finden wir fast auf allen Bildern, und die verschiedenen Grabfunde zeigen uns, bis zu welchem Grade der Vollkommenheit der Goldschmuck bereits in alter Zeit vorgeschritten war. Die Frauen scheinen natürlicherweise besonders reich geschmückt. Schon in den ersten Dynastien benutzten sie Schminke, mit der man, wie noch heute die Ägypterin tut, Augenbrauen und Augenränder schwarz färbte und die Augen durch einen unter diesen gezogenen grünen Strich zu markieren suchte. Eine Hauptrolle spielte selbstverständlich die Haarsalbe. Ja, es genügte den Frauen nicht, die Haare beim Frisieren zu salben, sondern man setzte, wie die Gräberbilder zeigen, bei Zusammenkünften einen Kegel von Salbe oben auf die Frisur, so daß letztere fortwährend von jener durchfeuchtet wurde. Zu alledem gehörten natürlich schon in ältester Zeit Spiegel und Parfüms; auch hatte man Fächer und alle die noch heute üblichen Damenschmucksachen: Ringe, Diademe usw. — Bei der Mahlzeit lag man nicht, wie es griechische und römische Sitte war, sondern man saß auf dem Boden, wie noch heute am Nil; später benutzten wenigstens die Vornehmen hohe Polstersessel und ließen sich von Dienern die Speisen auf Platten reichen. Flüssiges genoß man aus kleinen Schalen. Man hatte wohl Löffel, aber keine Messer und keine Gabeln, woraus zu folgern ist, daß die alten Ägypter, wie noch die heutigen, sich beim Essen der Hände bedienten, die daher vor und nach der Mahlzeit gewaschen wurden.

3. Geselliges Leben.

Die Ägypter, die bei tiefem religiösen Ernste doch ein sehr heiteres Temperament hatten, waren Freunde des geselligen Verkehrs. So finden wir ihre Zusammenkünfte mit Gastmählern oft in den Gräbern dargestellt und können dabei genau beobachten, wie die gesellschaftlichen Formen sich im neuen Reiche verfeinert haben. Die Gäste sind reich gekleidet und tragen Lotosblumen auf dem Haupte und in den Händen (Bild 123). Auch die Tafeln sind mit Blumen und selbst die Weinbehälter mit Stickereien geschmückt. Man trank bei Tische Wein, auch Dattelwein. Das eigentliche



Bild 123. Damengesellschaft. Wandgemälde aus einem Grabe in Theben. London, Brit. Museum.

Nationalgetränk aber war Haq, ein Gerstenbier, ähnlich dem Buza der heutigen Nubier. Tänzerinnen und Sängerinnen fehlten bei Gelagen nie; auch wurden die Gäste regelmäßig von den Dienern gesalbt und bekränzt. Die gegenseitige Bewunderung des Schmuckes scheint bei Frauenzusammenkünften einen großen Teil der Zeit ausgefüllt zu haben.

Bei den Gelagen tritt häufig Unmäßigkeit hervor. Die Trunksucht muß ein ägyptischer Nationalfehler gewesen sein, und zwar, wie wir aus den Gräberdarstellungen ersehen, auch bei den Frauen, von denen manche das zu viel Genossene wieder von sich geben. Gelegenheit zu solchen Festgelagen boten außer den Familienfesten besonders auch die religiösen Feierlichkeiten. Vor allem berühmt waren die Feste der Isis im Tempel zu Dendera, bei denen der Rausch ebenso geboten zu sein scheint wie bei den Dionysienfeiern unter den Ptolemäern. So sagt eine Inschrift zu Dendera: „Die Leute von Dendera sind trunken von Wein; Blumenkränze ruhen auf ihren Häuptern"; und ähnlich lautet eine Inschrift im Tempel zu Edfu. Ja, in späterer Zeit soll es am Nil sogar ein Fest der Trunkenheit gegeben haben. Trotzdem werden aber Unmäßigkeit und Trunksucht unter den 42 Todsünden genannt, und zahlreiche Papyrusstellen wettern gegen Schlemmer und Säufer.

Herodot erzählt uns, daß man bei den Gastmählern in Ägypten eine hölzerne Mumie umhertrug, wobei deren Träger den Festgenossen die Worte zurief: „Auf diesen blickend trinke und ergötze dich; denn gestorben wirst du ein solcher sein!" Das wäre neben dem Ernste — die Gegensätze berühren sich — auch Leichtsinn. Indessen scheinen solche leichtfertige Sinnsprüche nur in der späten Zeit, als Herodot reiste, am Nil im Schwange gewesen zu sein; aus der besten Zeit wird uns derartiges nicht überliefert. Vielmehr predigt den Ernst des Lebens z. B. das alte sog. Lied des Harfners in folgenden Worten: „Sei eingedenk des Tages, wo du hinfährst zum Lande des Jenseits; nie kehrt einer von dort zurück. Es nützt dir dann nur, daß du gerecht bist und verabscheust jegliche Übertretung."

Die alten Ägypter sind zweifellos auch große Freunde von öffentlichen Vergnügungen und Spielen gewesen. Besonders oft und genau werden uns auf den Bildern die Jagden geschildert, von denen die Vogeljagd mit Stöcken (Bild 124) besonders beliebt gewesen zu sein scheint. Auf leichten Papyrusbooten nahte man vorsichtig einem Schilf oder Gebüsch im Nil, in dem Vögel sich aufhielten. Flogen diese dann auf, so warf man ein Wurfholz (den Bumerang der Australier) zwischen sie. Nicht minder muß das Fischen stets gern geübt worden sein. Mit Gefahren verknüpft war die Jagd auf das Nilpferd und das Krokodil. Ersteres erlegte man mit Harpunen. Selbstverständlich jagte man auch

den Steinbock, die Antilope, die Hyäne, den Schakal, Hasen und Ichneumon. Am aufregendsten war natürlich die seit ältester Zeit von den Pharaonen mit Vorliebe betriebene Wüstenjagd auf Leoparden und Löwen, auf die man Rudel von Hunden, namentlich eine Art großer Windspiele, hetzte. Die Antilope und den Steinbock fing man gerne lebendig und bediente sich dabei oft der bloßen Hand, zuweilen auch eines Lassos. Selten erblickt man auf den Bildern Jäger mit Pfeil und Bogen. Pharao Thutmosis IV. jagte Löwen in der Umgebung von Memphis. Sein Sohn Amenophis III. soll nach einer Skarabäusinschrift (in Bûlâk) innerhalb 10 Jahre 110 Löwen erlegt haben — möglich aber, daß diese Inschrift in ägyptischem Jägerlatein geschrieben ist. — Eine besondere



Bild 124. **Vogeljagd des Chnemhotep.** Wandmalerei. (Nach Lepsius.)

Freude machte es den Ägyptern, sonst nicht als Haustiere verwendete Tiere um sich zu haben, z. B. Löwen und Leoparden, Hyänen und Stachelschweine, Bären und Elefanten, letztere beide Arten aus Syrien. So wird uns berichtet, daß dem König Ramses II. stets ein zahmer Löwe folgte. Man richtete auch namentlich den Leopard und Löwen zum Jagen ab. Beliebte Schoßtiere waren der Affe und die Meerkatze. Großen Gefallen hatte man auch an den Stiergefechten, Ringkämpfen und Schifferstechen. Pharao Thutmosis III. veranstaltete einst auch ein großes Preisschießen mit Speeren. In Dendera fand bei den Festen der Isis u. a. ein Baumklettern mit Preisen statt. Die Gräberbilder von Sakkâra und Benihasan zeigen uns, daß man auch Ball- und Brettspiele hatte, selbst das italienische Moraspiel scheint schon in alter Zeit

bekannt gewesen zu sein. Zu den Unterhaltungen fanden sich regelmäßig auch Possenreißer, Affenführer, Akrobaten usw. ein.

Musik, Gesang und Tanz waren seit alters am Nil beliebt und durften bei keinem Feste fehlen. Die Instrumente, die auf den Bildern erscheinen, sind im alten Reiche Harfe und Flöte; man hatte von der erstern zwei Arten; eine kleinere, 6—7saitige, die im Sitzen, und eine große bis zu 20 Saiten, die im Stehen gespielt wurde (Bild 125). Sehr verbreitet war die Laute (nefer), die mit dem Plektrum geschlagen wurde. Fremden Ursprungs scheint die Leier gewesen zu sein. Die Flöte im alten Reiche ist einfach; erst im neuen erscheint die Doppelflöte. Da erhält auch die Harfe an ihrem untern Teile einen Resonanzboden. Ebenso kommt da eine kleine dreisaitige Harfe auf. Außerdem benutzte man Kastagnetten, Pauken und Trompeten, letztere besonders auch beim Militär. Der Takt wurde bei Musik und Gesang durch Händeklatschen angegeben. Im alten Reiche sangen die Frauen stets ohne, die Männer nur mit Instrumentalbegleitung (Bild 126). Sehr gerne benutzte man Blinde als Sänger. Gesang in Verbindung mit Musik, besonders mit Harfe und Zither, ertönte bei den religiösen wie bei den weltlichen Festen. Das Wort ánini im Papyrus Anastasi IV hängt nach Lauth mit dem arabischen ánieh, d. i. Sängerin, zusammen. In den Gräberbildern von Sakkâra halten die Sänger die eine Hand gegen das Ohr, entweder um die eigne Stimme nicht zu hören, oder um die Anstrengung beim Singen auszugleichen. Das geschieht noch gerade so bei den heutigen Sängern am Nil, wie ich es oft sah. Vielleicht hat, wie das Wort, so auch der Gesang selbst in alter Zeit dem heutigen geglichen, und so hätten wir uns die jetzt noch am Nil übliche Weise, den Gesang mit eigentümlich vibrierender und leiernder Stimme vorzutragen, sehr alt zu denken. Dabei wird für jene alten Zeiten dasselbe gelten, was auch noch heute für die südlichen Völker gilt, daß nämlich die Grenzscheide zwischen Gesang und Deklamation, Melodie und psalmodischem Vortrage nicht streng zu ziehen ist. Dazu würde auch stimmen, daß nach Lauth das koptische Wort *κω* sowohl „sagen" als „singen" bedeutet. Übrigens ist, was die ernstern, besonders die in den Tempeln beim Gottesdienst üblichen, einfachen Gesänge und Melodien betrifft, wohl nicht mit



Bild 125.
Harfenspieler, Malerei von Benihasan.
(Aus der Zeit der VI. Dynastie.)



Bild 126. Ein Sänger, von Flöte und Harfe begleitet. Wandmalerei.

Unrecht darauf aufmerksam gemacht worden, daß vielleicht der Gregorianische Kirchengesang diese alte, einfache Weise erhalten hat. In Bezug auf Musik und Gesang der spätern Zeit ist nicht zu übersehen, was Plato berichtet: es hätten beide in Ägypten nie große Fortschritte gemacht, und die Priester sängen am Isisfeste alljährlich dasselbe Klagelied.

Der Tanz wurde im alten Ägypten, wie auch noch im heutigen, in der Regel von Frauen, selten von Männern aufgeführt und bestand, wie die Bilder in Sakkára zeigen, in der ältern Zeit in einer Art ruhiger rhythmischer Schreitbewegung, bei der man die Arme über dem Kopfe zusammenhielt oder einen Arm in die Hüften stemmte und mit dem andern Luftbewegungen machte. In der spätern Zeit ähneln die Tänze immer mehr den heute noch im Orient üblichen: schnelle Drehungen mit Kastagnettenschlagen und kokette, nicht selten auch obszöne Bewegungen des ganzen Körpers, die dem alten Ägypter ebenso wohlbehagten wie dem heutigen. Rundtänze und gemeinsames Tanzen von Männern und Frauen waren stets unbekannt. Sehr häufig machen die berufsmäßigen Tänze den Eindruck von Seiltänzerleistungen, so die in den thebanischen Gräbern dargestellten. Es zeigen uns die Bilder auch bereits Maskenscherze und Mummereien. Das Volk hing so sehr an theatralischen Aufführungen und am Tanz, daß man in Alexandria noch unter Kaiser Anastasius (um 500 n. Chr.), als das Christentum längst diese heidnischen Lustbarkeiten aus guten Gründen verdrängt hatte, Schauspiele und morgenländische Tänze aufführte.

4. Tod und Begräbnis.

Haben wir das Wesentliche von den religiösen Vorstellungen der alten Ägypter über den Tod und das diesem nachfolgende Weiterleben der Seele auf S. 51 ff berichtet, so möge jetzt noch eine kurze Darstellung der äußern Vorgänge bei Tod und Begräbnis folgen. Sobald der Ägypter gestorben war, begann für die Angehörigen die Zeit der Trauer, deretwegen man Bart und Haupthaare wachsen ließ und weiße Kleider

trug. Die Klagen um den Verstorbenen wurden gleich nach dem Sterben im Hause begonnen und dann von den Verwandten bis zur Einbalsamierung der Leiche fortgesetzt. Die Frauen streuten sich, wie heute noch die Klageweiber, Staub auf Haupt und Kleider und sangen, indem sie in den Händen als Sinnbilder der Auferstehung grüne Zweige trugen, zum Tamburin ihre Klagen. Die Einbalsamierung der Leiche geschah so, daß man zuerst das Gehirn und die Eingeweide aus ihr entfernte, das leere Innere mit Palmwein reinigte und dann mit Drogen, Myrrhen, überhaupt mit gewürzigen und stark duftenden Stoffen und mit Gummi anfüllte. Dann legte man den Körper 70 Tage lang in Natron, worauf er gewaschen und mit Bandagen von Linnen, die mit aufgelöstem Gummi getränkt waren, umwickelt wurde. Diese Weise der Einbalsamierung war sehr kostspielig. Man brauchte für die Leiche eines Reichen gegen 5000 m Stoff. Es wurden erst die einzelnen Finger, dann die ganze Hand und so alle Glieder, endlich der ganze Körper umwickelt. Zwischen den Bandagen pflegte man allerlei Gegenstände einzunesteln, besonders Werkzeuge, die der Verstorbene im Leben gebraucht hatte: beim Schneider die Schere, beim Kaufmann das Maß, bei Kindern ein Spielzeug rc., vor allem aber Nachbildungen des Skarabäuskäfers. Die Eingeweide wurden im neuen Reiche in vier Krügen (Bild 127), deren Deckel Tierköpfe bildeten (gewöhnlich fälschlich Kanopen genannt), abgesondert von dem Körper beigesetzt. An die Stelle des Herzens, dessen Gewicht beim Totengericht über Seligkeit und Verdammung entschied, wurde ein steinerner Skarabäus (vgl. Bild 13, S. 24) gelegt.

Nun folgte die letzte Behandlung des Leichnams. Man legte eine weiche Masse auf den bandagierten Körper, die trocknend wirkte, sich verhärtete und so den Behälter bildete, der unmittelbar auf der Leiche blieb. Dann wurde die Mumie mit symbolischen Figuren bedeckt, das Gesicht bemalt und reiche Verzierungen, oft auch Vergoldungen, angebracht. Häufig wurde auf die Kopfseite der Mumie ein Porträt — das sog. Mumienporträt — aufgeklebt, das die Züge des Toten nicht selten mit überraschend lebendigem Ausdruck wiedergibt. In hellenistischer Zeit wählte man dazu bemalte Stuckmasken oder auf Holzplatten aufgetragene Gemälde, die vielfach schon zu Lebzeiten des Verstorbenen als Zimmerschmuck gedient zu haben scheinen. Die meisten der bis jetzt bekannten Mumienporträts stammen aus dem Fajûm. Auf der Mumie sieht man häufig Sternbilder, als Hinweis darauf, daß die Seele die himmlischen Räume durchwandern mußte. Daher wurde der Körper auch mit gehobenen Armen dargestellt. So ausgestattet, wurde die Mumie

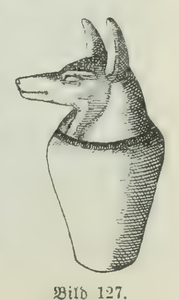


Bild 127.
Sog. Kanopus.

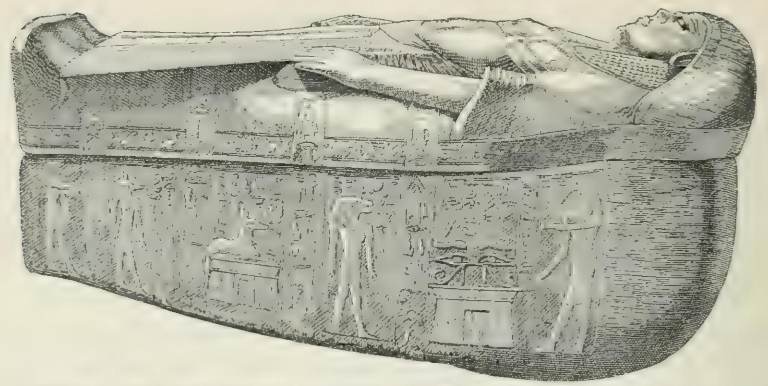


Bild 128. Mumienförmiger Sarg der XIX. Dynastie aus Memphis. Paris, Louvre. (Nach Perrot-Chipiez.)

in den eigentlichen Sarkophag gelegt, der aus Holz oder Stein bestand (Bild 128). In diesen wurde mitgegeben: ein Exemplar des ägyptischen Totenbuchs, ein Paar Schuhe, ein Stab, emaillierte Ringe, Arm- und Halsbänder, Kleinodien, Symbole und Amulette, Götterfiguren, sog. Utahaugen, Skarabäen, endlich eine Menge Statuetten aus Stein oder Holz, sog. Uscheptis, die der Seele Dienste leisten und im freudlosen Jenseits für ihren Herrn arbeiten und reden sollten. Es sei noch besonders darauf hingewiesen, daß die so behandelten Leichen, namentlich die Pharaonenmumien, so trefflich erhalten sind, daß ihre Köpfe noch alle Charaktereigenschaften der Lebenden deutlich erkennen lassen (Bild 129). Die Steinsarkophage des Ägyptischen Museums in Kairo zeigen zum Teil außerordentlich feine und schöne Ziselierungsarbeiten im Innern und im Äußern, was um so bewunderungswürdiger ist, als das Material aus Granit oder dem noch härtern Diorit oder Basalt besteht. Natürlich gab es für die Leichen der Armen ein einfacheres, weniger kostspieliges Verfahren. Das gereinigte und ausgetrocknete Innere der Leiche wurde mit billigen Spezereien angefüllt, der Körper in Natron gelegt, nach 70 Tagen mit gummigetränkter Leinwand umhüllt und endlich in den öffentlichen Grabstätten beigesetzt oder auch einfach im Sande der Wüste verscharrt. Bei den Reichen und Vornehmen

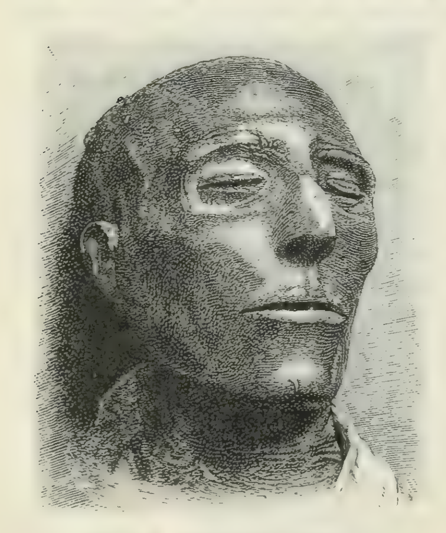


Bild 129. Mumienkopf Sethos' I. (Nach Meyer, Geschichte des alten Ägyptens.)

fand die Überführung der Leiche in die Gruft unter großen Feierlichkeiten statt (Bild 130). Die erhaltenen Bilder zeigen, daß man den Sarkophag entweder auf Wagen bzw. auf Schlitten beförderte oder auf Barken den Nil hinabfuhr. Lotosblumen wurden vorangetragen; auch Früchte und Tiere zu den Totenopfern, Gegenstände, die dem Toten gehörten, selbst seine Möbel, sein Wagen, dann seine Büste mit einem Skarabäus von ungeheurer Größe, goldene Vasen, Waffen, Halsketten usw. waren im Zuge. Es folgten die Götterbilder, von Priestern getragen, voran das Utahauge, dann Körbe mit grünem Laub, die Klageweiber, die Priester mit ihrem Leopardenfell ꝛc. Nun kam der Sarkophag in einem Boote, das auf einem von Ochsen gezogenen Schlitten stand: er





Bild 130. Feierlicher Leichenzug. Kopfleiste einer Handschrift des Totenbuchs. London, Brit. Museum.

war geschmückt mit Lotosblumen und den Bildern der Isis und der Nephthys, den Symbolen des Anfangs und des Endes, der Geburt und des Todes. Den Schluß bildeten die Verwandten und die sonstigen Leidtragenden, mit Halsketten und eigentümlichen kegelförmigen Kopfbedeckungen, in langen weißen Kleidern — alles Zeichen der Trauer. Am Grabe wurden nach der Beisetzung die Gebete gesprochen und die Totenopfer dargebracht, die auch später noch oft erneuert wurden.

Hinzufügen wollen wir noch, daß die erwähnten Symbole: Lotosblumen, Skarabäus und grünes Laub die Unsterblichkeit und die Auferstehung, das Horusauge oder Utahauge die göttliche Unsterblichkeit und Allwissenheit versinnbildlichten, und daß die Einbalsamierung Sitte blieb bis in die christliche Zeit hinein.

Sehr begreiflich ist, daß die Aufsicht über die Gräber einer besondern Polizei anvertraut war, da die mit den Mumien begrabenen Schmucksachen usw. die Diebe anzogen. In der Tat wissen wir, daß man schon zur Zeit des Pharaos Ramses IX. (XX. Dynastie) die Pharaonengräber von Theben plünderte, und daß sogar eine förmliche Diebsgesellschaft bestand, die sich zur Aufgabe gemacht, die thebanischen Gräber ihrer Schätze zu berauben, wobei sogar priesterliche Personen mitwirkten. Diese Grabdiebe des Altertums haben ihr Handwerk so gründlich betrieben, und die Perser haben später so gewissenhaft nachgeholfen, daß es in Theben sowohl wie in Memphis eine große Seltenheit ist, ein noch unberührtes Grab zu finden.

Im Vorstehenden haben wir in der Hauptsache alles, was wir von der Kultur des alten Ägyptens wissen, besprochen. Überblicken wir das Mitgeteilte noch einmal, so befällt uns Staunen und Niedergeschlagenheit zugleich. Wir staunen über diese älteste Kultur der Menschheit, die sich uns so erhaben darstellt, daß wir sagen müssen: die Kulturfortschritte, welche die Menschen seit jenen ältesten Zeiten gemacht haben, sind trotz Dampfmaschinen, Elektrizität, modernen Verkehrsmitteln 2c. verhältnismäßig gering. Und Niedergeschlagenheit bemächtigt sich unser, wenn wir bedenken, wie diese reiche Kultur so ganz in nichts zerfallen ist. Wird es möglich sein, daß dort am Nil nach all dem Greuel der Paschawirtschaft noch einmal neues Leben aus den Ruinen blüht? Das Christentum wurde freilich rasch und lebhaft von den Nilanwohnern aufgegriffen. Aber ehe es seine herrlichsten Blüten in dem alten Pharaonenlande voll entfalten konnte, wurde es in seiner neugestaltenden Wirksamkeit gehemmt durch die beiden alten Grundfehler der Ägypter: die Selbstüberhebung und den Starrsinn. Diese waren es auch, die das Volk in den religiös-politischen Fehden dem im frischen Fanatismus andringenden Islam in die Arme trieben; damit war aber der Untergang der letzten Reste der ehrwürdigen, ältesten Kultur der Menschengeschichte unabwendbar geworden. Wer heute Ägypten besucht, der begreift des Apulejus prophetisch klingendes Wort: „O Ägypten, Ägypten! von deinem Glauben werden nur Fabeln übrig sein . . . und von deinen Taten werden nur Worte in Stein gemeißelt reden, und im Ägypterlande wird ein roher Nachbar seinen Wohnsitz haben.“



Bild 131. Fellachendorf bei Kairo.

Zweiter Teil.

Das heutige Ägypten.

1. Geschichtlicher Überblick von Alexander d. Gr. bis zur Gegenwart.

Es sei vorausbemerkt, daß während all der Fremdherrschaften, die Ägypten von den Libyern bis zu den Römern zu ertragen hatte, die ägyptische Priesterschaft die Vorstellung lebendig erhielt, daß das alte Pharaonenreich selbständig fortbestehe. Noch 250 n. Chr. wird der römische Kaiser Decius in einer hieroglyphischen Inschrift als Pharao bezeichnet. — Unter der griechischen Herrschaft im Niltal war Alexandria, die Gründung des großen Alexanders, die Hauptstadt Ägyptens geworden; die Zeiten von Memphis und Theben waren für immer dahin. Eigentliches ägyptisches Gepräge hat aber Alexandria nie gehabt: es war eine wesentlich griechische Stadt, die besonders durch griechische Wissenschaft und Kunst sowie durch den Handel in kurzer Zeit zu so hoher Blüte gelangte, daß sie einer ganzen Periode der Kulturgeschichte den Namen gab.

Der große Alexander war der erste Eroberer, der den weisen Grundsatz aufstellte: ein erobertes Land werde am besten nach einheimischem Rechte und nach den alten Landesgewohnheiten regiert. So geschah es, daß unter ihm und seinen Nachfolgern Ägypten seinen Charakter und seine Einrichtungen zum Segen des Reiches im wesentlichen beibehielt.

Nach Alexanders Tod wurde Ägypten bei der Aufteilung des mazedonischen Weltreiches die Satrapie des Ptolemäus I. Soter

(323—285)[1], der den Grund zu dem weltberühmten Museum in Alexandria legte, das bald die erste Hochschule jener Zeit und der Sammelplatz der berühmtesten Gelehrten der Welt wurde. Hier lehrten nacheinander der Mathematiker Euklid, der Philolog Eratosthenes, der Physiker Heron, der Erfinder des Heronsballes, der Astronom Timocharis, der das erste Fixsterneverzeichnis zusammenstellte, Konon, der Lehrer des berühmten Archimedes. Ebenso gehörten zu den alexandrinischen Gelehrten der Erfinder des Dilemma, der Rhetor Diodorus Kronus, und der Anatom Herophilus, aus dessen Schriften später der berühmte Galenus schöpfte, dessen anatomische Ansichten bis ins 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Geltung blieben. Hier lebten auch die Maler Apelles und Antiphilus. Von Kunstzweigen, die damals blühten, seien genannt die Bearbeitung des Bernsteins, die hochberühmten Webereien und die Herstellung der Gemmen, die zu den feinstgeschnittenen aller Zeiten gehören.

Ptolemäus II. Philadelphus (285—247) erweiterte das Reich durch Eroberung Phöniziens, Cölesyriens und der Südküste von Kleinasien. Auch ließ er die berühmte Bibliothek des Museums systematisch ordnen: sie zählte damals nicht weniger als 400 000 Papyrusrollen, die alles enthielten, was ägyptische Wissenschaft an Geistesschätzen gesammelt hatte; später soll sie auf 900 000 Bände vermehrt worden sein. An der Spitze dieser Bibliothek stand Demetrius Phalereus, den Cicero den größten Meister der Beredsamkeit nannte. Unvergängliches Verdienst erwarben sich die Bibliothekare Zenodotus, Kallimachus, Eratosthenes, Aristophanes, Aristarchus durch die Sammlung von Handschriften und deren Ordnung (Kataloge), sowie durch die kritische Behandlung der Texte, besonders für Homer und die Tragiker (Alexandrinische Schule). Damals schufen alexandrinische Gelehrte auch die griechische Übersetzung des Alten Testamentes, die sog. Septuaginta. Unter den ersten Ptolemäern wurde auch das Serapeum, das Heiligtum des Osiris-Apis (Serapis), gegründet, das bald ebenfalls zu einem Mittelpunkt der Gelehrsamkeit mit einer 300 000 Bände zählenden Bibliothek wurde; es ward 389 n. Chr. von dem Patriarchen Theophilus zerstört. Zu erwähnen ist hier auch, daß Ptolemäus II. dem ägyptischen Priester Manetho (vgl. S. 70) in Heliopolis den Auftrag gab, in griechischer Sprache eine Geschichte Ägyptens zu schreiben.

Unter Ptolemäus III. Euergetes, d. h. „Wohltäter" (247—221), erreichte Ägypten den Höhepunkt äußerer Macht durch Eroberung des Seleucidenreiches; auch Wissenschaft und Kunst wurden gefördert. —

[1] Vgl. Mahaffy, A History of Egypt under the Ptolemaic Dynasty, London 1899.

Etwa in dieser Zeit begannen in Alexandria die Verfolgungen der dort immer sehr zahlreichen Juden[1], die auch unter den römischen Kaisern, namentlich unter Caligula, Nero, Vespasian und Trajan, in dieser Stadt viel zu leiden hatten.

Schon unter seinem Sohne Ptolemäus IV. Philopator (221—205) begann das Reich zu sinken. Unter Ptolemäus V. Epiphanes (205—181) gingen die auswärtigen Provinzen verloren. Es begann der Einfluß der mächtigen Römer, die sich in die unaufhörlichen Familienstreitigkeiten der Ptolemäer (man zählt deren 16) mischten, bis der römische Senat und in seinem Auftrage der berühmte Pompejus Vormund der Kleopatra (51—30), der letzten Herrscherin aus ptolemäischem Geschlechte, wurde. Bekannt ist, wie das schöne, schwelgerische Weib, nachdem Pompejus (52 v. Chr.) ermordet war, erst Cäsar (47 v. Chr.) umstrickte, dann den Antonius (42—30 v. Chr.), so daß dieser Vaterland und Pflicht an der Seite des verführerischen Weibes vergaß. Eine Vorstellung von Kleopatras wahnsinniger Verschwendung gibt die bekannte Überlieferung, daß sie echte Perlen von unnennbarem Werte in Wein auflöste, um diesem einen pikanten Geschmack zu geben, und daß ihr Speisesaal eine Elle hoch mit Rosenblättern bedeckt war. — Aber nicht lange währte diese sinnlose Schwelgerei des Paares: Antonius wurde von dem römischen Senate für einen „Feind des Vaterlandes" erklärt; Oktavian zog gegen ihn und besiegte ihn in der Schlacht bei Aktium im Jahre 31 v. Chr. Antonius und Kleopatra endeten durch Selbstmord (30 v. Chr.); Ägypten wurde römische Provinz.

An diese letzte Ptolemäerin erinnerte in Alexandria fast zwei Jahrtausende noch der 19 v. Chr. aus Heliopolis herübergebrachte, „Nadel der Kleopatra" genannte Obelisk aus der Zeit Thutmosis' III., ein 21,6 m hoher Monolith aus rötlichem Granit von Assuân, der bis 1880 hart am Meere (beim heutigen Bahnhof für Ramle) stand und dann nach Neuyork verpflanzt wurde.

Unter den römischen Präfekten (30 v. Chr. bis 395 n. Chr.)[2] wurde die Verwaltung des Landes mit der den Römern eignen Meisterschaft eingerichtet: durch Hebung der Bodenkultur, Verbesserung der Kanäle usw. wurde das Nilland bald die Fruchtkammer Roms und Italiens. Wohl war im Kriege mit Cäsar (48—47) die berühmte Bibliothek Alexandrias ein Raub der Flammen geworden, aber statt ihrer wurde durch Antonius die aus 200000 Rollen bestehende Sammlung aus der pergamenischen Erbschaft Roms im Museum aufgestellt, und

[1] Vgl. A. Bludau, Juden und Judenverfolgungen im alten Alexandria, Münster i. W. 1906.

[2] Vgl. J. G. Milne, A History of Egypt under Roman Rule, London 1898.

letzteres behauptete wieder seinen Vorrang. Von neuem ward Alexandria der Sammelplatz der Gelehrten, unter denen sich Männer finden wie Athenäus, der in seinen „Tischgesprächen der Gelehrten" ein Gemälde des sozialen Lebens der Alexanderstadt entwarf, und der Satiriker Lucian; ferner Appian und der berühmte Astronom Ptolemäus, dessen Weltsystem über ein Jahrtausend allgemeine Gültigkeit behielt. Die Römer schonten anfangs auch die ägyptische Religion, bauten sogar Tempel im Nillande, z. B. unter Augustus das Heiligtum der Isis zu Dendera, wo sie auch den von den letzten Ptolemäern begonnenen, trefflich erhaltenen Hathortempel vollendeten. Unter Kaiser Nero wurde Ägypten Handelsstation zwischen Indien, Arabien und Rom. Kaiser Trajan vollendete den Kanal zwischen dem Nil und dem Roten Meere, durch den noch bis ins 6. Jahrhundert n. Chr. die Handelsschiffe ihren Weg nach dem Osten nahmen. Heute erinnert an die römische Herrschaft über das Niltal noch die 26,85 m hohe sog. Pompejussäule (Bild 132) in Alexandria, die der Statthalter Posidonius wahrscheinlich nach 302 n. Chr. dem Kaiser Diokletian zu Ehren an der Stelle des Serapeums errichten ließ (sie wurde nach



Bild 132. **Pompejussäule in Alexandria.**

Pompejus d. Gr. benannt, weil man dessen Grab im Mittelalter unter ihr vermutete).

Mittlerweile aber war bereits eine neue, geistige Weltmacht im Niltale aufgetreten: das Christentum, dessen Entwicklung in Ägypten im letzten Kapitel dieses Buches geschildert werden soll. Hier sei im Zusammenhange nur bemerkt, daß schon unter Kaiser Hadrian (117—138), der das Nilland zweimal besuchte und im Museum zu Alexandria Disputationen veranstaltete, die christliche Gemeinde der ägyptischen Hauptstadt stark hervortrat; unter Mark Aurel (161—180), der die Vorlesungen der ägyptischen Gelehrten besuchte, war Alexandria schon Patriarchalsitz; unter Commodus (180—192) wurde hier die berühmte Katechetenschule gegründet; unter Septimius Severus (193—211), der bei einem Besuche in Alexandria (199) den Bürgern eine Munizipalverfassung gab, war das ganze Delta mit Christengemeinden übersät. Caracalla (211—217) richtete aus Rache für die Schmähungen der Alexandriner ein großes Blutbad an und hob die Akademie auf. Unter Konstantin d. Gr. (324—337) atmete das Land nach den vorangegangenen Christenverfolgungen wieder auf und erhielt eine neue Verwaltung (es wurde Diözese mit sechs Provinzen). Die Versuche der alexandrinischen Wissenschaft, im sog. Neuplatonismus, der die christlichen neuen Ideen in die heidnischen Systeme eingliedern wollte, gegen die Religion des Erlösers anzukämpfen, waren erfolglos. Durch das Edikt des Kaisers Theodosius (379—395) erhielt das Heidentum den Todesstoß: im Serapeum wurde das Bild des Gottes zertrümmert. Das Christentum wurde die Staatsreligion.

Bei der Teilung des Reiches (395) durch Theodosius kam Ägypten unter die byzantinische Herrschaft. Es traten nun immer mehr die dogmatischen Streitigkeiten der Christen in den Vordergrund. Den Hauptwiderspruch fanden die Arianer, deren größter Gegner der alexandrinische Erzbischof Athanasius war; dann wurden die Eutychianer oder Monophysiten bekämpft, gegen die der Patriarch von Alexandria, Theophilus, auftrat. Leider aber hielt die große Menge der Ägypter an der durch das Konzil von Chalcedon im Jahre 451 verurteilten Irrlehre der Monophysiten fest; diese nannten sich vorzugsweise die Ägypter, Gypten, woraus „Kopten“ (arab. Kopt, richtiger Kibt, von koptisch Gyptios) wurde; die Rechtgläubigen aber wurden, weil von der griechisch-römischen Herrschaft unterstützt, Melkiten, d. i. „Königliche“, genannt. Der lange, wesentlich politische Streit aber zwischen Kopten und Melkiten (Näheres im letzten Kapitel des Buches) wurde verhängnisvoll für Ägypten, das ohnehin schon infolge wiederholter Einfälle der Blemmyer im Süden und der durch diese verursachten Zerstörung seines

arabischen Handels, sowie später durch das Aussaugungssystem der byzantinischen Kaiser und deren Statthalter schwere Einbuße erlitten hatte. Als Kaiser Justinian (527—565), der dem Lande durch neue Verwaltungsmaßregeln aufzuhelfen suchte, einen griechisch-orthodoxen Patriarchen in Alexandria einsetzte, fielen die monophysitischen Christen, die sog. Kopten, im Jahre 551 n. Chr. ab.

Ihr Haß gegen die byzantinische Herrschaft war so groß geworden, daß sie die Heere des 638 in Ägypten einbrechenden Islams[1] freundlich aufnahmen, ja diese vielleicht selbst in das Land riefen und dadurch sich in namenloses Elend stürzten, die Reste der ägyptischen Kultur aber der Vernichtung durch die islamischen Araber auslieferten. Im Dezember 641 fiel Alexandria Amru, dem Feldherrn des Kalifen Omar, in die Hände; bald folgte das südlicher gelegene alte Kastell Babylon, neben dem Fostât („Alt-Kairo") als neue (muselmännische) Hauptstadt gegründet wurde. Ägypten war eine Provinz des Kalifenreiches und wurde in den ersten Jahrhunderten verhältnismäßig gut von eignen Statthaltern verwaltet, während der Kalif in Bagdad residierte. Es folgten einander die Dynastien der Omaijaden (658—750) und Abbasiden (750 bis 868)[2]. Von den Herrschern der letztern war Mamûn (813—833), der Sohn des großen Harûn ar-Raschîd, ein Begünstiger der Wissenschaften (Philosophie, Mathematik, Naturforschung); er legte auch die nachmals so berühmte Gelehrtenschule in Fostât an.

Im Jahre 868 bemächtigte sich der Statthalter Ibn Tulûn des Kalifats im Nillande und gründete die Dynastie der Tuluniden (868—905), die prunk- und kunstliebend die Residenz Fostât mit Prachtbauten maurischen Stils zu schmücken und sie zu vergrößern begann. Ibn Tulûn ist der Erbauer der herrlichen nach ihm benannten Moschee (Bild 133), die noch heute eine Hauptsehenswürdigkeit von Kairo ist. Über seine Christenverfolgungen vgl. das Kapitel „Geschichte des Christentums in Ägypten". — 905—969 errangen sich die Abbasiden noch einmal den Thron, wurden dann aber von den Fâtimiden (969—1171) abgelöst. Mit diesen begann die lange Reihe der selbständigen Herrscher, denen erst die Osmanen (1517) ein Ende machten. Unter Muizz, dem ersten Fâtimiden, wurde die neue Hauptstadt Kairo[3] gegründet und mit präch-

---

[1] Vgl. Lane-Poole, History of Egypt in the Middle Ages, London 1901; Becker, Beiträge zur Geschichte Ägyptens unter dem Islam, Straßburg 1903; Reitemeyer, Beschreibung Ägyptens im Mittelalter, Leipzig 1903.

[2] Vgl. Weil, Geschichte des Abbasîdenkalifats in Ägypten, 2 Bde, Stuttgart 1860—1862.

[3] Vgl. Lane-Poole, Mediaeval Towns: the Story of Cairo, London 1902; Franz-Pascha, Kairo, Leipzig 1903.

tigen Bauten ausgeschmückt, zu denen man freilich das Baumaterial leider den Ruinenstätten von Memphis und Heliopolis entnahm. Das gleiche taten Muizz' Nachfolger, von denen Aziz die Azhar-Moschee und die mit dieser verbundene islamische Hochschule erbaute. So verschwanden die großartigen Reste der genannten beiden Städte nach und nach, so daß heute fast keine Spur mehr von ihnen vorhanden ist. Vielfache Seuchen verheerten in dieser Zeit das Land, das allmählich zerfiel, so daß schließlich, als die Kreuzfahrer unter Guido von Lusignan nach Ägypten kamen, der letzte fâtimidische Kalif Âdid den Sultan Nûrreddin von Aleppo zu Hilfe rufen mußte, dessen Feldherr Saladin (Saláheddin), der



Bild 133. Hof der Moschee Ibn Tulûn mit Brunnenbau in Kairo.

Sohn Eijûbs, schließlich im Jahre 1171 sich auf den Thron schwang und die Dynastie der Eijubiden (1171—1250) gründete. Dieser Saladin drängte die Nubier, die vom Süden vorrückten, zurück und eroberte Syrien und Palästina. Er schlug die Christen bei Hittîn 1187, wodurch das christliche Reich in Palästina vernichtet wurde, und vereitelte die Erfolge des dritten Kreuzzuges unter Kaiser Barbarossa. Seine Regierung bildet den Glanzpunkt der mittelalterlichen Geschichte Kairos, das unter Saladin auch seine Zitadelle (Bild 135, S. 205) am Fuße des Mokattamgebirges und die alte Wasserleitung erhielt. Unter Saladins Nachfolgern gewann in Ägypten bald die aus türkischen und kaukasischen Sklaven rekrutierte Leibwache, die sog. Mamluken (= Kaufsklaven), die Oberhand; sie

ermordeten 1250 den letzten Eijubiden Tûrânschâh und setzten einen aus ihrer Mitte, den Aibek, auf den Thron, den sie durch zwei Dynastien, die bahritische[1] (bis 1380) und die tscherkessische oder borgitische, bis zum Jahre 1517 behaupteten. — Jetzt traten immer mehr Verfolgungen der Kopten, Aussaugungen der Bauern und Vernichtung aller Rechte und Gesetze in den Vordergrund; zudem wüteten fast unaufhörlich Seuchen. Von den bahritischen Mamluken war einer der tüchtigsten Bibars (1260—1277), der die letzten Reste des Königreichs Jerusalem zertrümmerte. Sein Nachfolger Kalâûn (1277—1290) führte Krieg gegen die Mongolen und eroberte Tripolis; Chalil nahm den Christen die letzte Besitzung im Heiligen Lande, Accon, weg (1291); der kunstliebende Hassan (1347—1361) erbaute die nach ihm benannte bedeutendste Moschee Kairos (Bild 162). — Von den tscherkessischen Sultanen eroberte Bars Bai (1422—1438) die Insel Cypern. Im übrigen ist von allen diesen Mamlukensultanen nicht viel Rühmliches zu sagen: das Elend islamischer Paschawirtschaft beginnt unter ihnen immer mehr sich zu zeigen. Ihre Regierungen sind angefüllt mit Kämpfen gegen die aufrührerischen Emire, die Statthalter der Provinzen, so zwar, daß es eine Ausnahme ist, wenn einer dieser Sultane eines natürlichen Todes stirbt. Ein entsetzlicher Steuerdruck vernichtete den Wohlstand im Innern, und die unerhört hohen Zollauflagen drückten den ägyptischen Handel. Von diesen tscherkessischen Sultanen wurden die meisten der herrlichen „Kalifengräber" (Bild 134) bei Kairo erbaut, so die Grabmoscheen des Barkûk, Farag, Bars Bai, Käït Bai usw.

Auch nach dem Siege des türkischen Sultans Selim I. bei Aleppo über die Mamluken im Jahre 1517 behielten 24 Mamlukenbeys die tatsächliche Herrschaft über Ägypten, und eine Zeit der grauenvollsten Tyrannenwirtschaft führte unaufhaltsam den Ruin des Landes herbei. Die Nilkanäle wurden vernachlässigt und verschlammten, und das System der Steuererpressung, die fast unvermeidliche Beigabe zu einem türkischen Paschalik, machte die Ägypter zu Bettlern. Dazu kam, daß infolge der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien durch Umschiffung des Kaps der guten Hoffnung der ägyptische Handel einen vernichtenden Schlag empfing. So darf es uns nicht wundern, daß zu der Zeit, als Napoleon Bonaparte nach Ägypten kam (1798), das einst herrlich blühende Alexandria nur noch ein Dorf mit etwa 5000 Einwohnern und nach der Schilderung (1783) des Augenzeugen Volney die Lage

[1] Benannt nach dem arabischen Wort bahr = Fluß, d. i. der Nil, an dem auf der Insel Rôda ihre Kasernen lagen. Vgl. Paton, History of Egyptian Revolution from the Period of the Mamalukes to the Death of Mohammed Ali², 2 Bde. London 1870.

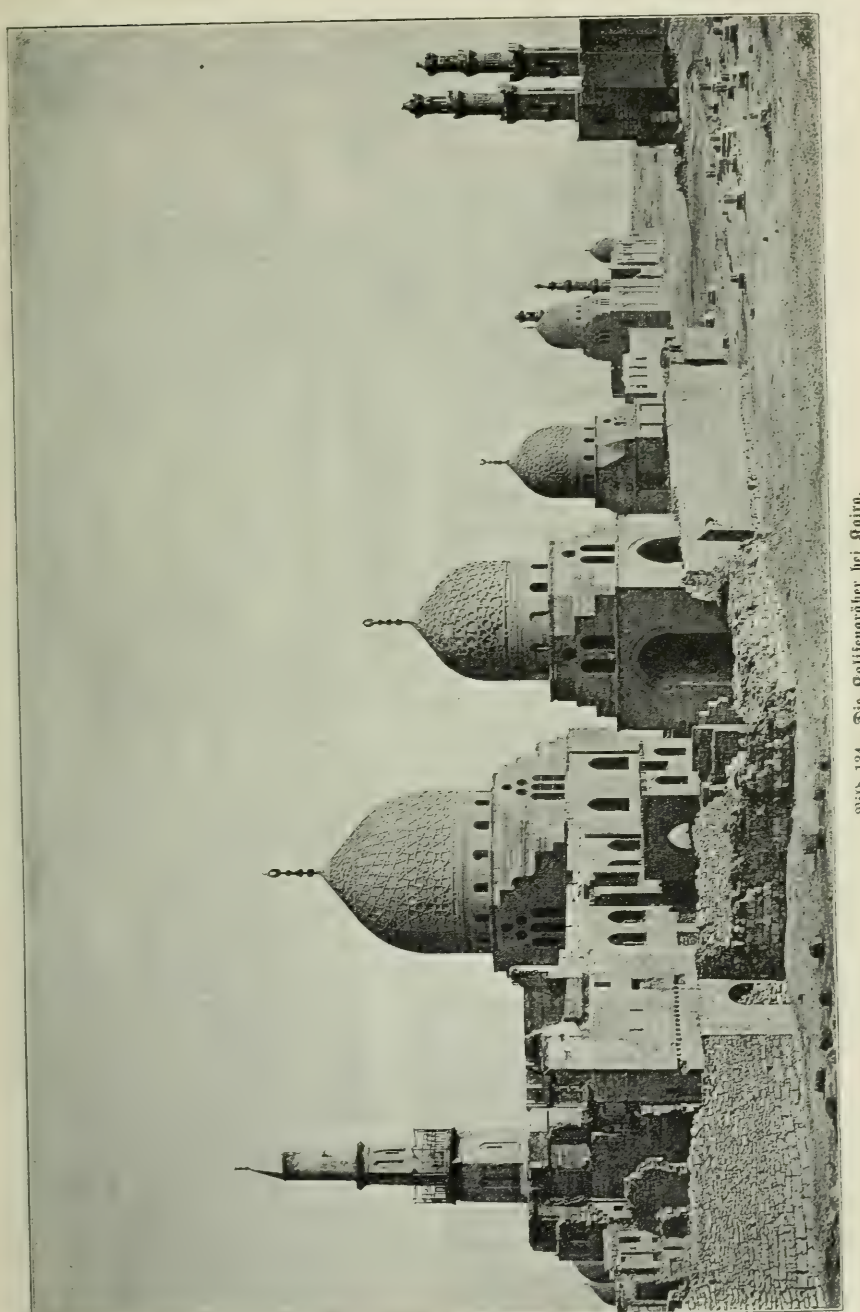


Bild 134. Die Kalifengräber bei Kairo.

des Bauernstandes eine trostlose war: fast alles Grundeigentum in den Händen der Mamlukenbeys, die Bauern Tagelöhner, die Einfälle der Beduinen eine stehende Plage — Sklaverei und Tyrannei überall. Damals sind auch die edelsten Bauten der Kalifenzeit in Kairo zu Ruinen geworden: die türkischen Mamlukenbeys genießen den traurigen Ruhm, die Totengräber der alten Herrlichkeit zu sein.

Das während des Mittelalters schier vergessene Ägypten wurde erst in der neuern Zeit wieder Gegenstand der Aufmerksamkeit Europas. Man blieb indes bei Vorschlägen und Plänen stehen. Was aber bereits im 16. Jahrhundert der Portugiese Albuquerque und der Venetianer Marino Sanudo, im 17. Jahrhundert der große Leibniz zur Bekämpfung des Islams vorgeschlagen hatte, nämlich die Eroberung Ägyptens, das führte — freilich aus andern Beweggründen — der französische General Bonaparte aus. Um den ostindischen Handel Englands zu schädigen und für die Franzosen die Herrschaft über das Mittelmeer zu gewinnen, landete er am 1. Juli 1798 zu Alexandria. Am nächsten Tage nahm er die Stadt im Sturm, schlug am 21. Juli in der sog. Pyramidenschlacht das Heer der vereinigten 23 Mamlukenbeys und zog am 22. Juli als Sieger in Kairo ein. Der Seesieg der Engländer aber bei Abukir am 1. August desselben Jahres, ein Aufstand in Kairo und der unglückliche Verlauf seines syrischen Feldzuges zwangen ihn, schon am 24. August 1799 nach Europa zurückzukehren. Nach der Ermordung seines Nachfolgers, des Generals Kleber, und der Kapitulation des Generals Menou mußten die Franzosen im September 1801 Ägypten räumen. Doch blieben die wissenschaftlichen Eroberungen der französischen Gelehrten, die mit Napoleon an den Nil gekommen waren, unverloren: Männer wie Berthollet, Conté, Jallois, Jomard, Coutelle, Laurent, Champollion u. a. veröffentlichten von 1809 bis 1813 die Ergebnisse ihrer Forschungen und Entdeckungen im Niltale in 26 Bänden, denen 12 Bände Kupferzeichnungen beigegeben wurden. „Geweckt vom Donner der französischen Kanonen, erhoben sich die Kultur und Geschichte des Niltals aus tiefem, tausendjährigem Schlummer"; vom Einrücken Napoleons datiert das Wiedererstehen Ägyptens.

Den Thron jedoch bestieg der als Befehlshaber eines türkischen Hilfskorps im Jahre 1800 vom Sultan an den Nil gesandte Mohammed Ali[1], ein Rumelier von niederer Herkunft, aber von ungewöhnlichem organisatorischem Genie. Nachdem er im Kampfe zwischen Türken und Mamluken eine zweideutige, zuwartende Stellung eingenommen hatte, ließ er sich im günstigen Zeitpunkte von den Soldaten zum Pascha ausrufen,

[1] Vgl. Rosen, Geschichte der Türkei 1826—1856, 2 Teile, Leipzig 1866.

erlangte die Bestätigung der Pforte und nahm am 3. August 1805 die Zitadelle von Kairo in Besitz. Den englischen Truppen, die Alexandria und Rosette besetzt hielten, um die Konsolidierung der Verhältnisse in Ägypten zu verhindern, brachte er zwei schwere Niederlagen bei und zwang sie 1807, Ägypten zu verlassen. Der größten Gefahr für seine Herrschaft, der Mamluken, die er wiederholt besiegt und schon 1805 in Kairo in guter Zahl hatte niedermetzeln lassen, entledigte er sich auf echt orientalische Weise. Unter dem Vorwande, mit ihnen beraten zu wollen, lud er 480 Mamlukenbeys am 1. März 1811 auf die Zitadelle und ließ sie dort in der engen Gasse, die zur Stadt hinabführt, von seinen albanesischen Truppen überfallen und ermorden. Nur einer soll durch einen kühnen Sprung mit seinem Rosse die etwa 24 m hohe Wallmauer der Zitadelle hinab entkommen sein. Am gleichen Tage ließ er in allen Provinzen des Landes durch die Behörden sämtliche Mamluken gefangen nehmen und niederstoßen; an 1100 sollen damals in wenigen Tagen niedergemetzelt worden sein. So gründete Mohammed Ali die jetzt noch in Ägypten regierende Dynastie[1], indem er durch Ströme von Menschenblut zu dem Throne watete, den er dann von 1811 bis 1849 innehatte. Und doch darf man ihm trotz dieser ungeheuern Blutschuld das Lob nicht vorenthalten, daß er der bedeutendste Herrscher war, den der Orient seit langer Zeit hervorgebracht hatte. Gestatteten es ihm trotz aller seiner Siege und Erfolge die Umstände auch nicht, den von ihm erstrebten Grad persönlicher Machtstellung zu erreichen — man kann in der Tragik seines Lebens die Vergeltung für das grausam vergossene Blut sehen —, so ist Ägypten doch unter seiner Regierung von Grund aus umgestaltet und geordnet worden. Alle Verwaltungszweige wurden verjüngt, die wirtschaftliche Besserung des Landes angestrebt, die Volksbildung durch Gründung zahlreicher Bildungsanstalten und Fachschulen gehoben, Handel und Industrie verbessert und erweitert, z. B. durch den Bau des Mahmûdîje-Kanals und durch Einführung der Baumwollenkultur. Hat sich Mohammed Ali bei seinem großen Reformwerk auch vielfach von reindynastischen Rücksichten leiten lassen und sich mit großer Härte vieler Mittel bedient, die vom europäischen Standpunkt aus direkt verwerflich sind, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er Ägypten zu dem bestverwalteten Lande des gesamten Orients umgeschaffen hat. Bedenkt man die völlige Indolenz des Volkes, das aus der Versumpfung der Mamlukenwirtschaft aufzurütteln war, und das ungeheure Chaos, in dem das unglückliche Land in jeder Hinsicht steckte; bedenkt man ferner, daß Mohammed Ali

[1] Vgl. Cameron, Egypt in the 19th Century, London 1898; Dicey, Story of the Khedivate, London 1906; v. Grünau, Die staats- und völkerrechtliche Stellung Ägyptens, Leipzig 1903.

zur Zeit, wo er ein ganz neues Staatswesen hervorzauberte, Kriege für die Pforte zu führen und um seine eigne Existenz auf Tod und Leben zu kämpfen hatte, so kann man seinem Lebenswerk die Bewunderung nicht wohl versagen. Wie heute die von ihm erbaute herrliche Alabastermoschee auf der Zitadelle (Bild 135) mit ihren beiden überschlanken Minaretten dem modernen Kairo sein charakteristisches Gepräge gibt, so ist auch der Stempel, den er dem ganzen Lande aufgedrückt hat, noch gegenwärtig unverkennbar. Am meisten wird ihm von allen seinen Neuerungen das Monopolsystem verargt, wonach aller Ertrag des Bodens ausschließlich an die Regierung verkauft und von dieser auf den Weltmarkt gebracht wurde. Doch verliert auch diese Einrichtung viel von dem ihr tatsächlich anhaftenden Anstößigen, wenn man die vollkommene Unreife der damaligen Ägypter bedenkt. Bedauerlich bleibt nur, daß dieses System auch dann beibehalten wurde, als es nicht mehr nötig war. Alles in allem kann man sagen, daß Mohammed Ali in der spätern Zeit ebenso ungerecht herabgezogen worden ist, wie er bei Lebzeiten in Europa mit übermäßiger Begeisterung gefeiert wurde.

Von den äußern Geschehnissen in seiner Regierung sei noch kurz folgendes angeführt. Sein Ansehen in der mohammedanischen Welt zu steigern, fand Mohammed Ali Gelegenheit in dem Feldzuge gegen die Wahhabiten, den er im Auftrage der Pforte unternahm. Diese mohammedanische Sekte, die sich in der Mitte des 18. Jahrhunderts gebildet hatte und auf puritanische Erneuerung der Lehren und Gewohnheiten der Zeit des Propheten drängte, hatte in kriegerischer Weise allmählich ganz Arabien unterjocht, selbst Mekka und Medina erobert und die Gräber Mohammeds und der ersten beiden Kalifen zerstört. Durch seinen jüngern Sohn Tusûn und dann durch seinen Adoptivsohn Ibrâhîm-Pascha, den größten Feldherrn der Dynastie, bezwang er die gewalttätige Sekte. Nachdem er sodann eine Armee aus einheimischen Fellachen an Stelle der bisherigen türkischen und ausländischen Soldaten gebildet, ließ er im Griechisch-türkischen Kriege durch Ibrâhîm den Griechen 1825 die Halbinsel Morea entreißen, ein Erfolg, der aber nach der von seiten der vereinigten Flotte der Russen, Engländer und Franzosen erlittenen vollständigen Niederlage bei Navarin 1827 wieder verloren ging. In dem später zur Erlangung der Unabhängigkeit von der Pforte geführten Türkenkriege drang derselbe Ibrâhîm allerdings bis nach Kleinasien vor, besiegte auch 1839 das türkische Heer bei Nisibis, aber die erstrebte Unabhängigkeit vereitelte ihm das Dazwischentreten der europäischen Mächte. Ein englisch-österreichisches Heer schlug seine heimkehrenden Krieger im Libanon, und eine englische Flotte zwang Mohammed Ali vor Alexandria, sich der Pforte wieder zu unterwerfen, von der er 1841



Bild 135. Zitadelle mit der sog. Alabastermoschee in Kairo.
Links oben die englischen Kasernen. Im Vordergrunde ein arabischer Friedhof.

nur die Erblichkeit der Thronfolge für das älteste Mitglied der Familie erhielt; der an den Türkensultan zu zahlende Tribut wurde auf jährlich 60000 Beutel (= 6240000 Mark) festgesetzt. So sah sich Mohammed Ali am Ende seines Lebens um die eigentliche Frucht seiner Kämpfe betrogen. Sein Geist sank allmählich in völlige Umnachtung; hatte er schon seit 1844 seine Söhne an der Regierung teilnehmen lassen, so mußte 1848 Ibrâhim völlig die Regentschaft übertragen werden. Doch starb dieser schon im gleichen Jahre; Mohammed Ali aber verschied am 2. August 1849 auf seinem Schlosse in Schubra (5 km nördlich von Kairo).

Sein Enkel (Tusûns Sohn) und Nachfolger Abbâs I. (1849—1854) war ein mißtrauischer, grausamer Wollüstling, der keine andere Aufgabe zu kennen schien, als das von Mohammed Ali Aufgerichtete wieder zu zerstören: er schloß die von jenem eingerichteten Schulen und löste die neugebildete Armee auf; sorgte aber für tüchtige Beamte, die er vielfach den Engländern entnahm, und milderte auch den Steuerdruck. Ehe er seinen Plan, sämtliche Mitglieder seines Hauses zu töten, ausführen konnte, fiel er durch Meuchelmord.

Ihm folgte Said (1854—1863), der vierte Sohn Mohammed Alis. Ihm verdankt Ägypten besonders die Reinigung des großen Mahmûdije-Kanals, die Aufhebung der berüchtigten Monopole Mohammed Alis, die Eisenbahn von Alexandria nach Kairo und nach Suês[1], endlich die Förderung des Suêskanal-Planes. Ganz europäisch erzogen, öffnete er den Europäern in weitem Umfange das Land und richtete eine glänzende Hofhaltung ein, die Unsummen verschlang und seinem Nachfolger verhängnisvoll werden sollte. Auch gründete er 1857 das Ägyptische Museum in Bûlâk unter Mariettes Direktion (1889 nach Gize übertragen, seit 1902 in einem neuen Palaste in Kairo untergebracht). Geradezu tolle Spielereien trieb er mit dem Militär, das nur zu seinem Privatvergnügen und zu pomphaften Aufzügen bestimmt zu sein schien. Sein Ende war traurig: während seiner letzten Krankheit wurde er fast von seiner gesamten Umgebung verlassen, die sich bereits bei dem kommenden Manne angenehm zu machen suchte. So starb Said einsam bei Alexandria und wurde ohne jeden Prunk in derselben Stunde beigesetzt, als in Kairo sein Nachfolger seinen feierlichen Einzug hielt.

Dieser, Ismail (1863—1879), der Sohn Ibrâhim-Paschas, ward in Saint-Cyr bei Paris sorgsam erzogen und sollte das Verhängnis des Landes und seiner Dynastie werden. Ausgestattet mit einer hervorragenden Begabung und mit brennendem Ehrgeiz, gelang es ihm, Ägypten

[1] Diese Wüstenbahn wurde wegen Sandverwehungen ꝛc. 1868 wieder aufgegeben und durch die Linie über Ismaïlia ersetzt.

auf den Höhepunkt legitimer Macht und wirtschaftlicher Blüte zu bringen. Doch waren das nur Scheinerfolge. In Wahrheit brachte seine wahnsinnige Verschwendung und sein völliger Mangel an Stetigkeit einen Niedergang so schwer und tief hervor, daß das unglückliche Land an den Abgrund des Verderbens geriet und noch heute unter den Nachwehen dieser Regierung zu leiden hat. Unfähig, zwischen guten und niederträchtigen Ratgebern zu scheiden, umgab sich Ismail mit Europäern der anrüchigsten Sorte, die ihn immer tiefer in die Mißwirtschaft hineinleiteten. Dabei ebenso geldgierig wie verschwenderisch — scheinbar un-



Bild 136. Schiff im Suëskanal. (Phot. Zangaki.)

vereinbare Gegensätze — schacherte er mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln einen ungeheuern Grundbesitz — ein Fünftel des gesamten ertragfähigen Bodens! — zusammen, den er mustergültig bewirtschaften ließ. Zwar fehlte es nicht an vielversprechenden Reformanläufen: die Fronarbeit sollte aufgehoben, eine Zivilliste eingeführt werden, das Unterrichtswesen wurde gehoben durch Fach- und Volksschulen — selbst drei interkonfessionelle Schulen sowie eine Mädchenschule (1873) wurden eingerichtet. Ebenso gründete er die große Bibliothek in Kairo und 1876 die gemischten Gerichtshöfe, die aus europäischen und einheimischen Richtern bestehen und die ehemalige Konsulargerichtsbarkeit ersetzen sollten. Doch dienten die meisten seiner Neuerungen (Eisenbahnen, Telegraphen, Post,

Fabriken, Brücken, Kanäle usw.) seinen Privatinteressen und blieben teilweise, weil zu großartig begonnen, unvollendet. Am 17. November 1869 fand unter fabelhaften Feierlichkeiten die Eröffnung des Suêskanals (Bild 136) statt, der jedoch trotz aller ungeheuern Aufwendungen dem Lande keinen Nutzen bringen sollte, da Ismaîl, um das gleich hier einzufügen, schon 1875 in seinen Geldnöten der englischen Regierung 176602 Kanalaktien für 4 Millionen Pfund Sterling[1] verkaufte, wodurch England Hauptaktionär des Riesenunternehmens wurde. Auch richtete Ismaîl 1866 eine sog. „Notabelnkammer" ein, die jedoch keinerlei Einfluß auf die Geschicke des Landes hatte und nur ein Scheinparlament und ein Zierstück war. Durch geschickte Diplomatie und namhafte Geldopfer (der jährliche Tribut wurde auf 750000 türkische Pfund = etwa 13840000 Mark erhöht) erreichte er 1866 von der Pforte die neue Thronfolgeordnung nach der Primogenitur, mit Ausschluß der weiblichen Deszendenz, und das Recht, ein Heer von 30000 Mann zu unterhalten. 1867 erlangte er den erblichen Titel eines Khediven (Vizekönigs), 1873 die Unabhängigkeit der Verwaltung und Justiz sowie die Befugnis, mit andern Nationen Verträge abzuschließen, Anleihen aufzunehmen, eigne Münzen zu prägen usw. Es ist kein Zweifel, daß er schließlich durch seine äußerst geschickten Machenschaften auch noch die völlige Unabhängigkeit von der Pforte erreicht hätte, wenn ihn seine Schuldenlast nicht vorzeitig erdrückt hätte. Als die Finanznöte anfingen, bedenkliche Dimensionen anzunehmen, suchte sich Ismaîl ihrer zunächst dadurch zu erwehren, daß er die Steuerschraube kräftiger anzog; auch erließ er am 30. August 1871 die Moukabala, ein Gesetz, durch das alle Grundbesitzer unbedingtes Eigentumsrecht an ihrem Grund und Boden zugesichert erhielten, wenn sie sofort für die nächsten sechs Jahre die Grundsteuer vorausbezahlten. Dieses Gesetz hatte jedoch nur einen Teilerfolg und wurde deshalb am 7. Mai 1876 aufgehoben; am 18. November 1876 wurde es aber in der allgemeinen Verlegenheit wieder eingeführt und verschwand endgültig erst am 6. Januar 1880. Der finanzielle Zusammenbruch war jedoch durch nichts mehr aufzuhalten, denn die Schuldenlast hatte allmählich die ungeheure Summe von 100 Millionen Pfund Sterling überstiegen, und Ismaîl mußte sich entschließen, zur Regelung der verworrenen Angelegenheit europäische Hilfe anzurufen. Unter dem Druck Europas mußte er zuletzt seinen gewaltigen Privatbesitz dem ägyptischen Staate abtreten und ein unabhängiges Ministerium (durch Nubar-Pascha) bilden, in dem der Engländer Wilson das Finanzministerium und der Franzose de Blignières

[1] Sie haben heute einen Wert von mindestens 32 Millionen Pfund Sterling — also ein sehr vorteilhafter Handel für England!

das Ministerium der öffentlichen Arbeiten bekleidete. Da dieses Ministerium dem Khedive „nicht einmal den Schein der Macht" ließ, auch das Volk sehr unzufrieden mit ihm war, entließ er es, was auf Drängen Englands und Frankreichs am 26. Juni 1879 zu seiner Absetzung durch die Pforte führte. Er starb als Verbannter am 2. März 1895 in Konstantinopel. — Es sei noch bemerkt, daß Ismaîl eigentlich am glücklichsten durch seine Eroberungen war. Er erwarb gegen einen jährlichen Tribut vom Sultan 1865 die Hafenplätze Massaua und Suâkin mit dem Bezirk el-Tâka, 1875 den Hafen von Zeyla. Im Sudân dehnte er in den Jahren 1869 bis 1873 seine Herrschaft bis zum 2. Grad nördl. Br. aus und gründete die sog. Äquatorialprovinz. 1874 wurde das Sultanat Darfur erobert und durch Gordon-Pascha der ägyptische Machtbezirk bis zum Viktoria-Nyanza erweitert; 1875 erfolgte die Besetzung des Somalireiches Harar, so daß Ägypten mit diesen Eroberungen eine Ausdehnung von 3¼ Millionen qkm erreichte.

Die schlimme Saat, die Ismaîl gesät hatte, sollte ihre bösen Früchte tragen unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Taufik (1879—1892). Schlicht und einfach in seinem Wesen, ein guter Familienvater und ein Regent mit den besten Absichten für sein Volk, hätte gerade er am wenigsten verdient, für die Sünden seiner Väter heimgesucht zu werden. Aber es fehlte ihm leider durchaus an der Festigkeit des Willens und an der Entschiedenheit eines Zieles, die in jener so verworrenen Zeit, als Ägypten vor dem Bankerott stand und von ungeduldigen Gläubigern von allen Seiten bedrängt wurde, unbedingt notwendig waren. So ließ er sich von den Verhältnissen treiben und durfte sich deshalb nicht wundern, daß er schon in der ersten Zeit seiner Regierung in eine unwürdige Bevormundung Englands und Frankreichs geriet: er mußte zur Regelung und Überwachung der Finanzlage die englisch-französische Generalkontrolle durch Dekret vom 4. September 1879 wieder einführen und die beiden Kontrolleure (de Blignières und Baring, den spätern Lord Cromer) sogar zum Ministerrate zulassen; auch mußte er der am 31. März 1880 eingesetzten internationalen Liquidationskommission, in der Frankreich und England durch je zwei Mitglieder, Deutschland, Italien, Österreich-Ungarn und Ägypten durch je eines vertreten waren, große Befugnisse einräumen. Freilich hatten diese Anordnungen eine gut geregelte Verwaltung zur Folge, so daß das Land sich zu erholen begann. Da brach am 8. September 1881 in Kairo ein Militäraufstand aus, dem seit Februar schon kleinere vorausgegangen waren, um den europäischen Einfluß zn beseitigen. Das Haupt dieser nationalen Bewegung war der spätere Kriegsminister Arabi, ein energischer und, wie es scheint, selbstloser Mann, der jetzt Herr der Situation wurde

und, wenn er gewollt hätte, die Herrschaft hätte leicht an sich reißen können. Denn der Khedive gab den Forderungen der Truppen nach: er entließ das Ministerium Riaz, berief die Notabelnkammer, versprach die gewünschten Reformen des Heeres und stellte auch dessen Verstärkung und eine neue Verfassung in Aussicht, die tatsächlich am 7. Februar 1882 verkündet wurde. Die dadurch wiederhergestellte Ruhe wurde von neuem gestört durch eine am 11. April 1882 entdeckte Verschwörung türkischer und tscherkessischer Offiziere und durch die über diese verhängten Strafen. Gegen diese protestierte nämlich England, und auch die Pforte mischte sich ein. Der Khedive war schwach genug, im Widerspruch zu seinen Ministern dem Sultan schrittweise nachzugeben und vor dem Einflusse des englischen und französischen Generalkonsuls zurückzuweichen. Die Folge davon war ein Konflikt mit dem Ministerium, das sich sogar zu einer ungesetzlichen Einberufung des Parlaments hinreißen ließ und diesem die Entscheidung übertragen wollte. Als jedoch England und Frankreich eine Flottendemonstration vor Alexandria ankündigten, wurde der Frieden zwischen dem Vizekönig und seinen offiziellen Ratgebern schnell wiederhergestellt. Dennoch forderte die englische Regierung, daß das gesamte Ministerium entlassen würde, und daß Arabi-Pascha, der seit Februar 1882 Kriegsminister war, ins Ausland ginge. Nachdem der Khedive auch diesen Forderungen nachgegeben hatte, trat die ganze Nation für Arabi-Pascha ein und erlangte von dem haltlosen Vizekönige dessen Wiederernennung zum Kriegsminister. Da brach in Alexandria am 11. Juni 1882 ein blutiger Straßenkampf zwischen Einheimischen und Fremden aus, der aus einem Privatstreit zwischen einem Malteser und einem Mohammedaner hervorging und bei der allgemeinen Gärung mit der Niedermetzelung von 57 Europäern und 140 Ägyptern endete. Da die Behörden ihre Pflicht nicht taten, folgte durch den Pöbel noch eine Plünderung in den Häusern der Europäer, die in panischem Schrecken auf die Schiffe flüchteten.

Damit war die ägyptische Frage von neuem aufgerollt. Es fragte sich jetzt nur, ob England oder Frankreich oder beide Mächte zum Schutze der Europäer in Ägypten einschreiten sollten. Da erfolgte am 10. Juli zu allgemeiner Überraschung die Abreise der französischen Schiffe von Alexandria nach Port Saïd, und der englische Admiral Seymour stellte der ägyptischen Regierung das Ultimatum, daß er am nächsten Tage die Stadt beschießen würde, wenn die von Arabi-Pascha angeordneten Renovierungsarbeiten an den Forts nicht sofort eingestellt würden. Als hierauf keine Antwort erfolgte, fand tatsächlich am 11. Juli das berüchtigte Bombardement von Alexandria statt, dem die veralteten Steinwälle sofort erlagen. Da der englische Admiral die Stadt nicht gleich

besetzen ließ, weil er die Truppen Arabi-Paschas noch ungebrochen wähnte, folgte am 12. Juli die Plünderung und Inbrandsetzung des Europäerviertels durch zuchtlose Banden, wobei an Eigentum für etwa 100 Millionen Mark vernichtet wurde. Arabi-Pascha hatte schon am Nachmittag des 11. Juli mit seinen Truppen die Stadt verlassen und sich bei Kafr-ed-Dâwâr verschanzt. Am 13. September 1882 wurde er von den Engländern unter Wolseley bei Tell el-Kebir völlig geschlagen, gefangen genommen und nach Ceylon verbannt, von wo er erst im August 1901 nach Ägypten zurückkehren durfte. England war nun faktisch Herr des Nillandes, wo sein Einfluß bis heute ausschlaggebend geblieben ist[1].

Ein weiterer Schlag für den Khediven war der Verlust des ganzen Sudâns, der mittelbar Englands Plänen zu gute kam, da er einen Vorwand zu längerm Verbleiben bot und europäischen Schutz des machtlosen Ägyptens nötig machte. Ein Derwisch namens Mohammed Achmed hatte sich nämlich im Sudân für den Mahdi, den Nachfolger des Propheten und Gesandten Gottes, ausgegeben und eine kriegerische Begeisterung und einen religiösen Fanatismus entfacht, der im November 1883 zur völligen Vernichtung eines ägyptischen Heeres unter der Oberleitung des Engländers Hicks-Pascha führte. Zur Wiedereroberung des verlorenen Gebietes wurde Anfang 1884 der Engländer Gordon-Pascha, der 1877—1879 Gouverneuer des Sudâns gewesen war, dorthin gesandt. Er kam nach einem kühnen Zuge am 18. Februar in der sudanischen Hauptstadt Chartûm an, wurde hier jedoch bald von den Truppen des Mahdi eingeschlossen und verlor am 26. Januar 1885 bei der Erstürmung der Stadt das Leben. Das englische Ersatzheer unter Wolseley kam zwei Tage zu spät dort an. Der Mahdi starb am 26. Juni desselben Jahres und erhielt einen Nachfolger in seinem Neffen Abdallah, der Omdurmân (dicht bei Chartûm) zu seiner Residenz machte. — Die Engländer richteten sich indessen immer häuslicher in Ägypten ein. Zur Regelung der ägyptischen Finanzen, die von den Großmächten 1884 in London angebahnt wurde, nahmen sie 1885 eine Anleihe von 9424000 Pfund Sterling auf. Die unbedingte Neutralität des Suêskanals wurde 1887 durch eine Übereinkunft zwischen England und Frankreich garantiert. 1888 wurde zur Ablösung der jährlichen Zulagen an die Familie des Vizekönigs eine neue Anleihe von 2330000 Pfund Sterling aufgenommen. Dabei besserte sich die finanzielle Lage des Landes so sehr, daß man 1890 die Konversion eines Teiles der Staats-

[1] Vgl. Reiener, Ägypten unter englischer Okkupation, Berlin 1896; Wood, Egypt under the British, London 1896; A. Silva White, The Expansion of Egypt 1899, ebd. 1899; Alfred Milner, England in Egypt, ebd. 1899. Vgl. auch die auf S. 203 aufgezählten Werke.

schulden vornehmen konnte. Die Anglisierung der Verwaltung schritt unaufhaltsam fort, namentlich unter dem englisch gesinnten Ministerpräsidenten Mustafa-Pascha-Fehmi. Und als der Khedive Taufik am 7. Januar 1892 plötzlich starb, standen die Dinge schon so, daß auch eine viel kraftvollere Persönlichkeit als er die englische Bevormundung nicht mehr abschütteln konnte.

Taufiks Sohn und Nachfolger, der seit 1892 regierende Khedive Abbâs II. Hilmi (Bild 137), ist am 14. Juli 1874 geboren und hat seine vorwiegend deutsche Ausbildung auf dem Theresianum in Wien abgeschlossen. Er erfreut sich dank seines gewinnenden Wesens und seines ausgesprochenen Rechtlichkeitssinnes der ungeteilten Sympathien von Einheimischen und Europäern. Jene rechnen ihm besonders seine mohammedanische Rechtgläubigkeit hoch an. Wagelustig und sehr selbstbewußt, willenskräftig und geistig unabhängig wie er ist, suchte der junge Fürst vom ersten Augenblick an, selbsttätigen Anteil an der Regierung zu nehmen und die Geltung der Engländer auf das ihm angemessen erscheinende Maß zurückzuführen; aber gerade dadurch sollte ihm erst klar werden, wie fest England bereits in dem ägyptischen Sattel saß. Ein Wink Lord Cromers, der seit 1883 mit dem einfachen Titel eines englischen Generalkonsuls die Geschicke des Landes in seiner Hand hielt, genügte, die ganze Staatsmaschine zum Stehen zu bringen und dem jungen Khediven die Lust zur Bildung eines selbständigen, nationalen Ministeriums zu nehmen. Auch für die Kritik an englischen Offizieren, die er 1894 in Wâdi Halfa aussprach, mußte er weitgehende Genugtuung leisten. Seitdem hat er sich als kluger Mann dem Zwange der Tatsachen gefügt und größte Zurückhaltung geübt, um nicht seine eigne Existenz zu gefährden. Der ihm 1895 aufgedrungene englandfreundliche Ministerpräsident Mustafa-Pascha-Fehmi hat diesen Posten noch heute inne. Im gleichen Jahre mußte er sich auch den besondern Gerichtshof gefallen lassen, der alle Vergehungen abzuurteilen hat, die von Einheimischen gegen Angehörige der britischen Armee und Flotte begangen werden.

Da die Politik ihm keine Gelegenheit bietet, sich in einer seinen Gaben entsprechenden Weise zu betätigen, hat der Khedive sein Hauptinteresse der Bewirtschaftung seiner Güter zugewendet, die er sehr vermehrt und zu wahren Musteranstalten umgeschaffen hat. Auch das Schulwesen erfreut sich seiner besondern Begünstigung. In einer von 200 Schülern besuchten Privatschule, die auf den Besucher in jeder Hinsicht einen vorzüglichen Eindruck macht, läßt er auf seine Kosten alle seine Diener, Hausmeister, Vögte rc. heranbilden. Von hoher Tatkraft und praktischem Sinn zeugt die sog. Marjût-Eisenbahn, die er mit seinen Privat-

mitteln zwischen Alexandria und der Grenze von Tripolis bauen läßt; ihre Inanspruchnahme auf den bis jetzt fertigen 70 Meilen ist so stark, daß man von ihr bereits heute eine völlige Neubelebung jener zur Römerzeit so reich bewohnten und jetzt ganz verödeten weiten Gebiete voraussagen kann. Im Herzen von Kairo ließ er, um den kläglichen Bauwerken der Bauspekulanten entgegenzuarbeiten, auf seinem eignen Grund und Boden ein ganz neues Häuserviertel mit allem modernen Komfort entstehen, das für andere Neubauten vorbildlich geworden ist.



Bild 137. **Khedive Abbâs II. Hilmi.** (Phot. S. Dittrich.)

Das Hauptereignis seiner bisherigen Regierung ist die Wiedereroberung des Sudâns[1]. Nachdem seit dessen Loslösung verschiedene Gefechte an der Südgrenze Ägyptens stattgefunden hatten, in denen die neugebildete ägyptische Armee siegreich war, begann General Kitchener 1896 den Anmarsch zu einer Hauptaktion. Da er unterwegs überall befestigte Depots anlegte, die seinem Heere den Zusammenhang mit Ägypten sichern sollten, rückte er nur langsam vor und kam erst im September nach Dongola, das er eroberte. Dann gewann er die benachbarten

[1] Vgl. Schanz, Ägypten und der ägyptische Sudân, Halle 1904; Dagobert Schoenfeld, Erythräa und der ägyptische Sudân. Berlin 1904; Budge, The Egyptian Sudan, 2 Bde, London 1907.

Volksstämme für sich, ließ die Bahn Assuân-Wâdi Halfa ausbauen und trat den Zug gegen Chartûm im Sommer 1897 an. Nachdem Abu-Hamed, Berber und Kassala besetzt und zwei englische Brigaden zur Verstärkung eingetroffen waren, schlug Kitchener am 2. September 1898 mit 22000 Mann das 40000 Derwische zählende Heer des Mahdi vollständig bei Omdurmân und brach auf diese Weise die Macht des Kalifen. Wenige Tage später traf Kitchener nilaufwärts bei Faschoda mit der Expedition des französischen Hauptmanns Marchand zusammen, der dort die französische Fahne im Juli 1898 gehißt hatte, wogegen der Engländer protestierte. Faschoda wurde von den Franzosen durch die Konvention vom 11. Dezember 1898 geräumt. Der Kalif Abdallah, der sich in Kordofân festgesetzt hatte, wurde ein Jahr später von dem Obersten Wingate-Bey bei Om-Debrikat geschlagen, wobei er auch das Leben verlor. Durch ein zwischen Ägypten und England am 19. Januar 1899 abgeschlossenes Abkommen wurde der Sudân — d. h. im Sinne dieser Konvention alles Land südlich vom 22° n. Br. — von Ägypten gänzlich losgelöst, und in seine Herrschaft teilten sich Ägypten und England. Beider Flaggen wehen seitdem gemeinsam über dem gewaltigen Gebiete; nur Suâkin hat allein die ägyptische Fahne. Die Regierung wird einem Offizier mit dem Titel eines Generalgouverneurs übertragen, den der Khedive mit Zustimmung Englands ernennt. Selbstverständlich wird dieser hohe Beamte, der von allen Ministerien unabhängig ist und in seiner Person die gesetzgebende, exekutive, gerichtliche und militärische Gewalt vereinigt, stets ein Engländer sein. Der erste Statthalter wurde Lord Kitchener, der auch das Oberkommando über die ägyptische Armee beibehielt, so daß dieses dadurch von Kairo nach Chartûm verlegt wurde. Der Einfluß der ägyptischen Regierung wird durch diese Konvention auf ein Nichts reduziert. Kein Gesetz und keine Ministerialverwaltung kann im Sudân praktische Geltung finden, wenn der Gouverneuer nicht durch eine besondere Proklamation seine Zustimmung gibt. Weder Konsuln, noch Vizekonsuln, noch Konsularagenten dürfen im Sudân tätig sein, ehe sie nicht von der englischen Regierung anerkannt worden sind. England hat es wie immer wundervoll verstanden, seinen Vorteil zu wahren und die Gunst der Verhältnisse bis zum letzten auszunutzen, und es kann unter diesen Umständen nicht zweifelhaft sein, daß der Sudân für die Engländer ein neues, zukunftsvolles Kolonialreich bildet, das den Schlüssel zur Beherrschung ganz Afrikas bietet. Ihres Mitbesitzers Ägypten werden sie sich vermutlich im gegebenen Augenblicke in der Weise zu entledigen wissen, wie es in dem bekannten Jagdvertrage der Löwe mit dem Esel machte, zumal nachdem der alte Konkurrent Frankreich 1904 feierlich versprochen hat, keinen Termin für die Räumung des Nillandes zu

fordern, wogegen England versicherte, an den bestehenden Zuständen Ägyptens nichts zu ändern und Frankreich in anderer Beziehung (Marokko!) freie Hand zu lassen [1].

2. Das heutige Volk Ägyptens [2].

Es muß direkt als ein ethnologisches Wunder bezeichnet werden, daß die heutigen Bewohner Ägyptens trotz all der Vermischungen mit den Hyksos, Äthiopiern, Assyriern, Persern, Griechen, Römern, Arabern und Türken durch die Jahrtausende hindurch physisch unverändert geblieben sind. Man stelle nur den ersten besten Fellachen oder Kopten neben ein altes Pharaonenbild, und man wird sofort sehen, daß beide noch wesentlich die eigentümlichen Gesichtszüge der alten Ägypter tragen. Wo sind dagegen die einst mächtigen, hochgebildeten und höchst eigenartigen



Bild 138. **Kopte.**



Bild 139. **Koptin.**

Griechen geblieben, die doch um mehrere Jahrtausende später in die Geschichte eintraten? — Wo die Römer, das jüngste der klassischen Völker des Altertums, das der Erbe des ägyptischen Reiches wurde und seinen Herrscherfuß überall hinsetzte? — Von beiden ist wenig oder nichts geblieben in den Völkern, die sich heute ihre Nachkommen nennen. Die Rassenstetigkeit der Nilbewohner steht einzig in der Weltgeschichte da.

Die am wenigsten vermischten Nachkommen der alten Ägypter sind die Kopten (Bild 138 u. 139), namentlich die in Oberägypten. Selbst der Name erinnert noch an ihre erlauchten Ahnen; denn noch heute nennen sie selbst sich Kypt (sprich: Gybt = Ägypter). Bei ihnen haben sich auch, wie wir schon gehört haben, wenigstens im gottesdienstlichen

[1] Vgl. Dicey, The Egypt of the Future, London 1907.

[2] Vgl. Fritsch, Ägyptische Volkstypen der Jetztzeit, Wiesbaden 1904.

Gebrauche bis in unsere Tage noch wesentliche Reste der alten Pharaonen-Sprache erhalten. Die Zähigkeit der altägyptischen Rasse zeigt sich auch heute noch darin, daß beispielsweise Kinder aus Ehen von Türken mit Ägypterinnen der Nationalität der Mutter folgen und in der zweiten Generation schon nicht mehr von den Eingebornen zu unterscheiden sind; ähnlich soll es sich mit den Kindern von Europäern und Ägypterinnen verhalten. Daß aber die Kopten selbst von der gewaltigen arabischen Überflutung nicht um ihre Eigenart gebracht wurden, sondern diese weit mehr noch als die Fellachen bewahrten und mit ihr sogar Sprache und Namen retteten, das verdanken sie dem Christentum, mit dem sie jene zugleich gegen den Islam verteidigten und durch die Jahrhunderte bis heute erhielten. Diese hartnäckige, tatkräftige Verteidigung der Religion, Sprache und Nationalität gegen eine, wie wir später sehen werden, jahrhundertelange, unerhört grausame Verfolgung und Unterdrückung durch die islamischen Araber fordert unsere ganze Bewunderung für diesen Rest der alten Ägypter heraus. Heute zählt man noch ungefähr 610000 Kopten, von denen 10000 in Kairo wohnen, wo sie in Alt-Kairo ein eignes, ummauertes Viertel bewohnen; auch Alexandria hat eine Koptengemeinde. Die meisten hausen jedoch in den Städten der mittelägyptischen Oasengegend Fajûm sowie in Siût und Achmîn; am dichtesten wohnen sie beisammen im nördlichen Oberägypten: um Kuft (das alte Koptos), in Luksor, Esne, Dendera, Girge, Tahta. Sie widmen sich entweder den höhern Gewerben und feinern Handarbeiten der Uhrmacher, Gold- und Silberarbeiter, Juweliere, Goldsticker, Weber, oder sie werden als Schreiber, Buchhalter, Notare und Rechner verwendet. Zur letztern Tätigkeit eignen sie sich durch besondere Fähigkeiten, die den Fellachen mangeln. Mit richtigem Blicke wählen daher auch die europäischen Nationen aus den Kopten ihre Konsularagenten am Nil. Freilich an Charakter und Geist sind sie mit ihren Ahnen nicht mehr zu vergleichen: ihre Bildung ist gering, ihr Wesen mißtrauisch, düster und mürrisch, je nach Umständen kriechend oder herrisch; dabei sind sie geldgierig, falsch und bestechlich. Diese Fehler kann man getrost auf die jahrhundertelange Verfolgung und namenlos rohe Behandlung von seiten der Araber, die bis ins 19. Jahrhundert anhielt, zurückführen (vgl. das letzte Kapitel des Buches). Ihr religiöses Leben ist entartet; den christlichen Missionaren bereiten gerade sie oft die allergrößten Schwierigkeiten. Doch bleibt es ihr Ehrentitel, daß sie sich unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen ihr Christentum bewahrten, wenn auch in der monophysitischen Form, in der es sich im 6. Jahrhundert von der katholischen Kirche absonderte.

Die zweite Gruppe der heutigen Nilanwohner, die die altägyptische Eigenart ziemlich rein bewahrt hat, sind die Fellachen (Bild 140),

die mit ihrer christlichen Religion auch ihre Sprache und ihren Namen verloren haben: sie reden Arabisch und werden nach dem arabischen fellaha (= pflügen oder ackern) Fellahin oder Bauern genannt; nur in den Städten heißen sie noch heute sehr bezeichnend ahe Faraûn, d. i. Volk der Pharaonen. Sie machen drei Viertel der Bevölkerung von Ägypten aus. Nachdem sie sich den islamischen Arabern in die Arme geworfen hatten, blieb ihr Schicksal unter den Omaijaden und den abbasidischen Kalifen, unter den Fâtimiden, Eijubiden und Mamluken, ja,

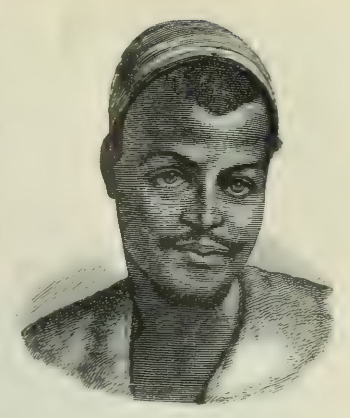


Bild 140. Fellah.

auch noch unter der jetzigen Dynastie des Mohammed Ali wesentlich das gleiche: sie sind die im Schweiße ihres Angesichts arbeitenden Steuerzahler des Landes, die der Effendina (so nennen sie den Vizekönig) und die Paschas, die Mudirs (Gouverneure), die Effendis (Beamten) und die Schechs el-beled (Ortsvorsteher), jeder in seiner Weise, nach Kräften aussaugen. Beim Einbruche der Araber war die koptische, altägyptische Sprache noch vorherrschend unter den damals christlichen Ägyptern. Je mehr aber der Islam um sich griff, desto mehr mußte das Koptische dem Arabischen weichen. Seit dem 18. Jahrhundert sprechen auch die Fellachen allgemein Arabisch, doch haben sich in ihrer Sprache sehr viele altägyptische Reste erhalten. Ihre Gestalt ist mittelgroß; Fettleibigkeit kommt nie bei ihnen vor. Ihre Farbe ist gelbbraun oder gelbrot.

Die Wohnungen der Fellachen (Bild 131, S. 193, u. 141) sind elende Hütten aus Nilschlamm, die meist nur einen Raum haben, in dem Menschen und Tiere wohnen, und nur eine Öffnung, die den Bewohnern als Türe und dem Rauch als Abzug dient. In solchen erbärmlichen Lehmhütten, die in verworrenen Gassen zu Dörfern aneinandergebaut stehen, wohnen die heutigen Bewohner der schwarzen Erde, einst der Griechen Lehrmeister, heute aller Welt Knechte. Die Zahl der Ägypter betrug zur Zeit der arabischen Eroberung etwa acht Millionen. Infolge der elenden Verwaltung, der Unterdrückung der Kopten, der Tyrannei der Mamluken und des alles ruinierenden Islams war die Bevölkerung des Landes im Anfange unseres Jahrhunderts auf kaum die Hälfte herabgesunken und stieg erst neuerdings (1907) unter englischem Schutze wieder auf über 11 Millionen.

Finden wir in den Kopten Reste der alten Ägypter, in den Fellachen eine Mischung von diesen mit Arabern, so stellen die Beduinen (von

bedu = Wüstenbewohner; Bild 142) mehr oder weniger den reinen arabischen Typus dar, obwohl unter ihnen sich auch hamitische Elemente befinden. Sie bilden zu den beiden andern Gruppen der ägyptischen Bevölkerung den denkbar größten Gegensatz, der durch ihre Wüstennatur bedingt wird. Alles ist bei ihnen noch wie zur Zeit Abrahams patriarchalisch eingerichtet. Sie sondern sich nach Stämmen (Kabile), die aus Familien bestehen; das Stammesoberhaupt, der Schêch, übt alle Rechte, wie einst die Patriarchen, und auch heute blühen unter ihnen noch die Tugenden jener entlegenen Zeiten: Gastfreundschaft, Großmut und Worttreue. Nicht entnervt durch die Haremswirtschaft und die Laster der Städter leben sie in ihren Wüsten in großer Einfachheit und nähren sich meist von Datteln und Wasser. Ihr fast einziger Luxusgenuß ist der Kaffee; selten genießen sie Schaffleisch, Reis und Honig: auf diese Weise bleiben sie kräftig und gesund. Einen ungemein wohltuenden Anblick gewährt so ein Beduine mit der schönen, edeln Gesichtsbildung, der hohen Stirn, dem feurigen Auge, dem kräftigen, schlanken Wuchs und der stolzen, selbstbewußten Haltung im Gegensatze zu dem oft stumpfen Gesichtsausdruck und der stets mehr oder minder gedrückten Haltung des Fellachen. An der Wüste, dem Nährboden dieser trefflichen Gaben, hängt der Beduine mit ganzem Herzen, so daß ihn fern von ihr Heimweh ergreift. In alten Zeiten war es arabischer



Bild 141. Fellachenhütte.

Brauch, die jungen vornehmen Männer zu den Beduinen in die Wüste zu senden, damit sie dort Reinheit der Sprache und kühnen, männlichen Sinn lernten.



Bild 142. **Beduinen.**

Der Nachfolger Mohammed Alis, Abbâs I., hatte eine Beduinin zur Gemahlin genommen. Aber das Heimweh nach der Wüste ließ diese im Palaste nicht glücklich werden. Ähnlich erging's der Beduinengattin Meisûn des Kalifen Muawije, des ersten omaijadischen Herrschers.

Eines Abends hörte der Kalif die immer Traurige ihr Weh im Liede singen:

Lieber im Zelt, das die Winde durchbrausen,
Als im fürstlichen Schloß will ich hausen;
Lieber ist mir der Hund, der den Fremden beknurrt,
Als die Katze, die schmeichlerisch schnurrt.
Lieber in die gröbste Decke mich kleiden,
Als in Gewänder von Sammet und Seiden.
Lieber trab' ein Kamel meiner Sänfte nach,
Als daß ein stattliches Saumroß mich trag' ....
Des Sturmes Heulen ertönt meinem Ohr
Herrlicher als der schönste Trompetenchor.
Ein Stückchen Brot in meines Zeltes Ecken
Wird besser als die süßesten Bissen mir schmecken.
Nach der heimischen Wüste sehnt sich mein Herz,
Und kein Fürstenpalast lindert je meinen Schmerz.

Da entließ der Kalif seine Gattin, und überglücklich kehrte die Beduinin zu ihrem Stamme in die Wüste zurück. Beduinen gab es auch schon im alten Pharaonenreiche. Aus der Zeit des Usurtesen I. besitzen wir den Bericht eines Ägypters namens Sinuhe, der unter die Schasu (hieroglyphischer Name für Beduinen) verschlagen wurde; seine Angaben über deren Lebensweise passen noch heute genau auf die Beduinen. Jene Schasu an der ägyptisch-syrischen Grenze lebten damals wie jetzt unter Häuptlingen, zogen damals wie heute von Weideplatz zu Weideplatz und machten im Falle der Not Einfälle in die angebauten Nilniederungen. Seit Mohammed Ali haben diese Raubzüge aufgehört, und die zu Ägypten zählenden Stämme sind abgabenpflichtig. Die Beduinen des Fajûm sind seßhaft geworden und treiben Ackerbau, die des Sinai leiten die Warentransporte zwischen dem Nil und Syrien 2c., die der Libyschen Wüste sind teils Araber, teils berberische Tuareg und führen die Pilgerkarawanen nach Arabien und die Handelskarawanen zu den Oasen. Die (afrikanisch-hamitischen) Beduinen der Arabischen und Nubischen Wüste haben die Handelsstraße von Kene am Nil nach Kosêr inne, die schon Karawanenweg bei den alten Ägyptern war; sie zerfallen in die zwei Hauptstämme der Abâbde und der nahe verwandten Bischarîn; jene leben als Nomaden in der südlichen Ostwüste bis zum Wendekreise, diese in den nubischen Bergstrichen zwischen dem Nil und dem Roten Meere (Bild 143). Die Bischarin, Reste der alten Blemmyer, machten im Altertum den Ägyptern durch ihre beständigen Einfälle viel zu schaffen. Heute sind sie ein friedliches Volk; weiden halbnackt ihre Schaf- und Kamelherden und leiten den Warentransport von Korosko durch die Nubische Wüste bis nach Abessinien und in den Ägyptischen Sudân. Die Abâbde sind von dunkler Hautfarbe, haben große feurige Augen, bauen

zum unterscheidenden Merkmal ihr reiches, krauses Haar zu hohen Perücken auf, die durch Fett und Nadeln zusammengehalten werden, und haben die Kleidung der Fellachen angenommen. Unter den Bischarin wie auch unter den Abâbde sieht man außerordentlich schöne Menschen mit überaus feinem Gliederbau, lebhaften Augen und reizendem Oval des Gesichtes. Solch zarte Jünglingsgestalten mit edeln, schönen Gesichtern sah ich sonst nirgends, selbst nicht in Algerien, das doch die durch ihre Schönheit berühmten Mauren bewohnen.



Bild 143. Lager von Bischarin-Beduinen.

Südlich von den Fellachen beginnt das ehemalige Reich „Kusch", jetzt allgemein Nubien genannt. Erst im 3. Jahrhundert nach Christus ist dieses Land, dessen Hauptstadt ursprünglich Napata (vielleicht das biblische Noph), dann Meroë war, zerfallen. Im Norden machten sich damals die rohen kuschitischen Blemmyer unabhängig, deren wildem Treiben im 6. Jahrhundert durch das emporkommende christliche nubische Reich ein Ende bereitet wurde. Im Süden hatte sich bereits im 4. Jahrhundert das abessinische Reich abgetrennt und zum Christentum bekehrt, das bald die bis heute festgehaltene Form des Monophysitismus annahm. Aus den Resten des kuschitischen Reiches aber entstand im Mittelalter das christliche Reich Aloa mit der Hauptstadt Soba am Blauen Nil, das nach langer Verteidigung erst im Jahre 1320 dem Islam unterlag.



Bild 144. Nubier.

Die nördlichen Nubier (Bild 144), Barâbra, Berberiner genannt, weisen noch heute in ihrer Sprache Reste des Altägyptischen auf, auch ihr Gesichtstypus erinnert in der Kataraktengegend entschieden an das Volk der Pharaonen. Wer heute den Katarakt von Assuân besucht, wird dort den altägyptischen Brauch beobachten, daß die Schellâlin (d. h. die berberinischen Bewohner der Kataraktendörfer) die Nilschiffe durch die gefährlichen Stromschnellen ziehen, nicht aber die eignen Matrosen der Dahabijen: so haben sich in Ägypten Eigentümlichkeiten durch die Jahrtausende erhalten. Wie wir bereits früher erwähnten, ist das Kulturgebiet Nubiens außerordentlich klein, so daß die jungen Nubier gezwungen sind, ihre Heimat in Menge zu verlassen und wie bei uns die Savoyarden und die Schweizer in der Fremde sich Geld zu erwerben. So findet man in allen Nilstädten bis nach Alexandria Berberiner, die sauberer und ehrlicher als die Ägypter sind, als Diener, Kutscher, Köche, Türhüter, Sais (Bild 145; Vorläufer, die mit langen Stöcken bewaffnet in phantastischem Kostüm den Wagen der Vornehmen vorauseilen) oder Dragomans (Dolmetscher); haben sie einiges Vermögen erworben, so kehren sie in ihre Heimat zurück und gründen sich einen eignen Hausstand.



Bild 145. Sais in Kairo.

Außer diesen Hauptgruppen der ägyptischen Bevölkerung sind noch die Ghagar, die Zigeuner des Niltales, ethnographisch merkwürdig. Man findet sie in jeder Stadt und in jedem Dorfe als Hausierer, Kesselflicker, Affenführer, Schlangenfänger und Gaukler; ihre in übelm Rufe stehenden Weiber treten als Tänzerinnen, Wahrsagerinnen und Buhlerinnen auf, werden aber heute eigentlich nur noch in Oberägypten häufiger angetroffen. Man nennt sie Ghawâzi; sie selbst aber nennen sich Berámikeh, und dieser Name weist auf das persische Geschlecht der Barmekiden hin, das einst das Kalifat innehatte und von Harûn-ar-Raschid gestürzt wurde. Sic transit gloria mundi! Ebenso sprechen die Gesichtszüge der Zigeuner Oberägyptens, der sog. Saidîje, d. i. Leute aus Saïd (Oberägypten), für einen asiatischen Ursprung.

Neben den aufgezählten Bevölkerungsschichten leben in Ägypten außerdem zahlreiche Fremde aus allen möglichen Ländern, so daß einem Kairo mit seinem einzigartigen Sprachengemisch wie das Babel zur Zeit der Sprachenverwirrung erscheinen kann. Unter den 11 206 359 Einwohnern, die Ägypten bei der Zählung von 1907 hatte, waren 112 526 Ausländer und zwar 38 175 Griechen, 24 467 Italiener, 19 557 Engländer, 14 155 Franzosen, 7117 Österreicher, 3193 Russen, 1277 Deutsche, 1301 Perser und 3284 von andern Nationalitäten.

3. Die Religion.

Mit der Eroberung Ägyptens durch die Araber im 7. Jahrhundert begann die Ausrottung des Christentums im Nillande nnd die gewaltsame Einführung des Islams (= Hingabe, nämlich an Gott)[1], der Religion Mohammeds.

Es ist allerdings richtig, daß es trotz aller Gewaltmaßregeln nicht gelungen ist, das Christentum am Nil ganz zu vernichten. Indes ist der noch erhaltene Bruchteil der Christen so gering, daß wir im allgemeinen die Religion Mohammeds als die heute in Ägypten herrschende (92%) zu bezeichnen haben. Freilich erscheint der Islam hier einigermaßen modifiziert, worauf wir noch zurückkommen werden, aber sein

[1] Im Verlage von E. J. Brill in Leiden, Otto Harrassowitz in Leipzig erscheint seit 1908 eine „Enzyklopädie des Islams", d. h. ein monumentales geographisches, ethnographisches und biographisches Wörterbuch der mohammedanischen Völker; herausgegeben unter M. Th. Houtsmas und A. Schades Leitung. — Vgl. v. Kremer, Geschichte der leitenden Ideen des Islams, Leipzig 1868, und Kulturgeschichte des Orients, 2 Bde, Wien 1875 f; Vámbéry, Der Islam im 19. Jahrhundert, Leipzig 1875; Hughes, Dictionary of Islam², London 1896; Jansen, Verbreitung des Islams, Berlin 1897; Grimm, Mohammed, 2 Bde, Münster i. W. 1892—1895, und München 1904; Hartmann, Der islamische Orient, Berlin 1899—1902; Krüger-Westend, Worte Mohammeds, Minden i. W. 1908.

allgemeiner Charakter ist doch der gleiche, wie in allen mohammedanischen Staaten. Wenn hier nun auch nicht der Ort ist, eine nähere Darlegung der Glaubens- und Sittenlehre des Korans zu geben, so müssen wir doch die Momente aus beiden, die auch für Ägypten in kulturgeschichtlicher Beziehung von durchgreifendem Einfluß geworden sind, hervorheben.

a. Die Glaubenslehre des Islam.

Mohammed hat seine Lehre aus altheidnischen, jüdischen und christlichen, zum Teil mißverstandenen Glaubenssätzen und Sittenvorschriften gesammelt; seine Anhänger stellten sie dann nach seinem Tode ohne systematische Ordnung in dem sog. Koran (= Vorlesung, Offenbarung) zusammen.

Aus den genannten Quellen gewann Mohammed folgende Religionssätze: 1. den Glauben an den Einen Gott (Allâh), dessen Gesandter Mohammed ist („Es ist keine Gottheit außer dem Gott, und Mohammed ist der Gesandte Gottes"); 2. den an eine unabänderliche Vorbestimmung des Guten und des Bösen sowie des Schicksals der Menschen hier und dort; 3. die Lehre von den Engeln und den Teufeln; 4. von dem Sündenfall und der Erbsünde; 5. von der Auferstehung und vom Weltgericht; 6. von dem äußerst sinnlich ausgemalten Paradies und der Hölle. Dazu fügte er noch zwei eigens für sich selbst erfundene Dogmen: 7., daß er selber der letzte und höchste der Propheten, und 8., daß der Koran die einzige Quelle aller Glaubens- und Sittenlehre sei, von deren Annahme Heil oder Unheil in Zeit und Ewigkeit abhänge. Aus diesen Glaubenssätzen des Islams sind besonders die Lehren von dem starren Monotheismus, von der unabänderlichen Vorbestimmung und von dem Koran als einziger Quelle aller Wahrheit und alles Rechts verhängnisvoll wie für die Kultur aller islamischen Völker, so besonders auch für die der Ägypter geworden.

Mohammed stellte als Grundlehre den starren Monotheismus auf und zwar ebensowohl im Gegensatze zu der Vielgötterei der Heiden als auch zu der Dreieinigkeitslehre der Christen, die er als eine Zersetzung und Zerteilung der Einheit Gottes auffaßte. Dieser eine Gott erscheint im Koran als rücksichtslos herrschender. Wenn er auch unzähligemal als „barmherziger und allgütiger Gott" bezeichnet wird, so wird der wahre Begriff dieser Eigenschaften doch fast vollständig aufgehoben durch die harte Lehre von der Vorherbestimmung, nach der sein Wille unabänderlich, durch nichts zu erbitten und auch nicht durch die Willensfreiheit des Menschen beschränkt ist. So ist es natürlich, daß von einer eigentlichen Liebe zu Gott, einer Lebensgemeinschaft oder einer Versöhnung des Menschen mit ihm im Koran keine Rede ist. Überall steht das Geschöpf dem despotischen, rücksichtslos seinen Willen durchsetzenden Gott

gegenüber. Indem nun der Koran die höchste geistliche und weltliche Macht auf den Kalifen übertrug, der als Nachfolger Mohammeds Gottes Amt und Wollen auf Erden vertritt, trug er wesentlich dazu bei, dem Despotismus und dem sklavischen Gehorsam Vorschub zu leisten. Es entwickelte sich die schrankenloseste Willkürherrschaft, wie sie die Geschichte in allen orientalischen Staaten zeigt, und wie sie in Ägypten die Kalifen und noch schärfer die Mamluken ausübten, um endlich die Nationen dem tiefsten Verfalle entgegenzuführen. Denn vor dem Despotismus schwinden alle nationalen Tugenden: Nationalgefühl und Vaterlandsliebe, amtliches Ehrgefühl und Pflichtbewußtsein — alles wird verschlungen von Furcht und knechtischem Gehorsam. Diese regieren auch heute noch die Gemüter, obwohl die englische Regierung ja heilsame Abhilfe vieler Mißzustände geschaffen hat; auch heute noch kann man sich bald überzeugen, wie das arme Fellachenvolk so weit gesunken ist, daß es von einem Anrechte auf Milde des Herrschers und von dessen Verantwortlichkeit für das Wohl des Volkes noch keinen Begriff hat, so daß rücksichtsloser Despotismus ihm zu Recht zu bestehen scheint. Nur wenige mögen freilich daran denken, daß diese falsche Vorstellung in der falschen Gottesidee des Islams ihren tiefsten Grund hat.

Einen nicht minder verderblichen Einfluß hat in Ägypten, wie in allen Ländern des Islams, die Vorherbestimmungslehre Mohammeds auf die Kultur gehabt. Nach ihr ist von Ewigkeit her alles von Gott unverrückbar festgesetzt, und auch an seinem zeitlichen und ewigen Wohl oder Weh kann der Mensch mit seiner Willensfreiheit im wesentlichen nichts ändern. Durch letztere kann er nur die ihm bereits sichere Seligkeit erhöhen oder die unabänderlich vorherbestimmte Verdammnis mildern. Diesem starren Willen Gottes gegenüber bleibt also für den Menschen nichts als stumme, dumpfe Ergebung, daher die Religion des Korans sehr bezeichnend Islam („unbedingte Hingabe") genannt wird. Durch diese hoffnungs- und trostlose Lehre aber werden Freudigkeit des Schaffens, Ringen nach Verbesserung der Lebenslage, geistiger und religiöser Fortschritt — mit einem Worte — alles geistige, sittliche und religiöse Streben vernichtet. Und auch bei diesem Punkte berufe ich mich auf meine tägliche Beobachtung am Nil: überall tritt einem völlige Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit entgegen. In Glück und Unglück, unter dem Drucke seiner Lage — immer bleibt der Fellah von heute unempfindlich, gleichgültig. Bei den aufregendsten Schicksalsfällen sah ich nie, daß er etwas tat, seine Lage zu verbessern, hörte aber unzähligemal das übliche malêsch, „es macht nichts".

Gleichsam um das Maß voll zu machen, tritt endlich die abgöttische Verehrung des Korans hinzu. Dieser und die an ihn anknüpfende mündliche Überlieferung, die sog. Sunna, sind ausschließliche Quelle

aller Regeln für das religiöse, geistige und bürgerliche Leben, für alle Gebiete des Wissens und Könnens. Ob der Kalif Omar bei der Vernichtung (diese erfolgte bereits im 4. Jahrhundert) der berühmten Alexandrinischen Bibliothek das ihm zugeschriebene Wort: „Entweder steht das alles schon im Koran, und dann ist es unnötig, oder es steht nicht darin, und dann ist es verderblich", gesprochen hat oder nicht, ist gleichgültig, jedenfalls ist es bezeichnend für die religiöse Meinung der Moslemin von dem Koran, und diese spricht das Todesurteil über jede Entwicklung, jeden Fortschritt, sei es auf dem Gebiete des äußern, des staatlichen und des bürgerlichen Lebens oder auf dem des Geisteslebens, der Kunst und der Wissenschaft. Freilich hat in allen diesen Richtungen der Islam unmittelbar eine große Bewegung hervorgerufen, auf einigen Gebieten der Kunst und Wissenschaft sogar eine gewisse Blüte, wie wir das an den betreffenden Stellen nachweisen werden. Er hatte eben im Vergleich mit dem arabischen Heidentum entschiedene Vorzüge und enthält auch überhaupt manche gute Elemente. Vorzüglich aber ist dieser zeitweise Aufschwung dem Einflusse der religiösen Begeisterung zuzuschreiben, mit welcher der Islam wegen seiner Verheißungen anfangs aufgenommen wurde. Jedoch schon nach wenigen Jahrhunderten trat auf allen genannten Gebieten jene Erschlaffung und Erstarrung ein, aus der sich die Völker des Islams bis heute nicht wieder aufgerichtet haben — im Gegensatze zu den christlichen Nationen, die nach jedem Rückgang und Verfall sich auf den ewigen Kulturelementen des Christentums wieder zu neuem Aufschwung erheben.

Die Lehre vom Jenseits hat Mohammed offenbar im wesentlichen dem Christentum entnommen, wie er auch den Antichrist in seine Religion aufgenommen hat. Bei dem Weltgericht spielt merkwürdigerweise Christus die Hauptrolle: er wird am jüngsten Tage in Begleitung des Mahdi erscheinen und den Islam zur Weltreligion machen. Ein Posaunenstoß des Engels Asrafil wird dabei alle tot niederstrecken, ein zweiter sie wiederbeleben zum Gericht. Bei diesem kommen diejenigen in das Paradies, denen es gelingt, eine haarscharfe Brücke zu überschreiten; die Bösen stürzen von dieser ab direkt in den Höllenschlund. Dieser ist wie das Paradies in mehrere Stufen eingeteilt. Eine Mittelstufe zwischen beiden ist das Fegfeuer, von dem aus der Eintritt in das stark sinnlich ausgemalte Paradies noch möglich ist.

b. Die Sittenlehre des Islams.

Als Sittenlehren stellt der Koran folgende auf: 1. das fünfmal am Tage zu wiederholende Gebet gegen Mekka zu und tägliche Waschungen; 2. die Verehrung Gottes in der Moschee am Freitage und an den Festen;

3. Fasten, Almosen, religiöse Steuern, Sorge für Arme und Kranke, Gastfreundschaft; 4. die Wallfahrt nach Mekka, und 5. die Verpflichtung zum Kriege gegen die Ungläubigen.

Diese Vorschriften entnahm Mohammed nachweisbar den jüdischen Talmudisten und Rabbinen, den apokryphen Schriften der Christen und den Büchern medisch-persischer Magier. Selbst das Gebot der Wallfahrt nach Mekka ist wohl nur dem jüdischen Gebote der Pilgerfahrt nach Jerusalem nachgebildet. Neu und ursprünglich ist bloß das letztgenannte Gebot des Krieges gegen die Ungläubigen. Daß man Unbilden mit Gleichem vergelten dürfe, lehrt zudem Mohammed ausdrücklich in Sure 42. Diese Gebote und Grundsätze aber heiligen den fanatischen Haß gegen Andersgläubige und die Rache gegen Beleidiger.



Bild 146. **Muselmann im Gebet.**

Was das Gebet und die guten Werke betrifft, die der Islam vorschreibt, so ist es freilich wahr — jeder, der die heutigen Ägypter kennen gelernt, wird es beobachtet haben —, daß das ganze Leben und Treiben der Moslemin ein religiöses Gepräge trägt. Auf wen hätte es nicht einen erhebenden Eindruck gemacht, wenn er den Nil hinauffahrend überall dieselbe Pünktlichkeit in Verrichtung der vorgeschriebenen Gebete und religiösen Übungen sah? Die versäumt der Ägypter nie; er betet, ob auch noch so viele ihm zuschauen, seinen Rosenkranz[1] und breitet zu den bestimmten, durch den Gebetsrufer (Mueddin) vom Minaret aus zugerufenen Stunden seinen Gebetsteppich aus; in der Amtsstube wie

[1] Der Rosenkranz der Moslemin hat 99 gleiche Perlen, an denen die 99 im Koran vorkommenden Namen Gottes oder auch des Propheten abgebetet werden.

auf dem Felde, auf dem Schiffe wie auf der Eisenbahn, bei der Arbeit wie bei der Erholung sieht man ihn pünktlich seinen religiösen Pflichten nachkommen. Das Gebet beginnt er barfüßig und stehend, indem er zunächst die Daumen der gespreizten Hände an die Ohrläppchen, dann etwas unter den Gürtel legt; es folgt eine tiefe Neigung des Oberkörpers, schließlich kniet er mit verschiedenen Niederwerfungen nach ganz bestimmter Reihenfolge (Bild 146 u. 147). Ich habe mich angesichts der andächtigen Haltung der Betenden nie entschließen können, in das so oft gehörte und gelesene Urteil der Reisenden mit einzustimmen, daß das alles äußerlich und nicht von der entsprechenden innern Stimmung begleitet sei. Darüber kann niemand urteilen, da keiner in das Herz des Betenden sieht, dessen äußere Haltung jedenfalls nur auf ernste Sammlung schließen läßt. Sicher ist freilich, daß der Koran nicht auf innere Heiligung und seelische Erhebung, sondern nur auf die äußere Handlung dringt — auch bei den guten Werken, die er vorschreibt. Was soll man z. B. von dem Werte des Fastens für das innere Leben sagen, wenn man sieht, daß der Moslim im Ramadân-Monat während des Tages zwar sich Speise und Trank und sogar das allgemein zur Gewohnheit gewordene Tabakrauchen versagt, aber dafür in der Nacht sich durch Genüsse aller Art im Übermaß zu entschädigen sucht? Und selbst die an sich trefflichen Koranvorschriften der Mäßigkeit, der Nüchternheit, der Gerechtigkeit, der Ehrerbietung gegen das Alter, der Dankbarkeit, der Barmherzigkeit und Wohltätigkeit verlangen die entsprechende innere Gesinnung nie. Es kann ja auch kaum sein. Der Koran kennt keine Sündhaftigkeit der menschlichen Natur, daher auch keine Erlösungsbedürftigkeit und dem entsprechende Heiligung der Gesinnung und Besserung des innern Menschen; er weiß bloß von einzelnen Sünden, die Allâh vergibt, und befiehlt nur äußerliche Werke, die dem einzigen Zwecke dienen, hienieden und drüben unser Glück zu machen. Alle Vorschriften dieser Art zeigen einen groben Eudämonismus und die bare Selbstsucht. Man vergleiche z. B. die zweite und die achte Sure des Korans, worin die äußerliche Annahme des Islams, nicht der innere Glaube, die äußern guten Werke, nicht die innere Gesinnung, gefordert und der Haß und Kampf gegen die Andersgläubigen befohlen werden, mit der Bergpredigt Jesu, seinem Gebote der Liebe und seinem dem Jünglinge erteilten Rate der Vollkommenheit, und man wird den ungeheuern Unterschied zwischen mohammedanischer und christlicher Moral für das Individuum wie für die Nationen sofort begreifen.

Geradezu verderblich und vernichtend für alle Kultur ist aber der Islam überall durch das, was er *erlaubt*. In höchst bedenklichem Umfange zeigt sich nämlich der Koran den verhängnisvollsten menschlichen

Schwächen geneigt: Die Lüge wird z. B. dem Ungläubigen gegenüber für entschuldbar erklärt. Für den falschen Eid wird in der zweiten Sure nicht wie für alle andern Vergehen vom Koran, der ja in der Hauptsache auch das bürgerliche Gesetzbuch der Moslemin ist, eine Strafe angesetzt; ja in der fünften Sure wird erklärt, daß er durch gute Werke, Kleidung oder Speisung von zehn Armen, Auslösung von Gefangenen oder dreitägiges Fasten gesühnt werden kann, also wieder nur durch äußere Handlungen. Nicht minder bedenklich ist es, daß selbst der Mord vom Koran nicht immer als gesetzlich strafbar erklärt wird, sondern falls die Angehörigen des Ermordeten damit einverstanden sind, durch ein Blutgeld gesühnt werden kann. Der verhängnisvollste Punkt im Koran ist aber ohne Zweifel die Gutheißung der Vielweiberei. Der Wollüstling Mohammed gestattete vier Frauen und das Konkubinat mit Sklavinnen und erlaubte dem Manne, ohne Prüfung der Gründe durch einfache Willenserklärung jede Ehe zu trennen. Wie sehr durch solche Grundsätze sowie durch das böse Beispiel des „Propheten" selbst, der elf Frauen hatte, sie willkürlich verstieß und durch Sklavinnen ersetzte, und endlich durch die sinnlich ausgemalten Schilderungen des Paradieses die Sittlichkeit und das Familienleben gelockert und verderbt werden mußten, liegt auf der Hand. Wir werden später auf diesen Punkt zurückkommen. Hier sei nur noch darauf hingewiesen, daß der Ruin eines gesunden, sittlich-ernsten Familienlebens den Verfall des Staatslebens nach sich ziehen muß; und so ist



Bild 147. Muselmann im Gebet.

in der Tat in allen Ländern des Islams die Vielweiberei der wunde Fleck, an dem das ganze Volks- und Staatsleben unheilbar krankt.

Um aber ein annähernd vollständiges Bild der religiösen Verhältnisse im heutigen Ägypten zu geben, müssen wir noch kurz auf zwei Momente hinweisen, die in Ägypten jedem Beobachter besonders auffallen: wir meinen die leere Äußerlichkeit der gottesdienstlichen Handlungen, die von ihrem ursprünglichen Wesen nichts als den Mechanismus bewahrt haben, und den Aberglauben des Volkes.

Wer sich von der bis zur vollen Sinnlosigkeit fortgeschrittenen Art religiöser Übungen ein Bild machen will, der muß die sog. Zikr der Derwische besuchen. Die Derwischorden, die noch heute in Ägypten durch fünf Hauptbruderschaften vertreten sind, verdanken ihre Entstehung der namentlich in Persien scharf ausgeprägten mystischen Richtung im Islam. Von ihrem größten Ziele, Gott auf ekstatischem Wege zu erkennen, sind heute bloß die rein äußerlichen Mittel geblieben, durch die man sich in Ekstase versetzt. Fast alle Derwische sind Krämer, Handwerker oder Landbauern und meist verheiratet. Sie kommen nur von Zeit zu Zeit zusammen, um ihre religiösen Übungen, Zikr genannt, abzuhalten. Am meisten werden heute von den Fremden die der heulenden Derwische in Kairo besucht, die an jedem Freitag von 2 bis 3 Uhr im laubenartig überdeckten Hof der kleinen Moschee Kasr el-Ain stattfinden. Auf einem gemauerten Podium, das mit Kokosmatten bedeckt und am Rande mit Fellen belegt war, sah ich im Halbkreise 18 Derwische hocken, Männer von sehr verschiedenem Alter und in allen möglichen Kleidungen und Kopfbedeckungen. Mitten vor der kleinen Schar saß ihr Schêch, ein Mann von intelligentem, sympathischem Äußern mit langem grauen Bart. Wenn ich recht beobachtet habe, so gliederte sich die ganze „Vorstellung" in vier Teile. Im ersten sangen sie, ununterbrochen den Kopf von der rechten nach der linken Seite herumwerfend, in der bekannten, melodielosen arabischen Art ihr lâ ilâha ill' allâh („es ist kein Gott außer Gott"). Wohl wurden Gesang und Tempo schon gegen den Schluß dieses Teiles wild und ungestüm, doch war das noch nichts gegen das Folgende. Nach einem kurzen Zwischengesange des Schêchs sangen alle in tieferer Stimmlage, während sie den Kopf unaufhörlich bis auf die Knie beugten. Bald ging das Singen der Achtzehn in ein fürchterliches Grunzen, dann in heiseres Stöhnen oder Röcheln über. Zuweilen wurden diese Laute durch den Ruf eines vielleicht besonders Begeisterten unterbrochen: „hu!" d. h. „er" (Gott) oder „allâh!", was jedesmal eine Beschleunigung der wilden Bewegungen zur Folge hatte. Die letzte Übung wurde stehend ausgeführt, wobei sich die meisten ihrer Obergewänder und Kopfbedeckungen entledigten. Vielen quoll dabei eine

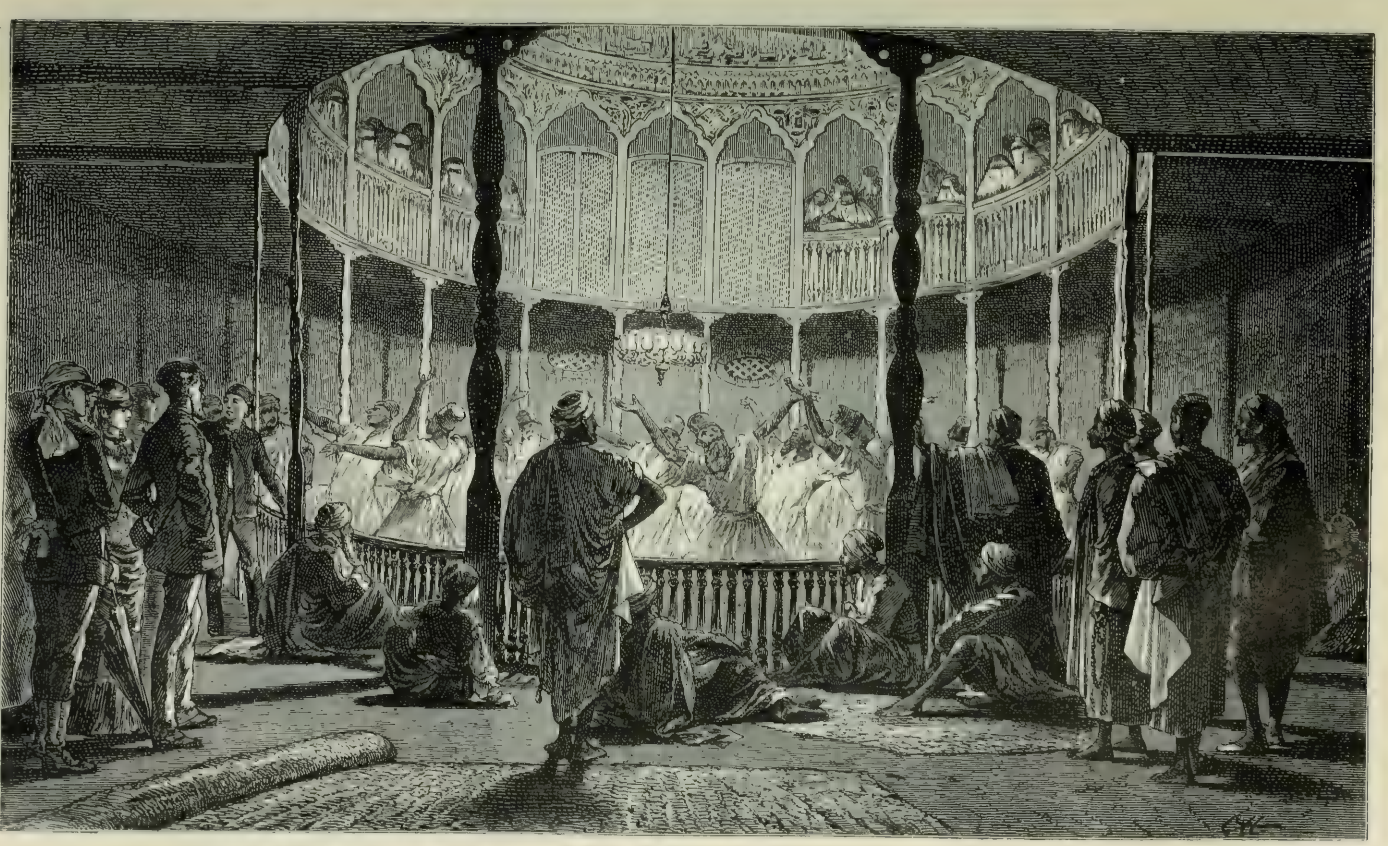


Bild 148. Zikr der tanzenden Derwische in der Moschee el-Akbar zu Kairo. (Originalzeichnung von Professor Häberlin.)

überraschende Fülle Haupthaares von frauenhafter Länge unter dem Fez hervor, das bei den folgenden Beugungen des Körpers senkrecht vom Kopf abstand. Alle Laute und Worte, die wir bisher gehört hatten, wurden mit allen Bewegungen nochmals wiederholt. Endlich aber fand die Ekstase nur noch in dem ununterbrochen gebrüllten Wort „hu!" ihren Ausdruck. Dabei wurde der Oberkörper im schnellsten Tempo so tief wie möglich nach vorn geneigt. Immer wahnsinniger wurden die Bewegungen, immer bleicher die Gesichter; die Augen der meisten waren geschlossen, ihre Haltung unsicher; jeden Augenblick erwartete man den Zusammenbruch dieses oder jenes. Tatsächlich kommen in diesem Stadium epileptische Krämpfe vor, und der Schaum tritt manchem vor den Mund. Eine betäubende Musik von kleinen Handtrommeln, Tamburinen und Becken spornte zu immer größerm Fanatismus an. Es ist schwer, eine Schilderung des widerwärtigen Vorganges zu geben. Oft erinnerten mich die Laute an das Geräusch, das eine sich in Bewegung setzende Lokomotive durch immer schnelleres Ausstoßen des Dampfes macht, dann glaubte ich das heisere Bellen eines Schakals, dann das Röcheln eines Sterbenden zu hören. Nach dreiviertel Stunden war die „Vorstellung" beendet. Mit Handkuß verabschiedeten sich die Derwische von ihrem Schêch, lächelnd, als wäre nichts geschehen, während sie doch bis zum äußersten erschöpft sein mußten. Von den etwa 100 Fremden, die das Podium umstanden, schienen die meisten froh zu sein, daß dieses entsetzliche Schauspiel beendet war. — Ähnliche Vorstellungen gaben früher die tanzenden Derwische (Bild 148), die bei sinnverwirrender Musik mit aufwärts gestreckten Armen und seitwärts geneigtem Kopfe in immer schnellerm Tempo so lange im kleinsten Kreise herumtanzten, bis die ganze Gesellschaft einem durcheinander wirbelnden Knäuel wahnsinniger Menschen glich. — Die Zeremonien des „Dôse" am Geburtsfest (Môlid en-Nebi) des Propheten, bei der 30—40 fanatisierte, dicht nebeneinander am Boden ausgestreckt liegende Derwische sich von ihrem Schêch überreiten ließen, wobei die Hufe des Pferdes natürlich schwere Verwundungen verursachen konnten, wurde vom Khediven Taufik abgeschafft. — Alle diese und viele andere, hier nicht aufgezählte Übungen (Verschlingen von glühenden Kohlen und Glas usw.) erfüllen das ganze Volk, das diesen Derwischen voll abgöttischer Verehrung anhängt, mit Begeisterung. Ich hörte eines Abends in Kairo unsern Eseltreiber sich sehr absprechend über manche Punkte des Islams äußern. Als aber einer meiner Bekannten eine abfällige Bemerkung über die Derwische machte, warf er sich sofort zu deren fanatischem Verteidiger auf.

Auf gleicher Stufe steht die Heiligenverehrung und der Aberglaube in Ägypten, wie überall im Bereiche des Islams. Freilich ist

die Heiligenverehrung erst lange nach Mohammed in den Islam eingedrungen, aber sie ist doch in dessen ganzem Umfange zu dauernder Geltung gelangt. Vielbesuchte Heiligengräber („Schêchs“ genannt; Bild 149), kleine Kuppelgebäude mit Gitterfenstern, hat fast jedes Städtchen. Die Auflehnung wider die Verehrung der Heiligen durch die in Syrien entstandene Sekte der Wahhabiten, die selbst Mohammeds Grab zerstörten, wurde 1811—1816 durch Mohammed Ali und 1819 durch dessen Adoptivsohn Ibrâhim mit Waffengewalt niedergeschlagen.



Bild 149. Grab eines mohammedanischen Heiligen bei Marg (Kairo) zur Zeit der Nilschwelle.

Wie es um diese Verehrung von Heiligen steht, welchen Maßstab der islamische Ägypter an einen vollkommenen Menschen seiner Religion anlegt, davon überzeugt man sich bald, wenn man sich die lebenden Heiligen, die sog. „Welis“, am Nil ansieht; denn schon bei Lebzeiten genießen diese durchgehends große religiöse Verehrung. Solche Heilige sind zunächst in bunten Lumpen umherziehende Bettler, sog. Fakirs, die durchaus keine andere Lebensaufgabe zu haben scheinen, als durch Betteln ihren Lebensunterhalt zu suchen und durch ihre Zudringlichkeit überall den Mitmenschen lästig zu fallen; auch alle Irren und Wahnsinnigen, deren Geist, wie man glaubt, bereits bei Gott ist, genießen ehrfürchtige Scheu. Außer diesen nomadisierenden „Heiligen“ aber gibt es in Ägypten auch ansässige, zu denen man hinpilgert, seine Gabe

bringt und um Fürbitte fleht. Einen solchen bekam ich bei meiner Nilfahrt zu Gesichte: es war der „heilige“ Schéch Selîm, der oberhalb des Dorfes Hôu am Nil den größten Teil seines Lebens nackt an derselben Stelle hauste. Ich war begierig genug, diesen mosleminischen Heiligen zu sehen. Und was erblickte ich? Da lag im Sande, hart am Ufer, ein uralter, schwarzleibiger, weißköpfiger Fellah, unendlich schmutzig und gänzlich unbekleidet. Sein Kopf mit den stieren Augen und den durchfurchten Zügen wäre das beste Modell eines Raubmörders gewesen, der er nach Aussage unserer Matrosen früher auch wirklich gewesen sein soll, ehe er das Handwerk eines „Heiligen“ begann. Und um diesen vertierten Menschen, der sich nicht rührte, sondern auf die Ellenbogen gestützt vor sich hinstierte und von Zeit zu Zeit unartikulierte Laute ausstieß, hockte eine Menge großer und kleiner Moslemin, die ihn ehrfurchtsvoll grüßten, ihm ihre Gaben brachten und die unsäglich schmutzigen Hände küßten. Seine Verehrung war ganz allgemein bei allen Nilschiffern, denen er als Helfer der Schiffahrt galt, und sein dort befindliches Grab ist noch heute das Ziel vieler Pilger.

Was endlich den Aberglauben betrifft, so ist dieser jedenfalls am Nil ganz besonders im Schwunge und größtenteils auch ganz eigentümlicher Art. Es ist ja allerdings richtig, der Mensch neigt überhaupt zum Aberglauben. Auch in unserm deutschen Volke steckt trotz Christentum und Bildung noch ein Übermaß von abergläubischen Vorstellungen und Gebräuchen. Aber es gibt wohl kein anderes Religionsgebiet, in dem der Aberglaube eine so allgemeine Verbreitung hat und in so mannigfachen Formen auftritt wie im Islam, weil hier nicht wie anderwärts die herrschende Religion gegen ihn auftritt, sondern ihn sogar in Schutz und Pflege nimmt. So steht z. B. an erster Stelle der Glaube an die „Afrit“, d. h. böse Geister, die sich überall finden und in das Leben des Menschen eingreifen sollen: Unglück und Tod, Krankheit und Schmerzen, unbegreifliche Dinge, unerklärte oder unbekannte Naturerscheinungen — alles wird auf sie zurückgeführt. Wie oft bin ich bei unsern schwarzen Nil-Matrosen auf den ernsthaftesten und hartnäckigsten Widerstand gestoßen, wenn ich sie zu belehren versuchte, daß in den dunkeln Gängen der Pyramiden und in den alten Grabkammern keine bösen Geister hausten! Unvergeßlich wird mir auch der Abend bleiben, als ich auf der Terrasse des deutschen Konsuls in Luksor saß und eine Mondfinsternis beobachtete. Da hörte ich plötzlich ein unbeschreiblich wüstes Lärmen und Schreien in den Gassen unter mir. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß die Eingebornen das ungewohnte Naturereignis ganz wie die Wilden Zentralafrikas auf die Afrit zurückführten und sich wie toll vor Aufregung und Furcht gebärdeten. Allgemein ver-

breitet ist auch der Glaube an die Macht des bösen Blickes: jeder bewundernde und neidische Blick auf einen Menschen oder ein Ding soll diesem Unglück bringen. Man stellt diesen Aberglauben in den meisten Reisebeschreibungen mit dem ähnlichen, der auch in Italien und Griechenland gefunden wird, auf gleiche Linie. Doch mit Unrecht; denn in Italien z. B. begegnet man diesem Wahne nur bei dem ungebildeten Volke, und keinesfalls tritt die Religion auf seine Seite. In Ägypten findet man dagegen diesen Aberglauben allgemein auch bei den sog. Gebildeten. Man wird in Stadt und Land Mütter sehen, die ihren kleinen Kindern die zahllosen Fliegen (eine wahre ägyptische Landplage), die wie eine große, schwarze Kruste das ganze Gesicht samt den Augenhöhlen besetzt halten, nicht abwehren, um es so vor den bösen Blicken zu schützen; und auch der vornehmste und gebildetste Kairener wird aus dem gleichen Grunde seinem Knaben beim Ritte zur Beschneidung ein Tüchlein vor das Gesicht halten lassen. Als ich mit einem Bekannten einen sehr angesehenen, vornehmen und reichen Schêch in Kairo besuchte, und dieser uns auch in seinen Garten führte, in dem seine kleinen Söhne spielten, machte uns der Dragoman darauf aufmerksam, daß es nicht angebracht sei, sich um jene Knaben zu kümmern.

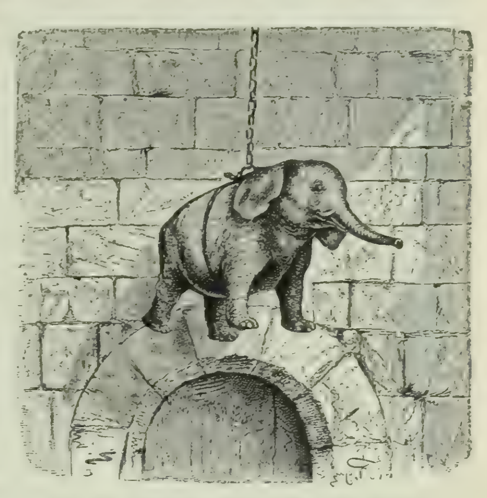


Bild 150. Amulett: Elefant über einer Haustür.

Auch das hatte seinen Grund in der Furcht vor dem bösen Blicke. Gegen diesen werden religiöse Übungen und Bräuche empfohlen: man murmelt Sprüche des Korans, spricht bestimmte Segensformeln wie: „Gesegnet sei der Prophet!" und trägt religiöse Amulette, z. B. Stückchen von dem Teppiche, der das Grab Mohammeds in Mekka geschmückt hat und von jeder islamischen Nation jährlich gewechselt wird. — Endlich führen wir noch den Gebrauch der Amulette oder Talismane an. Meist bestehen diese in Papierstreifen, die mit Koransprüchen beschrieben sind, in Leder eingenäht um den Hals getragen werden und vor jedem Übel bewahren sollen. Auch die sittenlosesten und nichtswürdigsten Menschen glauben durch das bloße Tragen solcher Amulette, die oft auch nach Ursprung und Beschaffenheit albern sind, vor allen bösen Mächten geschützt zu sein. Selbst die Esel oder Kamele

läßt man sie in gleicher Meinung tragen und hängt sie auch über den Haustüren auf (Bild 150).

Manche dieser abergläubischen Gebräuche der heutigen Ägypter scheinen altägyptischen Ursprungs zu sein. So ist z. B. die oben erwähnte Feier der Überreitung der Derwische, „Dôse“ genannt, wahrscheinlich eine Nachbildung der von Herodot geschilderten altägyptischen Feier zu Ehren des Typhon, bei der man Schlägereien veranstaltete, von denen der Volksglaube gerade wie bei dem „Dôse“ behauptete, daß niemand dabei Schaden leide. Auch die Selbstquälereien der Derwische haben vielleicht ihr Vorbild in ähnlichen Zeremonien altägyptischer Zeit, die man nach Herodot beim Feste der Isis in Busiris aufführte. Ein anderer Rest aus dem altägyptischen Heidentum ist sehr eigentümlicher Art. Man hängt an die Heiligen- oder Weligräber oder auch an heilig gehaltene Pfähle und Bäume Fetzen und Lappen, weil man glaubt, dadurch Krankenheilung usw. erzielen zu können. Einen solchen Baum sah ich z. B. auf der Insel Rôda, unter dem nach der arabischen Überlieferung die Pharaonentochter das Moseskräblein gefunden haben soll. Das erinnert wohl an die Sitte der alten Ägypter, die Bilder ihrer Götter oder deren Tempel zur Erlangung einer Gunst zu schmücken und zu beschenken. Auch gewisse Amulette haben sich aus alter Zeit am Nil erhalten. So wird, wie man ehemals sog. Skarabäen trug, jetzt noch oft von einer Mutter dem Kinde ein Skarabäus-Käfer, in Leinen genäht, auf die Brust gehängt. — Daß der Fellah heute beim Beten seine goldenen Kleinodien ablegt, erinnert an die altägyptische Anschauung, der das Gold als typhonisch galt. Und wenn jetzt noch der Imâm am offenen Grabe die Umstehenden auffordert: „Gebet Zeugnis über den Toten!“ und diese antworten: „Er war einer von den Tugendhaften“, so haben wir hier wohl einen Nachklang des Totengerichts, das in altägyptischer Zeit der Bestattung vorherging. Auch waren so manche Zaubereien und magischen Künste, denen man noch heute am Nile begegnet, bereits in alter Zeit dort üblich. Das gilt besonders von den Schlangenbeschwörern (Bild 151), die überall auf den Straßen nach den Tönen einer Flöte oder auch nach einfachen Zischlauten Brillenschlangen tanzen lassen. Die Tiere heben dabei den vordern Teil ihres Körpers senkrecht in die Höhe, wobei sie ihren Bändiger unverwandt anblicken und die Haut des Halses durch Aufrichten der ersten acht Rippen schildförmig ausdehnen. Will der Gaukler von dem schnell zusammengelaufenen Zuschauerkreise seinen Bakschisch einsammeln, so macht er die Schlangen durch einen Druck auf den Nacken starr, daß sie während des Einkassierens wie leblos liegen bleiben. (Gegen den Biß der sehr giftigen Tiere schützen sich die Beschwörer gewöhnlich durch Impfung mit Schlangengift

oder durch den Genuß gewisser giftwidriger Pflanzen.) — Endlich ist die Vorliebe für die Katzen, wie man sie in Stadt und Land am Nil beobachten kann, wohl auf die Verehrung dieser Tiere in alter Zeit zurückzuführen. Dagegen werden die Hunde, die sich der ganz besondern Zuneigung des alten Pharaonenvolkes zu erfreuen hatten, heute am Nil wie im ganzen Orient geradezu verächtlich und herzlos behandelt.

Im Gegensatze zu andern Völkern des Islams herrschte in Ägypten bereits seit der Thronbesteigung Mohammed Alis die Duldung Andersgläubiger, die von den europäischen Mächten wegen ihrer Interessen im Orient und wegen ihrer starken Niederlassungen am Nil mit Hilfe der Konsulate energisch aufrecht erhalten wurde. Seit vollends die englische Herrschaft sich immer mehr im Lande befestigte, sind kaum noch nennenswerte Akte der Unduldsamkeit zu verzeichnen, was dem Reisenden besonders angenehm auffallen wird, der nach längerem Aufenthalt in Ägypten das fanatische Palästina besucht, wo tätliche Angriffe auf christliche Fremde (namentlich in Hebron, Nâbulus usw.) noch ziemlich häufig sind. Daß es sich jedoch nur um eine äußerlich erzwungene Toleranz handelt, kann keinem, der die ägyptischen Zustände eingehender an Ort und Stelle beobachtet, entgehen. In Schule und Moschee wird die Unduldsamkeit gelehrt, und wer die Hochschule des Islams, die Moschee el-Azhar in Kairo, besucht hat, wird gewiß darauf aufmerksam gemacht



Bild 151. Schlangenbeschwörer.

worden sein, daß er sich jeder Äußerung seiner Ansichten dort zu enthalten habe, da diese Hochschule die Pflanzstätte fanatischer Unduldsamkeit ist. Daß der Fanatismus bei gegebener Gelegenheit wieder auflodern und sich verhängnisvoll äußern kann, haben im Juni 1882 die blutigen Vorgänge in Alexandria gezeigt: nicht nur Haß gegen die am Nil zu einflußreichen Europäer und Plünderungssucht des Pöbels waren die Triebfedern jenes Blutbades, es hat auch ein gutes Stück islamischen Fanatismus' gegen die „Ungläubigen" dabei mitgespielt. Auch 1906 und 1907 fehlte es nicht an mannigfachen Anzeichen einer tiefgehenden Gärung im ägyptischen Volke; und im Februar 1908 wäre es in dem seit ältester Zeit besonders unruhigen Alexandria bei dem Versuche, dort eine Dantebüste aufzustellen, zweifellos zu Gewalttaten gekommen, wenn nicht die englisch-ägyptische Polizei auf ihrem Posten gewesen wäre.

Was die christliche Mission unter den Mohammedanern Ägyptens bis jetzt erreicht hat — nämlich äußerst wenig! — werden wir in dem am Schlusse dieses Buches folgenden Abschnitt über die „Geschichte des Christentums in Ägypten" sehen. Alle übrigen Reformversuche, den jungen Ägypter „zum Europäer zu machen", haben das traurige Resultat erzielt, daß die jungen Menschen Moslemin dem Namen nach blieben, in Wirklichkeit aber völlig Agnostiker wurden und eigentlich weniger europäisiert als gallizisiert waren, da sie gerade vom französischen Charakter die am wenigsten angenehmen Züge zur Bildung ihrer „Moral" annahmen. Lord Cromer[1] gibt sein Urteil dahin ab, daß der Islam sich nicht reformieren läßt, und daß ein reformierter Islam nicht länger Islam ist. Alle europäische Zivilisation hat bis jetzt in Ägypten eine Religion zerstört, ohne eine andere mit Erfolg an ihre Stelle zu setzen.

4. Regierung und Verwaltung des Landes in der Neuzeit[2].

Die gegenwärtige Regierungs- und Verwaltungsform in Ägypten hat ihr eigenartiges Gepräge durch die Engländer erhalten. Seit diese im Jahre 1882 das Land besetzten, angeblich um Ordnung zu schaffen und das Volk zur Selbständigkeit zu erziehen, sind sie mehr und mehr die Herren geworden und werden das, nachdem die Franzosen endgültig abgeschoben worden sind, auch wohl bleiben, obwohl die nationalistische

---

[1] Vgl. sein Modern Egypt, 2 Bde, London 1908, deutsch von M. Plüddemann, Das heutige Ägypten, Berlin 1908.

[2] Vgl. das Buch Cromers sowie Neumann, Das moderne Ägypten, Leipzig 1893; v. Fircks, Ägypten 1894, 2 Bde, Berlin 1895 f; Milner, England in Egypt, London 1899; v. Grünau, Die staats- und völkerrechtliche Stellung Ägyptens, Leipzig 1903; de Guerville, Das moderne Ägypten, deutsch, Leipzig 1906.

Partei in Ägypten, deren idealistischer Führer Mustafa-Kamel-Pascha am 10. Februar 1908 in Kairo gestorben ist, noch immer an einen freiwilligen Abzug der Engländer glaubt und für dieses Ziel kämpft. Der Mann, der Ägypten auf seine gegenwärtige Höhe gehoben hat, ist der Lord Cromer (Bild 152), der 1877 als Sir Evelyn Baring das Amt eines Commissaire de la Dette Publique in Ägypten übernahm, nach zwei Jahren mit dem Franzosen de Blignières die Kontrolle der innern Politik des Landes ausübte und von 1883 bis 1907 als britischer Generalkonsul und diplomatischer Agent das Nilland als der „ungekrönte König von Ägypten" unbeschränkt regiert hat (1892 wurde er Lord Cromer, 1899 Viscount, 1907 Earl of Cromer). Will man sich die Größe seiner Leistungen deutlich vergegenwärtigen, so vergleiche man nur die Verhältnisse von 1883 mit denen von 1907. Damals finanzieller Zusammenbruch, drohender Verlust des Sudâns, Lähmung des Handels, Versumpfung der innerpolitischen Arbeit und allgemeine Mut- und Ratlosigkeit. Bei seinem Abgang: Gesundete Finanzen, Staatskredit, Wiederbesitz des Sudâns, blühender Handel, sich stetig steigernder Verkehr, Reorganisation des gesamten Staatslebens und eine unverrückbar feste, von London aus geleitete Politik! — Kein Wunder daher, wenn angesichts solcher Tatsachen die Briten seines Lobes übervoll sind und ihn den größten Vizekönigen von Indien gleichsetzen.



Bild 152. Lord Cromer. (Phot. P. Dittrich.)

Ein Staatsmann ersten Ranges ist er zweifellos. Schade nur, daß man außerhalb Englands über die von ihm eingeschlagenen Wege nicht so begeistert sein kann. Sein System ist gekennzeichnet durch echt englische Rücksichtslosigkeit. Seit er in Kairo die Regierung angetreten hat, sind in Ägypten englische Gesetze und Methoden ausschlaggebend geworden. Ohne irgendwelche Fühlung mit den Ministern des Khediven zu suchen, ersetzte er die ägyptischen Beamten und auch viele der ältern englischen durch junge Männer seiner Wahl, die ihm bei der strengen

Durchführung englischer Gesetze und englischer Maßnahmen bedingungslos behilflich waren. Die öffentliche Meinung und die Auslassungen der ägyptischen Presse waren ihm höchst gleichgültig. Er wollte die Einheimischen durch Gewöhnung an strenge Zucht und Ordnung auf eine verfassungsmäßige Regierung vorbereiten, wünschte aber im übrigen keinerlei Beziehungen zwischen den englischen Offizieren, höhern Beamten ꝛc. und den gebildeten Ägyptern. Das alles hatte zur Folge, daß auch die offenkundigsten Erfolge und Wohltaten seiner Regierung, wie die teilweise Tilgung der Staatsschuld, die Verminderung der Steuern, die Erschließung vieler neuen Hilfsquellen für das Land und die daraus folgende Hebung des Wohlstandes aller Klassen, ihm nicht die Dankbarkeit des ägyptischen Volkes eintrugen. Vielmehr wuchs die Unzufriedenheit der Gebildeten und namentlich auch die der sich stark zurückgesetzt fühlenden einflußreichen Priester immer mehr. Daß Lord Cromer diese steigende Mißstimmung erst dann erkannte, als sie in den letzten zwei Jahren hier und da in heller Flamme aufloderte, und weitverzweigte Verschwörungen aufgedeckt wurden, hat er seiner prinzipiellen Ablehnung jedes guten Rates, jedes Widerspruches, jeder Vorstellung zu verdanken. Durfte doch selbst der Khedive, den Lord Cromer zu einem wahren Strohmann degradierte, keinerlei Einspruch wagen, ohne sich ernstlichen Beleidigungen auszusetzen. Durch Schroffheit der Form, mit der sie eingeführt wurden, sind selbst viele äußerst wohltuende Reformen, namentlich auf dem Gebiete der Hygiene, der arabischen Bevölkerung verhaßt geworden. Auch die übergroße Zahl der englischen Beamten erregte viel böses Blut, zumal da sie in Lord Cromers Sinne nicht zu beraten, sondern zu befehlen hatten. Es ist kein Zweifel, daß die immer offenkundiger gewordenen Unzuträglichkeiten dieses Regierungssystems Lord Cromers Herrschaft ein Ende gesetzt haben; darüber täuschen auch die ungewöhnlichen Ehrungen nicht hinweg, mit denen dieser nach seinem Rücktritt in England überschüttet wurde. Allem Anschein nach hat sein Nachfolger, Sir Eldon Gorst, der die ägyptischen Verhältnisse durch vieljährigen Verwaltungsdienst gründlich kennt, die Absicht, mit dem System Cromers zu brechen. England aber wird fortfahren, wie bisher das faktische Protektorat über Ägypten auszuüben; denn es ist gewiß ganz die Meinung der englischen Regierungskreise, was Lord Cromer in dem vorhin zitierten Werke sagt: „Es ist möglich, daß die Ägypter in einer zukünftigen Periode fähig gemacht werden, sich selbst zu regieren, ohne die Anwesenheit einer ausländischen Armee in ihrer Mitte und ohne fremdländische Leitung in bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten; aber diese Periode ist noch weit entfernt. Eine oder mehrere Generationen müssen meiner Ansicht nach vergehen, ehe die Frage mit Nutzen auch

nur diskutiert werden kann." Innerhalb des hier bezeichneten Zeitraumes werden die Engländer dann vermutlich nachgeholt haben, was sie bis jetzt verpaßten: nämlich aus dem faktischen Protektorate auch das staatsrechtliche zu machen. Denn Tatsache ist, daß sie seit dem berüchtigten Bombardement von Alexandria den Besitz Ägyptens schon zur Sicherung ihres indischen Kaiserreichs als eine Notwendigkeit betrachtet haben.

Allem Anschein nach suchen die Engländer jetzt ihr Ziel auf dem Umwege über den Sudân zu erreichen, dessen rechtmäßige Mitbesitzer sie seit 1899 ja bereits sind. Es ist Tatsache, daß derjenige, der den Sudân beherrscht, faktisch auch Herr Ägyptens ist. Und wie wichtig jener den Engländern ist, haben sie dadurch bewiesen, daß sie 1898 seinetwegen selbst einen Krieg mit Frankreich zu führen bereit waren, als sie den Abzug der Franzosen aus Faschoda durch ein Ultimatum erzwangen. Wer nämlich den Sudân besitzt, kann mit Leichtigkeit Ägypten 4—6 Wochen lang das Nilwasser zur Zeit seines Tiefstandes im Hochsommer abschneiden, indem er dieses in die Oasen und Niederungen der Libyschen Wüste leitet. Dadurch wäre ganz Ägypten von Assuân bis Alexandria in eine Wüste verwandelt. Daß die Engländer, die nach der Meinung ihres eignen Dichters noch nie gezaudert haben, eine Welt zu zerschmettern, die ihr Eigentum nicht werden konnte, einer solchen Handlung fähig sind, haben sie unter anderm 1801 gezeigt, als sie die Dünen bei Abukir durchstachen, um die Franzosen im Wasser umkommen zu lassen und dadurch 150 blühende Ortschaften mit 40 000 ha fruchtbaren Marschlandes vernichteten. Manche sehen daher den ersten Anfang zur eventuellen Entwässerung Ägyptens bereits in dem großen Stauwerke von Assuân (s. S. 15) gemacht[1]. Der Selbständigmachung des Sudâns dient zweifellos auch der für Ägypten ganz nutzlose, aber mit ägyptischen Arbeitskräften ausgeführte Bahnbau von Berber nach Suâkin und die unter anderm Gesichtswinkel ganz unverständliche Tatsache, daß man die nur 346 km betragende Strecke zwischen Schellâl, der südlichsten Station des ägyptischen Eisenbahnnetzes, und Wâdi Halfa, der nächsten Endstation der Sudân-Bahnen, ohne jeden triftigen Grund — aber zur großen Belästigung der von Kairo nach Chartûm Reisenden — unausgeführt läßt, obgleich doch die geplante Bahn von Kairo nach Kapstadt

[1] Vor kurzem wurde die Erhöhung des Staudammes von Assuân um 6 m beschlossen, so daß seine Gesamthöhe dann 46 m beträgt. Da hierdurch eine noch größere Landfläche mit wertvollen archäologischen Schätzen von Wasser bedeckt wird, ordnete das ägyptische Finanzministerium im Herbste 1907 eine genaue Aufnahme des in Frage stehenden Geländes in topographischer, archäologischer und anthropologischer Beziehung an, deren erste Resultate mit 27 Karten und Abbildungen niedergelegt sind im 1. Heft des **Archaeological Survey of Nubia, Kairo 1908.**

von den Engländern als ein höchster Ruhmestitel in Anspruch genommen wird. Daß 1902 die Bahnfrachtentarife zwischen Alexandria und Assuân um volle 50% erhöht wurden, wäre demnach ebenfalls einzig im Interesse des Sudâns geschehen, weil auf diese Weise der Hauptverkehr der billigern Linie Suâkin-Berber zufallen wird.

Gehen wir nach diesen einleitenden allgemeinen Ausführungen nunmehr zu Einzelheiten der Regierung und Verwaltung über, so müssen wir zunächst auf den völkerrechtlich höchst merkwürdigen Zustand hinweisen, der durch die englische Besetzung in Ägypten entstanden ist. Während das Land auf der einen Seite so vollständig in der Hand Englands ist, daß es sich praktisch kaum noch von einer englischen Kolonie unterscheidet, ist es doch anderseits noch immer ein Tributärstaat der Türkei, der freilich in der innern und äußern Verwaltung volle Selbständigkeit besitzt. Der an die Hohe Pforte zu zahlende Tribut beträgt, wie wir bereits gehört haben, seit 1866 750000 türkische Pfund (= etwa 13840000 *M*). Die machtlose Stellung des Khediven haben wir ebenfalls schon genügend gekennzeichnet. Wir können noch hinzufügen, daß England bis jetzt noch nicht einmal den Versuch gemacht hat, dem Vizekönige wenigstens einige Selbständigkeit zuzuweisen. Seine Persönlichkeit ist daher unter den gegenwärtigen Verhältnissen für die Geschicke des Landes ganz gleichgültig. Die Thronfolge ist seit 1866 geregelt nach dem Gesetze der Primogenitur; doch sind weibliche Deszendenten von der Herrschaft ausgeschlossen.

Dem Khediven steht zur Seite ein nationales Ministerium, das aus sieben Mitgliedern zusammengesetzt ist: den Ministern des Innern, der öffentlichen Arbeiten, der auswärtigen Angelegenheiten, der Finanzen, der Justiz, des Kriegs und der Marine, des öffentlichen Unterrichts. Seit 1895 hat den Posten eines Ministerpräsidenten und des Ministers des Innern Mustafa-Pascha-Fehmi inne, der ganz und gar unter englischem Einfluß steht, so daß auch die nationale Bedeutung dieses Ministeriums rein illusorisch ist, zumal angesichts der Rücksichtslosigkeit des Lord Cromer. Bei Entscheidungen über finanzielle Fragen ist das Ministerium außerdem noch an die Zustimmung eines englischen Finanzrats gebunden, der auf Englands Betreiben 1883 an die Stelle des englischen und französischen Kontrolleurs der Finanzen trat. Außerdem gehört dem Kabinett noch ein Oberkommissar der Hohen Pforte an, der seit 1887 seinen Sitz in Kairo hat. Die meisten der höchsten Ämter sind dazu in allen Ministerien mit Engländern besetzt, die einen unverhältnismäßig hohen Gehalt beziehen, während die wenigen Einheimischen (der Gothaische Hofkalender von 1908 zählt unter 79 hohen Departementsbeamten nur 7 ägyptische auf!) viel geringer besoldet sind, was diesen begreiflicherweise reichen Stoff zu großer Erbitterung bietet.

Was die 1883 geschaffene Volksvertretung angeht, so ist diese kein Parlament im modernen Sinne, da sie nur mitberaten kann. Man hat zu unterscheiden drei Körperschaften, nämlich die Landesversammlung (assemblée générale), den gesetzgebenden Rat (conseil législatif) und die Provinzialräte (conseils provinciaux). Der gesetzgebende Rat besteht aus 30 Mitgliedern, von denen 14 von der Regierung ernannt und 16 durch indirekte Wahl gewählt werden. Er hat nur eine beratende, keine entscheidende Stimme und erhält zur Begutachtung vorgelegt alle Gesetze und die sich auf die öffentliche Verwaltung beziehenden Dekrete sowie das Budget und die Generalrechnung der abgelaufenen Budgetperiode. Die Landesversammlung besteht aus den 7 Ministern, den Mitgliedern des gesetzgebenden Rates und 46 durch indirekte Wahl gewählten Notabeln. Sie hat die Genehmigung zu allen neuen Steuern zu erteilen oder abzulehnen, besitzt aber im übrigen nur das Recht der Begutachtung. Die Provinzialräte haben ihren Sitz bei jeder Provinzialverwaltung und können mitberaten bei allen Fragen, welche die besondere Verwaltung der Provinz betreffen.

Seit den ältesten Zeiten wird das Land eingeteilt in Ober- und Unterägypten, deren Grenze bei Kairo ist. Oberägypten reicht bis zum Katarakt von Assuân und zerfällt administrativ in die acht Provinzen oder Mudirijen von Gize, Benisuêf, Fajûm, Minje, Siût, Girge, Kene, Assuân. Unterägypten umfaßt die sechs Provinzen: Kaljûb, Scharkije, Dakalije, Menufije, Gharbije und Behêre. Die Städte Kairo, Alexandria, Damiette, Port Said, Ismailija, Suês und el-Arisch werden durch einen besondern Gouverneur verwaltet. An der Spitze jeder Provinz steht der Mudir, dem ein Diwân (= Ratskollegium) beigeordnet ist; zu letzterm gehören gewöhnlich: der Vizegouverneur (Wekil), der Inspektor, der stets ein Engländer ist, der koptische Bureauchef, der Steuerdirektor und Chef der Kassenverwaltung, der Kâdi genannte oberste Richter und Chef der geistlichen Angelegenheiten, der Polizeioberst, der Oberarzt und der Oberbaurat für Kanal- und Straßenbauten. Dem Mudir unterstehen direkt die Verwalter (Mamûr) der Kreise (Markaz), in die jede Provinz eingeteilt wird. Jeder Markaz zerfällt wieder in Gemeindebezirke (Nahije), deren Siedelungen von einem Ortsvorsteher ('Omde) geleitet werden; neben diesem haben größere Ortschaften noch einen Dorfältesten, den Schêch el-beled. Die beiden letztgenannten Beamten stehen unmittelbar unter dem Mamûr. Dagegen nimmt der Stadtrat (Schêch el-tumn), der in größern Städten dem aus mehreren Bezirken zusammengesetzten Stadtkreise vorsteht, selber den Rang eines Mamûr ein. Dem Mudir liegt die administrative, finanzielle und politische Verwaltung der Provinz ob, ebenso die Entscheidung in Rechtssachen, jedoch sind ihm alle Fälle

religiöser Natur, die in das Gebiet des Kâdi gehören, entzogen. Seine Hauptaufgabe bleibt die Einziehung der Steuern. Der Sitz aller Zentralbehörden ist Kairo. Dort vollzieht auch der Khedive alle offiziellen Handlungen, obwohl der gegenwärtige seinen Hauptwohnsitz in dem 7 km von Kairo dicht bei Matarije gelegenen Schlosse Kubbe hat. — Die Bestechlichkeit und Tyrannei der Beamten war früher, namentlich bei Gelegenheit der Steuereinziehung, ungeheuer; denn die Art der alten Regierung war so, daß sie Redlichkeit bei Ausübung der amtlichen Pflichten beinahe unmöglich machte. Gar nicht selten waren die Fälle, daß ein Beamter mit einem Monatsgehalte von etwa 600 bis 800 Mark sich nach kurzer Amtszeit ganz wie die altrömischen Prokonsuln mit einem ungeheuern Vermögen zur Ruhe setzen konnte. Unter der englischen Herrschaft ist hierin natürlich ganz gehörig Wandel geschaffen worden. Doch liegt die Korruptionswirtschaft dem Orientalen zu tief im Blute, als daß die Bestechlichkeit ganz auszurotten wäre. Sie besteht, besonders im ägyptischen niedern Beamtentum, auch heute noch vielfach und wird trotz der strengsten englischen Maßnahmen auch fernerhin so bald nicht aufhören.

Die Rechtspflege wird gegenwärtig durch vier getrennte Gerichtsbarkeiten ausgeübt: Alle auf den Personalstatus der Einheimischen sich beziehenden Fragen wie Ehesachen, Erbfolge, Vormundschaft ꝛc. werden unter dem Vorsitze des Kâdis durch das Mehkemme entschieden, und zwar nach dem religiösen Gesetz des Islams, dem Scheriat. — Wichtigere Streitsachen der Eingebornen sowie alle Kriminalverbrechen kommen vor die 1884—1889 ins Leben gerufenen einheimischen Gerichte. Diese bestehen jetzt aus 44 Summary Tribunals, die von je einem Richter präsidiert werden, und aus sieben Central Tribunals, denen je drei Richter vorstehen. Ihr Appellhof für wichtigere Fälle ist in Kairo; von den Appellräten sind etwa die Hälfte Europäer. Nach dem Gesetz von 1904 müssen diese einheimischen Gerichte in jedem Kreise wöchentlich eine Sitzung abhalten. Die Central Tribunals bilden zugleich die zweite Instanz für Urteile, welche die Summary Tribunals über geringere Vergehen und weniger wichtige Zivilstreitigkeiten gefällt haben. — Wie im Bereich der gesamten Türkei, so sind auch in Ägypten die Fremden auf Grund besonderer Kapitulationen von den einheimischen Gerichten unabhängig. Da diese Abmachung am Nil aber seit Mitte des 19. Jahrhunderts zu Unzuträglichkeiten führte, wurden 1876 die sog. gemischten Gerichtshöfe eingerichtet, die aus einheimischen und europäischen Richtern bestehen; letztere ernennt der Khedive mit Zustimmung der Großmächte nach den ihm von diesen gemachten Vorschlägen. Vor diesen Gerichten werden Streitfälle zwischen Europäern und Ägyptern geschlichtet; selbst der Khedive und die ägyptische Staatsverwaltung suchen hier ihr

Recht gegen die Fremden. Auch die Klagen zwischen Ausländern verschiedener Nationalitäten werden hier ausgetragen. Das den Rechtsprechungen zu Grunde liegende Gesetzbuch schließt sich hauptsächlich dem französischen und italienischen Rechte an. Die gemischten Gerichtshöfe entscheiden endgültig in zwei Instanzen. Gerichte erster Instanz sind in Kairo, Alexandria und Mansûra, eine Delegation in Port Saïd; der Appellhof, der mit sechs ägyptischen und zehn fremden Richtern besetzt ist, befindet sich in Alexandria. — Den Konsulargerichten, die früher in sämtlichen Streitfällen, die Europäer unter sich oder mit Einheimischen hatten, zuständig waren, liegt heute nur noch die Entscheidung in den meisten Streitigkeiten ob, die zwischen Landsleuten des betreffenden Konsuls entstanden sind. Den Konsuln blieb jedoch das Vorrecht der Exterritorialität, das außerhalb des Orients sonst nur die diplomatischen Vertreter genießen. — Während noch das unter Saïd-Pascha verfaßte Gesetzbuch el-Kanûn eine stellenweise geradezu komisch wirkende Verschmelzung von religiösem und weltlichem Rechtswesen darstellte, wurden später auch für die Einheimischen fachmännisch gebildete Richterkollegien nach moderner Fassung, auch Handelsgerichte usw., eingesetzt. Auf Grund dieser neugeordneten Gerichtsbarkeit kann man ohne Übertreibung behaupten, daß die öffentliche Sicherheit heute in allen Teilen Ägyptens nicht geringer ist als in Europa, so daß man getrost ohne Waffen das ganze Land bereisen kann. Auch die Polizei ist durchweg gut.

Ein wunder Punkt am ägyptischen Staatskörper sind die Finanzen, die ja, wie wir in dem historischen Überblicke bei Besprechung der Regierung Ismails und Taufiks gezeigt haben, im Grunde genommen auch schuld an der gegenwärtigen Abhängigkeit Ägyptens von England sind. Bis zum Jahre 1868 war der Stand der ägyptischen Finanzen in undurchdringliches Dunkel gehüllt. In den seit jener Zeit vorgelegten Budgets war regelmäßig ein nicht unwesentlicher Überschuß verzeichnet. Dennoch betrug, namentlich infolge der Mißwirtschaft des Khediven Ismail, schon im Jahre 1880 die Staatsschuld 98 376 630 Pfund Sterling, und der jährliche Schuldendienst erforderte 3 421 404 ägyptische Pfund (das ägyptische Pfund = 20,74 deutsche Reichsmark). Rechnet man dazu die 200 000 Pfund Sterling, die Ägypten jährlich an England auf die verkauften Suësaktien bis 1894 zu zahlen hatte, sowie den der Türkei zu leistenden Tribut, so ergibt sich die ungeheure Summe von rund 89 300 000 Mark, die schon damals der Staat jedes Jahr an das Ausland abzuliefern hatte. Durch neue Anleihen von 1885, 1888 und 1890, welche die Regelung der Finanzen nötig machte, überstieg die Staatsschuld die Summe von 100 Millionen Pfund Sterling um ein Beträchtliches. Zur Verwaltung der öffentlichen festen Schuld wurde

1876 eine besondere Staatsschuldenkasse (Caisse de la Dette Publique) gegründet. Durch kluge Verwaltung hoben sich die Staatseinkünfte immer mehr, so daß 1890 eine teilweise Konversion drr Staatsschulden möglich war. Betrugen diese auf der Grundlage des von allen Mächten angenommenen Liquidationsgesetzes vom 17. Juli 1880 (vgl. S. 209) z. B. im Juli 1902 noch 103022000 Pfund Sterling, so verzeichnet das Budget von 1907 „nur noch" 96180660 Pfund Sterling, für die 3606782 Pfund Sterling Zinsen zu zahlen waren. Diese sowie der Schuldendienst und die Kosten für die internationale Verwaltung bilden auch heute noch den größten Teil der ägyptischen Staatsausgaben. An Einnahmen zählt das Budget im Jahre 1906 (in Pfund Sterling) die folgenden auf: direkte Steuern (Grundsteuern ꝛc.) 5134042, indirekte Steuern (Zoll, Tabakmonopol) 1963861, Eisenbahnen 3257600 usw., im ganzen 15337294, denen 13161863 Pfund Sterling Ausgaben gegenüberstehen, so daß sich für 1906 ein Überschuß von 2175431 Pfund Sterling ergibt; im Jahre 1907 betrug dieser 2087405 Pfund Sterling. Infolge dieser sich stetig bessernden Finanzlage konnten allmählich die ursprünglich sehr hohen Steuern vermindert werden, namentlich die ganz besonders drückenden kleinen, von denen Lord Cromer im Anfange seiner Tätigkeit in Ägypten 37 vorfand. So wurde z. B. ehemals für jede einzelne Dattelpalme eine Steuer erhoben, während jetzt nur für den von Palmen bewachsenen Grund und Boden ein Gewisses zu zahlen ist. Ganz abgeschafft wurde von den Engländern mit manchen andern Abgaben die Marktsteuer, die früher für alle auf den Markt gebrachten Produkte zu leisten war. Auch die Grundsteuer wurde herabgesetzt und gleichmäßiger verteilt, das unfruchtbare Land von jeder Abgabe befreit und die Fronarbeit, die dem Staate früher jährlich 400000 ägyptische Pfund einbrachte, 1890 ganz beseitigt. Ebenso wurden rückständige Steuern wiederholt erlassen. Immerhin müssen auch jetzt noch die Kaufleute, Bazarinhaber und Handwerker eine Einkommensteuer von 4 bis 20 Prozent zahlen. Steuerfrei sind die frühern Privatgüter des Khediven (vgl. S. 208), die heute Staatsdomänen sind und einen Flächenraum von 178747 Hektar ausmachen. Die Zivilliste, die der Vizekönig für seine Person bezieht, beträgt rund 2 Millionen Mark. — Alles in allem läßt sich nicht bestreiten, daß gerade hinsichtlich der Ordnung der gänzlich zerrütteten Finanzwirtschaft die Besetzung Ägyptens durch England für das ausgesogene Land ein Segen geworden ist.

Ein stehendes Heer mit europäischer Organisation hat Ägypten seit Mohammed Ali, der zeitweise über 160000 Mann verfügen konnte. Jetzt darf, wie ein Ferman der Hohen Pforte vom 6. August 1879 bestimmt, die Friedenspräsenzstärke 18000 Mann nicht übersteigen.

Jeder dienstfähige Ägypter wird vom 19. Lebensjahre an zu einem fünfjährigen Militärdienst herangezogen (ausgenommen Geistliche, Lehrer, Studenten) und hat dann noch fünf weitere Jahre bei der Polizei oder der Reserve zu bleiben. Doch ist für 20 Pfund Sterling Loskauf erlaubt. Die Polizei, welche die erste Reserveklasse des Heeres bildet, zählt viele Ausländer in ihren Reihen. Sie ist fest organisiert in vier Divisionen, die für Unterägypten, Oberägypten, Kairo und Alexandria bestimmt sind (kleine Abteilungen stehen außerdem noch am Suéskanal), und zählt mit den Offizieren insgesamt etwa 6250 Mann. Wie die Polizei unter englischer Führung eine Mustertruppe geworden ist, so daß die Ordnung in Kairo und Alexandria geradezu überraschen muß, so ist das Heer ein gefügiges Werkzeug in den Händen bewährter englischer Führer geworden. Die ganze ägyptische Armee steht seit 1882 unter einem englischen General, der als Oberbefehlshaber den Titel Sirdâr führt und gewöhnlich in Chartúm residiert, da er gleichzeitig Generalgouverneur des Sudâns ist. Der gegenwärtige ist Sir Reginald Wingate. Auch von den 755 Offizieren des ägyptischen Heeres waren 1908 121 Engländer. Die Gesamtstärke der einheimischen Armee betrug 1908 genau 19010 Mann; an Pferden und Maultieren waren im gleichen Jahre etwa 2100 vorhanden, an Kamelen 574, an Geschützen 250. Dazu kommt noch das britische Besatzungsheer, das seit 1882 in Ägypten geblieben ist, und für dessen Unterhaltung das Land jährlich 100000 Pfund Sterling zu zahlen hat. Es zählte 1908 4660 Mann und steht augenblicklich unter dem Brigadegeneral G. A. Bullock.

Mohammed Ali schuf mit außerordentlichen Kosten auch eine Kriegsflotte, die aber bereits in den letzten Jahren seiner Regierung in übeln Zustand geriet und heute nicht der Rede wert ist. Sie enthält kein einziges Kriegsschiff im modernen Sinn, sondern außer einigen khedivialen Jachten nur noch verschiedene Küstenwachtdampfer, Flußkanonenboote, Depeschenkreuzer, Transportschiffe usw. Die Zeiten, in denen Ägypten ernstlich mit einem Angriff auf Konstantinopel rechnen konnte, sind wohl für immer vorbei. Eine Flotte wäre für das Land in seinen gegenwärtigen Verhältnissen nur ein kostspieliger Luxusartikel. — Die Handelsmarine bestand 1906 aus 15 Dampfern mit 6428 Registertonnen und 7 Segelschiffen mit über 50 Registertonnen. Der Handelsverkehr geht in der Hauptsache über Alexandria, wo 1906 genau 1958 Schiffe mit 3076491 Registertonnen einliefen und 1964 Schiffe mit 3085006 Registertonnen ausfuhren.

Daß auch der sich stetig vergrößernde Postverkehr ganz nach europäischer Art geregelt ist, versteht sich von selbst. 1907 gab es 1249 Postbureaus und 418 Telegraphenbureaus. Die Länge der

Telegraphenlinien betrug im gleichen Jahre rund 4000 km, die der Telephonlinien etwa 5000 km und die der Staatsbahnen ungefähr 2300 km. — Seit dem regelmäßigen Eisenbahn- und Dampferverkehr am und auf dem Nil sind die ehemals unentbehrlichen Dahabijen (Bild 153; vgl. auch Bild 70, S. 129) ein Luxus geworden, den sich nur sehr reiche Leute leisten können. Man unterscheidet Dampf- und Segel-Dahabijen, die noch heute bei der Firma Cook und der Anglo-American Company in Kairo für einen Monatspreis (mit Beköstigung) von 400 bis 700 Pfund Sterling zu haben sind.

5. Wissenschaft, Poesie und Kunst.

a. Wissenschaft.

Als die Araber im Jahre 638 n. Chr. an den Nil kamen, war dort von wissenschaftlichen Bestrebungen schon längst keine Rede mehr. Seit Kaiser Justinians Zeit war die Bedeutung Alexandrias verschwunden. Was es noch an Gelehrten und Bücherschätzen besessen hatte, das war nach Konstantinopel geschafft worden. Die Stadt am Bosporus hatte die Alexanderstadt als Metropole des damaligen Wissens abgelöst.

Es läßt sich nicht leugnen, daß in Ägypten, wie anderwärts, der Islam dem Unterrichtswesen und manchen geistigen Bestrebungen einen Anstoß gegeben hat. Da der Koran den Satz aufstellte, daß das Koranlesen allein schon ein verdienstliches Werk sei, und außerdem den Anspruch erhob, alles Wissenswerte zu enthalten, so begann bald eine Wissenschaft des Korans, seiner Sprache und seines Inhalts; dazu kamen dann noch Untersuchungen über die Echtheit und Unverfälschtheit der mündlichen Überlieferung, der sog. Sunna. Einer der ältesten Biographen Mohammeds, der Geschichtschreiber Wakidi, erzählt, daß die Gefährten Mohammeds nach dessen Tode sich allabendlich zu versammeln pflegten, um sich gegenseitig im Koran zu unterrichten. Es mußten sich nun bald Abweichungen in theologischen und juristischen Fragen geltend machen, auch in Bezug auf das Zeremoniell war man nicht immer einer Meinung; so entstanden nach und nach die vier orthodoxen, nach ihren Stiftern benannten Schulen der Malekiten, Hanefiten, Schafeïten und Hambaliten, die in der Folgezeit den Sieg über die freidenkerischen Richtungen behaupteten. Infolge des hierdurch entstandenen geistigen Wettkampfes sehen wir bis zu den Zeiten der Kreuzzüge hin islamische Wissenschaft in Blüte stehen. Aber gerade die Art der Anregung dazu schrieb von vornherein dieser wissenschaftlichen Bewegung auch die Grenzen vor.

Im Bereich des Islams gelangte die Philosophie zu großer Entfaltung, besonders vom 10. bis 13. Jahrhundert, und zwar auf der Grundlage des Neuplatonismus. Es ist aber zunächst nicht zu über-

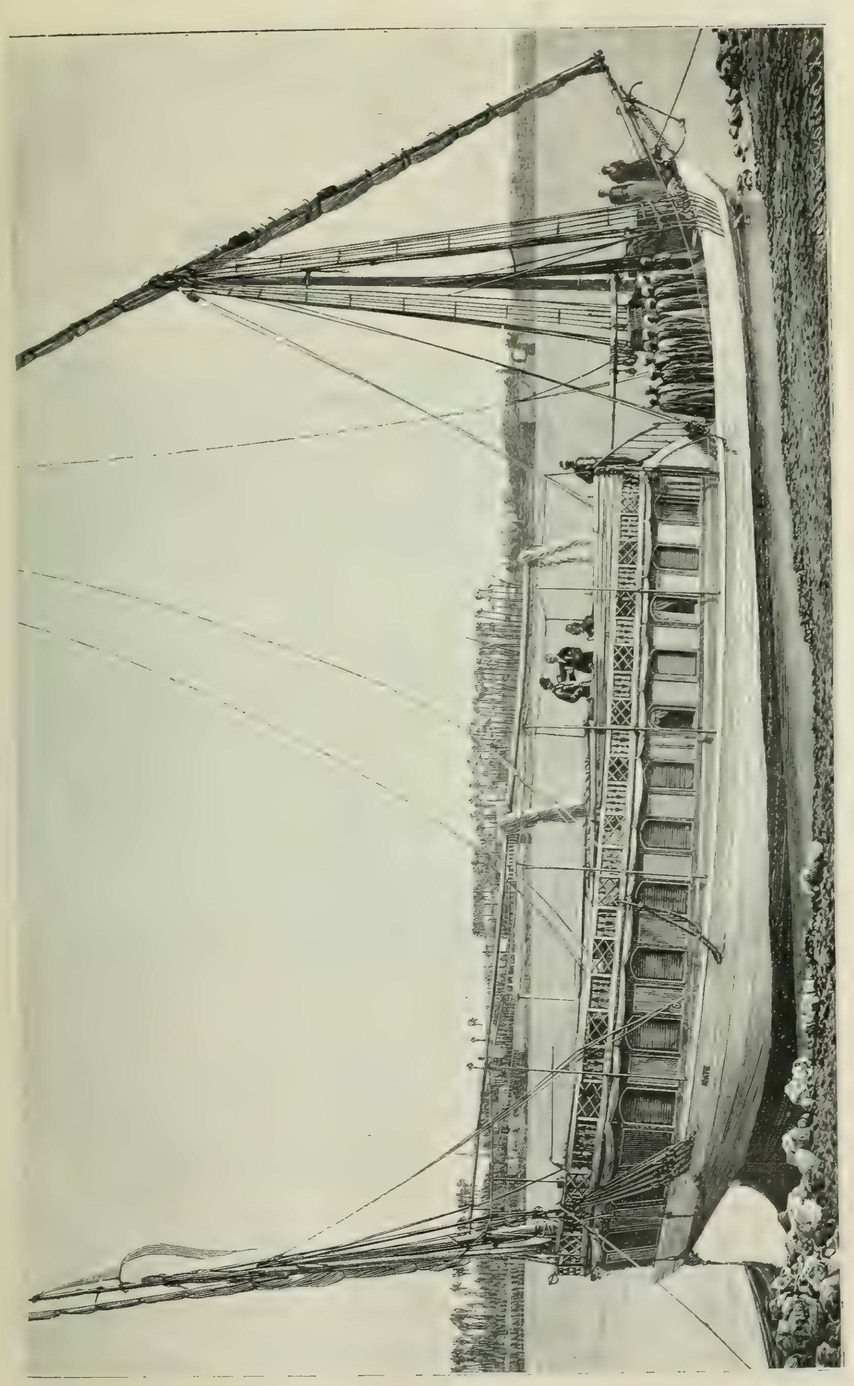


Bild 153. Segel-Dahabije auf dem Nil.

sehen, daß die Träger dieser höhern wissenschaftlichen Bewegung Fremde waren: Perser, Spanier u. a., oft geradezu Christen; unter den sog. arabischen Philosophen war nur Alkindi wirklich arabischen Ursprungs. Es ist deshalb unrichtig, von einer „arabischen" Philosophie und von „arabischer" Wissenschaft zu reden. Daher ist es auch nicht zu verwundern, daß das unter arabischer Herrschaft stehende Ägypten an dieser wissenschaftlichen Blüte keinen Anteil nahm. Jene schöne Bewegung auf dem Gebiete des Geistes entwickelte sich ohne die Religion Mohammeds und vielfach im Gegensatz zu dieser. „Nachweisbar ging sie von solchen Männern aus, die innerlich mit dem Islam zerfallen waren; von orthodoxen Moslemin hat sie sich nur Flüche zugezogen." „Viel Forschen ist Ketzerei, da alles Wissenswerte im Koran steht", war der bald ausgebildete Grundsatz der Islamgläubigen. Während die christliche Bildung, von dem Grundgedanken eines Organismus aller Wissenschaften durchdrungen, in unumschränkter Überlegenheit sich als kräftig genug erwies und erweist, alles später Gewonnene dem großen Ganzen einzugliedern und wissenschaftlich zu verarbeiten, hat ja auch tatsächlich die wissenschaftliche Kultur der Araber trotz größerer Ausbildung des Empirischen in Grammatik, Naturwissenschaften usw. keine Weiterbildung zugelassen. Obwohl der christlichen Kultur im Abendlande vorausgeeilt und stellenweise, wie in Sizilien, gar von königlicher Macht in Schutz genommen (Normannen und Hohenstaufen), ist sie dennoch vom Boden Europas verschwunden. Sie fiel vor der Übermacht des christlichen Geistes, der die Bildung aus der Religion heraus schuf und seinen Schöpfungen das Gepräge des Einheitlichen und Ursprünglichen gab, während des Islams Gebilde den Stempel des Zufälligen, Willkürlichen, Unorganischen trugen und daher dem Zerfall anheimfallen mußten.

Im einzelnen erstreckte sich die Forschung hauptsächlich auf die im Koran herrschende Theologie und Rechtslehre und schuf zahllose Erläuterungen zum Koran. Im übrigen wurden unter den Omaijaden und den Abbasiden besonders Übersetzungen griechischer, persischer und syrischer Werke geschaffen. Daneben gelangten im Bereiche des Islams die Gebiete der Grammatik, Mathematik, Astronomie, Medizin und die Dichtkunst zu besonderer Geltung. Namentlich wurde das Studium der arabischen Sprache[1] dank der arabischen Abfassung des Korans be-

[1] Den ägyptischen Vulgärdialekt des Arabischen behandeln u. a. die Grammatiken von Spitta-Bey (Leipzig 1880; eingehend), Vollers (Kairo 1890), Haggenmacher (ebd. 1892), Dirr (Wien 1893), A. Seidel (Berlin 1894), Nallino (Mailand 1900) und Willmore (London ²1905; englisch). Einen arabischen Sprachführer im ägyptischen Dialekt verfaßten F. Probst (Gießen 1898; mit gutem deutsch-arabischen Wörterverzeichnis) und M. Hartmann (Leipzig u. Wien 1880).

deutend angeregt; demselben Umstand ist auch die auffallende Erscheinung zu verdanken, daß in dem unermeßlichen Reiche des Islams, das in ethnographischer und sprachlicher Beziehung ganz verschiedene Völker umfaßt, die arabische Sprache die herrschende geworden und geblieben ist.

In Ägypten insbesondere gründete der Kalif Hâkim Biamrillah (im 10. Jahrhundert) eine Bibliothek, „das Haus der Weisheit" in Kairo, wohin auch die bereits unter Mamûn, dem Sohne Harûn ar-Raschids, in Fostât errichtete Gelehrtenschule verlegt wurde. Diese Medrêse soll an 100 000 Bände besessen haben. Zur Zeit Mamûns



Bild 154. Sanktuarium (mit 140 Marmorsäulen) der el-Azhar-Moschee in Kairo.

wurden hier die hervorragenden Werke fremder Kulturvölker übersetzt. Solcher mit den Moscheen verbundener Schulen hatte Kairo im 10. Jahrhundert bereits gegen 76. Unter dem Fâtimidenherrscher Aziz-Billah wurde in Kairo die große, jetzt noch bestehende Medrêse der Azhar-Moschee gegründet. In 37 Herbergen fanden arme Gelehrte in der Hauptstadt ihr Unterkommen.

Durch die Kreuzzüge ging die Blüte islamischer Wissenschaft allüberall zu Ende: der Kriegslärm, der angefachte Fanatismus und die Fehden der nach Zerfall des Kalifenreiches neuerstehenden kleinen Dynastien erstickten sie; und was von wissenschaftlichen Anstalten noch übrig blieb, ging unter der Herrschaft der Mamluken vollends zu Grunde. Heute besteht von

allen diesen nur noch die Hochschule an der Azhar-Moschee. Im Äußern hat diese noch jetzt viel Erhabenes, da die Landesfürsten, zuletzt noch der gegenwärtige Khedive Abbâs II., viel zu ihrer Erhaltung getan haben. Das neunschiffige, 3000 qm große Sanktuarium bildet den Hauptlehrsaal (Bild 154). Diese Universität gilt für die bedeutendste der mohammedanischen Welt und wurde 1906 von 9758 Studenten aus allen Ländern des Islams besucht, die von 317 Professoren unterrichtet wurden. Das reiche Vermögen der Moschee ist seit Mohammed Ali unter staatliche Verwaltung gestellt. Es gewährt einen zugleich belustigenden und doch auch großartigen Genuß, das Treiben an dieser Hochschule zu beobachten. In großen, säulenreichen Hallen, die den offenen Hofraum der Moschee umgeben, hocken da viele Gruppen von jungen Orientalen um ihre Lehrer, die je an einer Säule ihren Sitz aufgeschlagen haben. Jeder Dozent trägt unbekümmert um seine Nachbarlehrer laut vor, und ebenso rücksichtslos fragen und rezitieren die Studenten laut durcheinander. Das alles ist zwar so ganz anders, als wir es in Europa gewohnt sind, macht aber doch den Eindruck großen Eifers auf seiten der Lehrenden wie der Lernenden. Fragt man aber nach den Leistungen an dieser Hochschule des Islams, so beschränkt sich in der Hauptsache alles auf die Erlernung des Arabischen, der Sprache des Korans, und auf dessen theologische und rechtliche Bestimmungen. Daneben wird noch Logik, Rhetorik, Verslehre und in neuerer Zeit auch Geographie studiert. Von wissenschaftlicher Selbständigkeit ist jedoch keine Spur zu beobachten. Alles Lehren und Lernen beruht auf rein passiver Rezeptivität. Hat ein Student das Buch, aus dem sein Professor vorliest, auswendig gelernt, so erhält er die Erlaubnis, selber Vorlesungen zu halten. Die Professoren bekommen kein Gehalt, sondern leben von Privatstunden, Geschenken ꝛc., oder sie beziehen ihr Einkommen von einem geistlichen Amte. Erwähnt sei noch, daß die Azhar-Universität als der Mittelpunkt des religiösen und nationalen Fanatismus gilt. — Auch die Stadt Tanta hat einige Gelehrtenschulen, von denen die an der Moschee Al-Amahdi als die beste nach der Azhar-Hochschule gilt. Sie hatte im Jahre 1907 neben 70 Professoren 5161 Studenten. Im ganzen Lande wurden im gleichen Jahre in 347 Moscheen 21352 Studenten von 1389 Professoren unterrichtet. — Einen ganz gewaltigen Umschwung auf dem Gebiete des ägyptischen Hochschulwesens wird die für Oktober 1908 in Aussicht genommene Eröffnung der ersten europäisch organisierten Universität in Kairo hervorrufen. Es sollen an ihr vorläufig nur (unentgeltliche) Vorlesungen über französische, englische und arabische Literatur, sowie über arabische und allgemeine Geschichte gehalten werden. Die Professoren werden aus Frankreich,

England, Deutschland und aus der Schweiz herangezogen. Doch ist man gleichzeitig auch schon auf die Schaffung eines ebenbürtigen einheimischen Dozentenstandes bedacht und läßt zu diesem Zwecke eine Schar von jungen Ägyptern auf den Universitäten von Paris, Oxford, Cambridge und Leeds gründlich ausbilden.

Da das Koranlesen allen Mohammedanern zur Pflicht gemacht wurde, so liegt es auf der Hand, daß mit der Ausbreitung des Islams auch Leseschulen entstanden, in denen das Lesen und rein mechanische Auswendiglernen des Korans geübt wurde. Man nennt diese Schulen



Bild 155. **Arabische Schule (Kuttâb) in Kairo.**

Kuttâbs. Sie sind meist Privatunternehmungen und befinden sich vielfach im obern Stock der Brunnenhäuser (Sebil). Die Kinder hocken auf dem Fußboden um ihren Lehrer herum, der von dem Stocke reichlichen Gebrauch macht, und pflegen beim Lesen, das sie laut verrichten (wodurch der sprichwörtliche Lärm entsteht), den Oberkörper ununterbrochen hin und her zu bewegen (Bild 155). Von solchen Kuttâbs gibt es in Kairo allein an 300 mit etwa 9000 Schülern. Im ganzen Lande zählte man 1907 4181 private Kuttâbs, die unter Staatsaufsicht standen, mit 152 761 Knaben und 11 745 Mädchen; daneben bestanden im gleichen Jahre 143 staatliche Kuttâbs mit 7895 Knaben und 2666 Mädchen.

Mit Beihilfe europäischer Schulmänner wurde schon unter Mohammed Ali im ägyptischen Schulwesen nach abendländischem Muster eine Reform begonnen, die unter dem Khediven Ismail in der Hauptsache zu Ende geführt wurde. Nach ihr teilt man, abgesehen von den weiterhin bestehenden Kuttâbs, die ägyptischen Schulen ein in Primar-, Sekundar-, Professional- und Spezialschulen. An Primarschulen, die für den Unterricht im Lesen und Schreiben bestimmt sind, zählte man 1907 34 (mit 8155 Knaben und 401 Mädchen), in denen die Unterrichtssprache ganz oder teilweise eine europäische ist, und 122 andere mit 6910 Knaben und 2135 Mädchen, in denen das Arabische Unterrichtssprache ist. — Die Sekundarschulen, die den Kindern höherer Stände eine erweiterte Bildung bieten sollten, sind nie recht in Schwung gekommen; 1907 gab es nur 4 mit 1999 Knaben. — Von Professionalkollegien existierten 1907 die folgenden 11: je 1 für Mediziner, Juristen, Ingenieure, Militärs, Tierärzte und Kâdis und dazu 5 Lehrerseminare, von denen das für Primarschullehrer auch von 15 Schülerinnen besucht wurde. — Sog. Spezial- oder Technische Schulen gab es im gleichen Jahre 1 für Landwirtschaft, je 1 für Technik und Handel, 1 für Polizeibeamte und 1 Besserungsanstalt. Dazu kommen noch einige Unterrichtsanstalten, deren Unterrichtssprache nicht wie bei den vorigen ganz oder teilweise Englisch, sondern nur Arabisch ist: nämlich 5 Seminare für Kuttâb-Lehrer (mit 364 Schülern und 47 Schülerinnen), 1 Schule für Ammen und Hebammen (27 Schülerinnen) und 2 Gewerbeschulen, in denen 491 Schüler von 52 Lehrern unterrichtet werden.

Im Jahre 1907 spendete der Staat für Elementarschulen mit arabischer Unterrichtssprache etwa 1 400 000 Mark, also immer noch verhältnismäßig wenig. Freilich müssen wir hier hervorheben, daß neben den genannten Schulen noch eine bedeutende Anzahl von europäischen und koptischen Lehranstalten existieren sowie viele Missionsschulen, von denen am Schlusse dieses Buches die Rede sein wird. Im ganzen mögen auf diese Kategorie wohl an 10 000 Schulen mit über 200 000 Schülern kommen. Genannt seien von diesen schon hier die auch von einheimischen Schülern viel besuchte deutsche protestantische Schule in Kairo und die deutsche katholische und die deutsche protestantische Schule in Alexandria. In Kairo gibt es außerdem noch eine deutsche Schule der Borromäerinnen, sechs amerikanische Missionsschulen, die St Mary's English School, die École des Sœurs du Sacré-Cœur (Mädchenschule), die Institution des Dames du Bon-Pasteur, das Collège de la Sainte-Famille (Jesuitenschule) und eine englische Blindenanstalt. — Bei der vorletzten Volkszählung in Ägypten (1897) wurde festgestellt, daß in Unterägypten 7,02 %, in Oberägypten nur 4,07 % von der Bevölkerung lesen

und schreiben konnten. Wie sehr der englische Einfluß naturgemäß fortschreitet und vor allem das französische Element, das einmal am Nil herrschend war, zurückdrängt, beweist die Tatsache, daß z. B. 1900 90 % aller Schüler in den Staatsschulen im Englischen unterrichtet wurden und im Französischen nur noch 3 %!

Wissenschaftliche Gesellschaften gibt es in Kairo jetzt folgende: die auf Anregung des Afrikareisenden Dr G. Schweinfurth gegründete Geographische Gesellschaft, das Institut Égyptien, das Institut français d'Archéologie Orientale, die Société Khédiviale de Médecine du Caire und die Société d'Ophthalmologie d'Égypte. Von ihnen hat wohl die Geographische Gesellschaft das Rühmlichste geleistet. Auf die Denkmäler des Altertums wird große Aufmerksamkeit verwendet; ihre Beschädigung und Verschleppung wird möglichst verhindert.

Das großartige Museum ägyptischer Altertümer, das die berühmteste ägyptologische Sammlung der Welt enthält, wurde 1902 in einem neuerbauten Palaste untergebracht, in dem seine Schätze sich in der von dem französischen Museumsdirektor Maspero angeordneten Aufstellung endlich in wünschenswerter Weise dem Besucher präsentieren. — Sehenswert ist auch das noch zu erwähnende, von Franz-Pascha begründete Arabische Museum, das 1903 in einem besondern Neubau untergebracht werden konnte. In dessen Obergeschoß befindet sich jetzt die von dem Khediven Ismail geschaffene sehr namhafte Vizekönigliche Bibliothek, die von deutschen Gelehrten in Ordnung gebracht wurde und auch heute noch einen deutschen Direktor (Professor Dr Moritz) hat. Sie enthält über 56 000 Bände; unter ihren 32 000 Bänden arabischer, persischer, türkischer, amharischer und syrischer Werke ragen hervor die 2677 Bände der Korane und äußerst wertvolle illustrierte persische Handschriften. — Die erste ägyptische Druckerei, die Staatsdruckerei in Bûlâk, wurde 1821 gegründet. Inzwischen sind zahlreiche andere entstanden, namentlich für Zeitungen[1], von denen es 1902 in Ägypten 120 gab.

b. Poesie.

Was die Dichtkunst betrifft, so ist bekannt, daß diese bald unter den islamischen Völkern zu einer gewissen Blüte gelangte. Vorzüglich waren es die reinern Anschauungen und edlern Empfindungen der Beduinen, welche die sog. Wüstenpoesie schufen. Noch als die Kreuzzüge ihrem Ende entgegengingen, trieb in Ägypten die Dichtkunst eine Blüte: die nicht unbedeutenden Dichtungen des Beda-ed-din Zoher. Je mehr

---

[1] Vgl. Hartmann, The Arabic Press of Egypt, London 1899.

aber die Beduinen mit den Städten in Berührung kamen, desto mehr sank auch ihre poetische Begeisterung. Heute gibt es kaum noch eine Wüstenpoesie. Was man gegenwärtig am Nil an Gedichten und Liedern hört, das ist ohne Schwung und meist auch ohne Sitte und Scham. Selbst der gefeiertste neuere Dichter Ägyptens, Mohammed Schihâb, der 1858 starb, lieferte nur Gedichte, die in abgeschmackter Form so leere und platte Gedanken enthalten, daß es sich nicht lohnt, daraus Proben mitzuteilen. Ein Schatten von Volkspoesie hat sich in Ägypten, dem Lande, in dem einst, zum Teil wenigstens, die Märchen der „Tausend und einen Nacht" aufgezeichnet wurden, in den Dichtungen, wie sie die öffentlichen Märchenerzähler dem Volke vorzutragen pflegen, erhalten. Oft ist es ein großer Held, dessen ruhmreiche Taten gepriesen werden, aber noch öfter werden erotische Dinge mit einem an Schamlosigkeit grenzenden Leichtsinne vorgetragen[1].

c. Kunst.

Wir haben bereits auf S. 157 gesehen, daß die altägyptische Kunst nicht sofort mit dem Schwinden der Pharaonenherrlichkeit aufhörte, sondern sich auch neben den griechischen Einflüssen behauptete und sogar noch rein ägyptische Erzeugnisse hervorbrachte, wenn auch minderwertige. Daneben wurde Ägypten der Schauplatz einer reichen Blüte der hellenistischen Kunst[2], die man nach Alexandria, wo sie naturgemäß ihre Hauptpflege fand, auch als alexandrinische Kunst bezeichnet. Von ihren reichen prächtigen Bauwerken ist nichts erhalten; denn da diese meist aus Marmor errichtet waren, fielen sie den Kalkbrennern zum Raube. Nicht unbedeutend ist dagegen, was uns an Skulpturen, Malereien und Kleinkunstarbeiten aus dieser Periode überliefert ist. Im allgemeinen scheinen diese Kunstzweige vorwiegend der Ausschmückung der Wohnungen gedient zu haben. Charakteristisch ist an ihnen ein Zug des Heitern und Behaglichen. Das Idyllische zumal und das Genrehafte, das ja auch der spätern ägyptischen Kunst eigen war, wird zum hervorstechendsten Merkmal der alexandrinischen Kunst.

Mit der Herrschaft der Araber wurde die islamische Kunst[3] in Ägypten heimisch bis auf den heutigen Tag. Und sie soll uns in den nächsten

---

[1] Vgl. Spitta, Contes arabes modernes, Leiden 1883; H. Schäfer, Die Lieder eines ägyptischen Bauern, gesammelt und übersetzt, Leipzig 1903.

[2] Vgl. Strzygowski, Hellenistische und koptische Kunst in Alexandria, Wien 1902.

[3] Vgl. u. a. Prisse d'Avennes, L'Art arabe d'après les monuments du Caire, Paris 1869—1877; Franz-Pascha, Baukunst des Islams², Darmstadt 1896; Gayet, L'Art arabe, Paris 1893; Franz-Pascha, Kairo, Leipzig 1903.

Seiten etwas eingehender beschäftigen, weil sie gerade im Nillande zu einer besondern Blüte gelangt ist. Namentlich bietet Kairo so zahlreiche hervorragende Bauten, daß wir in dieser Stadt geradezu Muster der Baukunst fast für jedes Jahrhundert des Mittelalters finden können. Und das ist um so erfreulicher, als ja bekanntlich die herrlichsten Denkmäler mohammedanischer Kunst, die Moscheen von Mekka und Medina, den „Ungläubigen" unzugänglich sind.

Die islamische Kunst hat wie überall so auch in Ägypten zwei Gebiete fast gar nicht ausgebildet: das der Plastik und der Malerei. Wenigstens kommen diese nur in beschränktem Maße bei der ornamentalen Ausschmückung von Wandflächen zur Geltung. Der Grund davon ist der, daß der Koran in der fünften Sure verbietet, Bildsäulen und Bilder zu haben. Mohammed wollte mit diesem Verbote den Rückfall in das Heidentum verhindern und mißverstand zudem wohl das mosaische Verbot, Bilder anzufertigen, — nämlich solche, die man zum Gegenstande der Anbetung machen wolle. Daß Mohammed Ali auf dem nach ihm benannten Platze in Alexandria und Ibrâhim-Pascha vor dem Opernhause in Kairo Reiterstandbilder erhalten haben, ist eine Ausnahme, die sich aus dem übermächtigen Einfluß der Europäer erklären läßt. Abgesehen von diesen vereinzelten zwei Fällen haben wir in der arabisch-ägyptischen Kunst nur von der Architektur und der Ornamentik zu handeln.

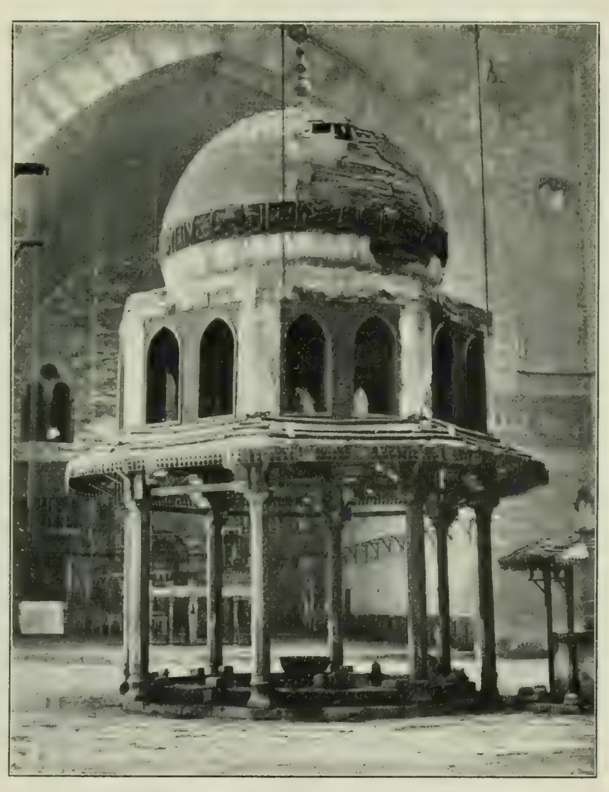


Bild 156. **Brunnen in der Sultan Hassan-Moschee in Kairo.** (Phot. Bonfils.)

So mannigfaltig auch die arabischen Bauten sich gestaltet haben mögen, so ist doch unschwer zu erkennen, daß sie alle einen gemeinsamen Grundzug zeigen. Da die Araber ursprünglich ein Beduinenvolk waren, so ist begreiflich, daß wir in allen ihren Bauten, den religiösen wie den weltlichen, als Grundform das Zelt der Wüste finden: daher der Mangel architektonischer Gliederung, daher die großen Flächen, die teppichartig ausgeschmückt sind usw. Das Vorbild zu der Moschee war wohl der altheidnische Tempel zu Mekka, und dieser bestand wesentlich aus einem großen Hofraume, um den herum man statt der Zelte Säulenhallen gelegt hatte.

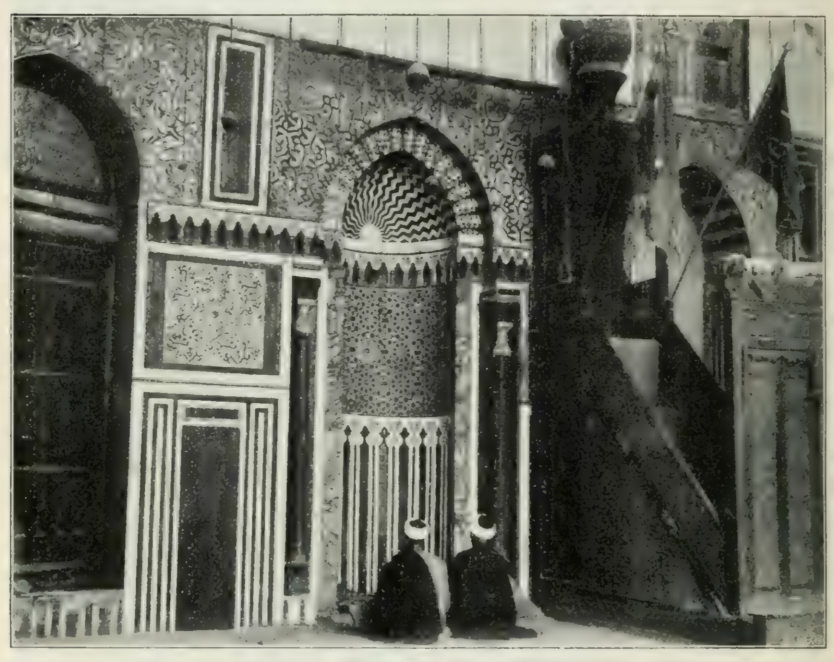


Bild 157. **Gebetsnische (Kibla) und Kanzel (Mimbar) einer Moschee** (man beachte die Arabesken des Marmormosaiks an den Wänden).

Der Grundplan aller islamischen Gotteshäuser, die selbständig erbaut und nicht, wie etwa die Hagia Sofia zu Konstantinopel, aus christlichen Tempeln umgeschaffen wurden, ist folgender: Den großen, rechteckigen Hof umgeben vier Säulengänge mit horizontalen Decken. In der Mitte des offenen Hofraumes befindet sich ein Brunnen (Bild 156) für die religiösen Waschungen. Wie die weiten Hallen an die Zelte, so erinnern die schlanken Säulen an die Palmen, und selbst die Kuppel, die man von den Byzantinern herübernahm, stellte den Arabern das Zelt vor, das sie Qubba nennen. Die Arkadenseite, die nach Mekka hin liegt, der sog. Liwân, bildet das Sanktuarium und ist durch vermehrte

Säulenreihen ausgezeichnet. In ihm befindet sich das einzige rituell vorgeschriebene Bauglied der Moschee, nämlich die Gebetsnische (Kibla), die die Richtung nach dem gemeinsamen Allerheiligsten aller Moscheen, der Kaaba in Mekka, angibt, wohin die Gläubigen beim Gebete sich zu wenden haben. Sodann stehen dort die wenigen zum Kult nötigen Einrichtungsstücke: die Kanzel oder Mimbar (Bild 157), von der aus der Imâm den Koran verliest, das Koranpult und das Podium (Dikke) der Moballain, welche die Worte des Imâm vielstimmig rezitierend den Fernerstehenden wiederholen. Das Äußere

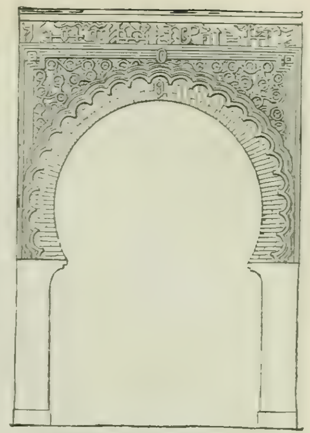


Bild 158. **Hufeisenbogen.**

aller Moscheen ist schlicht rechtwinklig und wird nur überragt von Kuppeln und einem (oder zwei) meist sehr schlanken, ein- oder mehrstöckigen Turme, dem Minaret, das quadratische, polygone oder zylindrische Form hat und mit einer oder mehreren Galerien (Balkonen) versehen ist, von denen aus der „Mueddin" die Gebetsstunden ausruft; denn Glocken sind im Islam verpönt. Kuppel und Minaret schmückt in der Regel das Sinnbild des Islams, der Halbmond. Was die Säulen betrifft, so ist zu bemerken, daß die arabische Architektur keine besondere Säulenordnung ausgebildet hat. Man wählte entweder byzantinische Würfelkapitäle oder Säulenknäufe mit Blumen aus ptolemäischer Zeit oder korinthische Akanthusblattkapitäle; auch die Volutenkapitäle der ionischen Ordnung kommen vor. Als ein Wahrzeichen der islamischen Kunst haben die Spitzbogen zu gelten, die neben den charakteristischen Hufeisen- und Kielbogen (Bild 158 u. 159) in den Moscheen am häufigsten zu finden sind. Sie wurden jedoch der persischen Kunst entlehnt und haben keine konstruktive, sondern rein dekorative Verwendung gefunden.

Das Innere aller islamischen Moscheen ruft den Eindruck des Kahlen, Leeren, Geräumigen und Ausgedehnten hervor. Man hat gesagt, auch das erinnere an die Wüste, und der Betende, der aus dem Gewühle und Geräusche des orientalischen Lebens in eine solche Moschee trete, solle durch die großartige, ehrwürdige Einfachheit des Betraumes auf das Ewige, das Ernste, Übersinnliche, kurz auf Gott hingelenkt werden. Ob dieser Eindruck beabsichtigt war oder nicht, bleibe dahingestellt. Tatsache ist, daß jemand, der den weiten Moscheenraum einmal an Festtagen mit Andächtigen gefüllt gesehen hat,

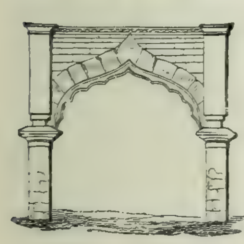


Bild 159. **Kielbogen.**

wie sie in der dem Orientalen so eignen tiefen Kontemplation still und würdevoll auf dem Fußboden hocken, den ernsten Eindruck so leicht nicht wieder vergißt und die Leere des Tempels kaum noch empfindet.

Von der ursprünglichen Amru-Moschee, die vom Feldherrn des Kalifen Omar erbaut wurde, ist infolge zahlloser Zerstörungen durch Wasser, Feuer und Erdbeben kaum ein Rest übriggeblieben. Aber auch der jetzige Bau (Bild 161) macht noch immer einen großartigen Eindruck, wennschon von den einstmals 366 Marmorsäulen nur ein Teil erhalten ist. Unter den heutigen (etwa 250) Säulen sind alle Stilarten vertreten, da sie aus christlichen und griechisch-römischen Denkmälern zusammengeraubt wurden. — Die älteste Moschee Kairos ist die vom Sultan Achmed Ibn Tulûn 876—878 erbaute Moschee Ibn Tulûn (Bild 133, S. 199). Wir erwähnen diese besonders deshalb, weil sich in ihr bereits eine reiche Ornamentik geltend macht, die in der Amru-Moschee noch fehlt, aber eine besonders glänzende Seite der arabischen Bauten ist. Es zeigt sich diese Kunst hier namentlich an den Einfassungen der Bogen und den Ausschmückungen der Decke. Wohl ist auch diese Ornamentik, die hauptsächlich aus Bandverzierungen besteht, im Ursprung nicht echt arabisch, sie wurde byzantinischen Mustern entnommen. Aber die feurige arabische Wüstenphantasie hat sie so vielgestaltig ausgebildet, daß auch ein an jene byzantinischen Vorbilder gewöhntes Auge hier in Kairo sich nicht sättigen kann an all diesen köstlichen, tausendfältigen, originellen Verschlingungsornamenten, die zur Unterbrechung gerader Linien und Flächen in der Architektur dienen. Auch zeigt die Tulûn-Moschee bereits die prächtige Verwendung der arabischen Schrift als Ornament von Friesen usw. (Bild 160), und endlich hat hier das im Gegensatze zu dem übrigen Ziegelbau aus Steinen aufgeführte Minaret, auf dessen Bau der arabische Architekt so gerne sein Können vereinigt, neben der bekannten, schönen Mannigfaltigkeit der Formen noch etwas ganz Besonderes, nämlich eine außen umlaufende Wendeltreppe, die höchst eigentümlich wirkt. Statt des üblichen Brunnens erhielt die Moschee später durch den Sultan Mansûr einen Kuppelbau nach Art eines Mausoleums, in dem sich ein achteckiges Bassin befindet.



Bild 160. Schriftornament.

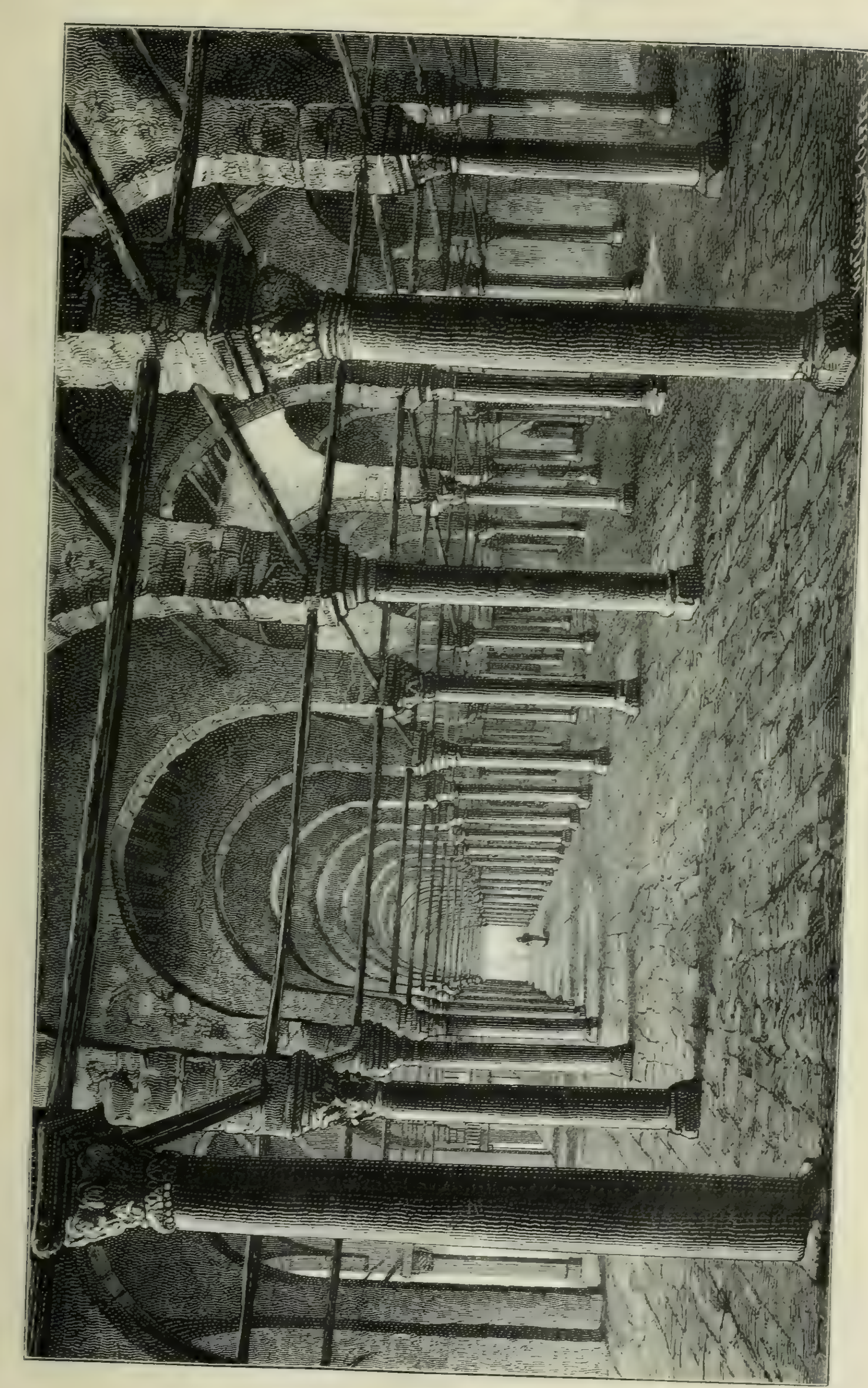


Bild 161. Amru-Moschee in Kairo.

Später wurden auch die Medrêsen (höhere mohammedanische Lehranstalten mit Lehrstühlen für Theologie, Rechtslehre, Grammatik usw.) zu Moscheen; diese haben ebenfalls oft rechteckigen Grundriß, aber mit kreuzförmigem Hauptsaale, in dem die gewölbten Flügel die Liwâne (zugleich Lehrsäle der vier Riten der Religion) und die unbedeckte Kreuzung den Hof darstellt. Die Medrêsenform wurde für die Kultgebäude offiziell während der ganzen Eijubidenzeit (1171—1250). Damals fand auch der kielförmige Spitzbogen allgemein Eingang, der bereits 971 in der Azhar-Moschee und später in andern fâtimidischen Bauten vereinzelt aufgetreten war. In der gleichen Zeit erhielten die Moscheen durch Kuppelanlagen über den Mausoleen ihrer Erbauer und durch mächtige Portalnischen ein belebteres Äußere. In der Mamluken-Periode (1250—1517) bildete sich der eigentliche ägyptisch-arabische Stil aus. Ihm verdanken wir den bedeutendsten Bau des Islams, die herrliche Moschee Sultan Hassan (Bild 162) am Fuße der Zitadelle in Kairo mit den ausgesprochenen Bauformen und Ornamenten der um mehr als ein Jahrhundert ältern Monumente der Seldschuken in Konia. Auch die zierlichste und vollendetste Schöpfung der ägyptisch-arabischen Architektur, die Grabmoschee Käït Bai (Bild 163), entstammt der Mamlukenzeit und ebenso die meisten andern der fälschlich Kalifengräber (Bild 134, S. 201) genannten Grabmoscheen im Osten von Kairo, von denen nur noch die Moschee des Sultans Barkûk erwähnt sei. Die meisten von ihnen wurden seit den 1890er Jahren teilweise oder gänzlich restauriert, andere liegen großenteils in Ruinen. Aber trotzdem wird niemand den Eindruck ver-



Bild 162. Moschee Sultan Hassan in Kairo.

gessen, den diese Totenstadt mit ihren Kuppeln und Minareten, ihrer reichen Ornamentik und ihren Prachtportalen auch heute noch macht. — An der 1356—1359 erbauten Sultan Hassan-Moschee, deren durchgreifende Erneuerung im Werke ist, bewundern wir vor allem das 26 m hohe, herrliche Portal und den in seiner Art einzig dastehenden Stalaktitenfries (Bild 164). Ihr Grundriß (Bild 165) bildet ein unregelmäßiges Fünfeck, in das die Kreuzform der Medrese geschickt hineingebaut ist. Statt der Arkaden umgeben vier mächtige spitzbogige Tonnengewölbe den freien Hofraum, in dessen Mitte ein großartiger Brunnen (Bild 156, S. 257) steht. Das südliche Minaret dieser Moschee ist mit 81,60 m Höhe das höchste von Kairo. Die hohe Kuppel, die reichen Stalaktitenornamente und überhaupt der herrliche Arabeskenschmuck der Wände, die großartig und fein geschnittenen kufischen Inschriften an den Friesen machen einen ungemein vornehmen Eindruck. — Der Zeit der tscherkessischen Mamluken entstammt unter andern die namentlich durch ihr reiches und geschmackvolles Innere bemerkenswerte Moschee el-Muaijad, die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einer gründlichen Restaurierung unterzogen wurde.


Bild 163. Moschee Käït Bai in Kairo.

In allen diesen Bauten, und noch mehr in der Kunstindustrie, haben wir ganz besonders die harmonische und geschmackvolle Dekoration zu bewundern, deren Hauptmittel die Arabesken (Bild 166) bilden. Diese setzen sich zusammen aus geometrischen Figuren aller Art und namentlich aus stilisiertem Pflanzenrankwerk, auch werden die arabischen Schriftzeichen (Bild 160, S. 260) für Friese und Medaillons in höchst kunstvoller Weise, besonders in der Mamlukenzeit, zu Arabesken verschlungen. Sie sind wie die Märchen der „Tausend-und-eine-Nacht“ echte


Bild 164. Stalaktitenfries.

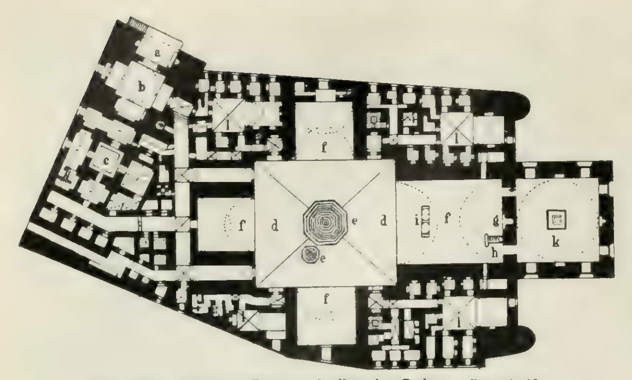


Bild 165. **Moschee Sultan Hassan in Kairo.** Grundriß.
a Hauptportal. b Vorhalle. c Verfallener Hof. d Hof. e Brunnen. f Liwâne. g u. h Gebetsnische und Kanzel. i Dikke. k Mausoleum Sultan Hassans. l Lehrsäle (Medrêsen).

Kinder der glutvollen Phantasie des Orients. Allerdings können sie die Darstellung lebender Wesen nicht ersetzen; denn sie reißen uns wohl zur höchsten Bewunderung hin, namentlich wo sie sich verbinden mit der echt islamischen reichen polychromen Behandlung der Flächen durch Malerei und Marmorinkrustation, geben aber zum Mitfühlen und Mithandeln keinerlei Handhabe. — Das originelle Stalaktitenornament, das einem Bienenwabenstück nicht unähnlich ist, bildet ein wertvolles Glied der Architektur nicht nur als Fries, sondern vor allem auch dadurch, daß es den Übergang von der geraden Fläche zum Gewölbe, von der Wand zur Kuppel bildet. Es wird in sehr geschmackvoller Weise auch an den geschnitzten Möbeln angewendet, z. B. an den reizenden, sechseckigen Tischschränkchen (Kursi).

Von alten Palästen ist wie im ganzen Bereiche des Islams auch in Ägypten fast nichts mehr übrig. An den geringen Resten des Palastes Dâr Beschtâk in Kairo bemerkt man jedoch noch Erker und weitausladende, von Holzkonsolen gestützte Gesimse. — Die heutigen Privathäuser gruppieren die Wohnräume um Höfe und Gärten, in die auch die geknickte Eingangshalle keinen Einblick gestattet. Die nach der Straße gehenden Fenster des Erdgeschosses sind in der Zahl möglichst beschränkt und sehr hoch angelegt, die der obern Stockwerke sind vergittert. Die Männerwohnung, Salamlik genannt, liegt zu ebener Erde und hat in der Mandara ihren Hauptraum. Die Frauengemächer, Harim, befinden sich in den obern Geschossen, gruppieren sich um den Kâʿa genannten Festsaal und haben ihren besondern Eingang gewöhnlich von einem abgesonderten Hofe aus. Am Äußern der Häuser fallen die vorkragenden obern Stockwerke, die prächtig mit Holzschnitzereien geschmückten und für ein arabisches Straßenbild (Bild 167) so charakteristischen Erker mit Konsolen von eigentümlich schönen Formen und vor allem die wie Stickmuster

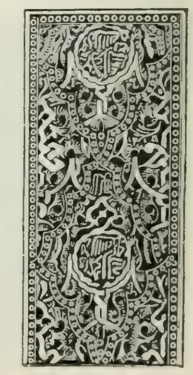


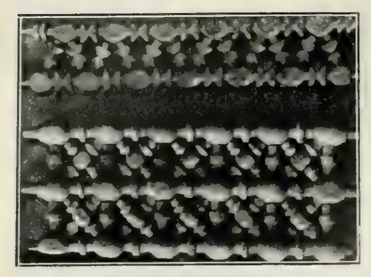
Bild 166. **Arabeske.**

feinen, hölzernen Fensterverschlüsse, die sog. Maschrebijen (Bild 168) auf, die wohl einen Ausblick, aber keinen Einblick durch ihre perlenschnurartig gedrechselten Stäbchen gestatten. Indessen eine wirkliche



Bild 167. **Straße in Kairo.**
(Im Vordergrunde werden soeben die bei Hochzeiten üblichen Tuch-Girlanden angebracht, vgl. S. 290.)

Prachtentwicklung der Privatarchitektur zeigt meist nur das Innere der Häuser. Das Äußere soll einfach bleiben: so wird das Haus nach dem islamischen Aberglauben vor dem „bösen Blicke" bewahrt, und die Regierungsbehörde wird nicht auf den Wohlstand des Eigentümers


Bild 168. Maschrebîje.

aufmerksam gemacht und zur Erhöhung der Steuerauflage veranlaßt. Dagegen werden die Innenräume vielfach mit dem vollen Glanze der arabischen Ornamentik ausgestattet (Bild 169). Fußböden und Wände der Hauptsäle bestehen meist aus Marmormosaik. In den einfachern Wohnräumen sind die Wände bis zu 2 oder 3 m hoch vertäfelt, die Fußböden mit kostbaren Teppichen oder Matten belegt. Von Portieren und Gesimsen mit allerhand Nippessachen wird sehr reichlich Gebrauch gemacht. Die Fenster bestehen aus 3 cm dicken Gipsplatten, deren ausgeschnittene Muster mit buntfarbigem Glas ausgefüllt werden. — Auch die öffentlichen Bäder (Bild 170) sind in ihrem Äußern meist so schmucklos wie möglich, bergen aber im Innern oft weitausgedehnte Anlagen mit verschwenderischem Marmorreichtum. Ihre Dampfbäder werden nach antik-römischem Muster geheizt.

Alles in allem kann man von der islamischen Architektur sagen, daß sie durch die Schönheit und Fülle ihrer Dekoration angenehm überrascht, im übrigen aber unser ästhetisches Gefühl unbefriedigt läßt, namentlich durch den Mangel an Entwicklung, der wohl eine Folge der stets unsichern politischen Zustände ist. Ihre Blüte war bereits mit dem Eindringen der Türken (1517) vorbei. Was vorhanden war, verfiel


Bild 169. Inneres eines vornehmen arabischen Hauses in Kairo.

nach und nach; neues von Bedeutung wurde nicht mehr geschaffen. Erst seit Ende des 19. Jahrhunderts hat die Regierung sich die Erhaltung und Restaurierung der alten Bauwerke zur Pflicht gemacht. Aber auch abgesehen von dieser früh eingetretenen Stagnierung der islamischen Baukunst kann diese ein kritisches Auge nicht voll befriedigen. Einmal sind die Elemente, aus denen ihre Schöpfungen bestehen, nicht dieser Kunst eigenartig: Säulen und Kuppeln, Rundbogen und Gewölbe, Türme und Arkaden fand man entweder in der byzantinischen, griechisch-römischen, persischen oder vorislamisch-arabischen Kunst bereits vor. Eigenartig sind der ägyptisch-arabischen, oder besser gesagt, islamisch-arabischen



Bild 170. **Bad Abbâs-Pascha in Kairo.**

Kunst nur die schlanken Formen, die überwiegenden Flächendekorationen, das Textile der Ornamentik und die Stalaktitengebilde. Aber auch jene aus andern Stilen übernommenen Formen und Elemente hat die islamisch-arabische Kunst nicht organisch zu verbinden, zu einem Ganzen zusammenzuordnen und zusammenzugliedern verstanden. Auch der christlich-gotische Architekt baute mit Säulen und Spitzbogen, Gewölben und Türmen; aber er gestaltete das alles zu einer lebensvollen Einheit aus. Die ganze Masse des gotischen Bauwerkes wächst ohne Unterbau wie unmittelbar aus der Erde heraus: Wände, Decken, Balken gibt es nicht mehr; die vegetativen Pfeiler bilden die Wände und werden durch Schwibbogen in der Luft zu einem Ganzen verbunden, und die Türme

sind nur die „äußerste Konsequenz der zum Himmel aufwachsenden vegetativen Evolution". In der islamisch-arabischen Architektur aber fehlt überall eine durchdachte Anordnung der baulichen Teile, fehlt gänzlich eine organische Gliederung, fehlt das richtige Verhältnis der Stütze zur Belastung, fehlt eine genügende Ausbildung der Gesimse, fehlt vor allem die struktive Dauerhaftigkeit. Glücklich ist der arabische Architekt nur in der Vermittlung kontrastierender Linien (Bogen und Flächenlinien) durch die Stalaktitenformation gewesen, seine Ornamentik aber hat er nicht architektonisch zu gestalten gewußt: sie liegt wie ein Textilgebilde



Bild 171. Schloß, jetzt Ghezireh Palace Hotel, auf der Nilinsel Gezire bei Kairo.

in der Fläche und soll über die Dürftigkeit der Gliederung hinwegtäuschen. Und darum ist diese Kunst auch keiner weitern Entwicklung fähig gewesen: was nicht organisch gegliedert und geordnet ist, kann auch nicht organisch auswachsen, und so ist die Erstarrung eingetreten. Was spätere Zeit in Kairo außer Nachbildungen älterer Werke geschaffen hat, entbehrt jeder Kunstempfindung — mit nur geringen Ausnahmen, zu denen wir die Mohammed Ali-Moschee auf der Zitadelle rechnen, sowie das prächtige Schloß (Bild 171) auf der Nilinsel Gezire (seit 1893 Ghezireh Palace Hotel), das, nach Plänen von Franz-Pascha 1863—1868 erbaut, mit seinem herrlichen Parke einen Glanzpunkt von Kairo bildet.

Richten wir nunmehr noch einen Blick auf das Kunsthandwerk, so bieten auch hier die längst vergangenen Zeiten der Fâtimiden, Eijubiden und Mamluken die herrlichsten Stücke. Die Teppichknüpferei muß besonders unter den Fâtimidenkalifen eine hohe Blüte erreicht haben. So soll für den Kalifen Muizz ein Teppich zum Preise von 22000 Denaren gearbeitet worden sein, auf dem die größten Städte der Welt dargestellt waren. Makrizi, der dieses berichtet, fügt hinzu, daß die



Bild 172. **Korandeckel.**
Kairo, Vizekönigliche Bibliothek.

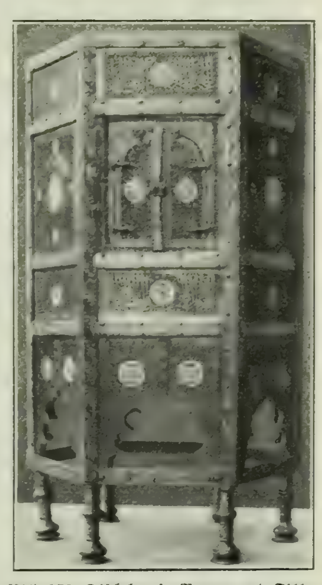


Bild 173. **Tischchen in Bronze und Silber** (13. Jahrh.). **Kairo, Arabisches Museum.**

Fâtimiden unter Nichtbeachtung des Koranverbots auch prächtige Gemälde mit Tier- und Menschenbildern auf Wänden und Gefäßen hätten anbringen lassen. Er erwähnt namentlich ein Gemälde, das Joseph in der Zisterne darstellte und durch seine koloristische Wirkung allgemeine Bewunderung erregt habe. Eine Wanddekoration habe Tänzerinnen vorgeführt, die aus der Wand herauszuschweben und an einer andern Stelle sich wieder hinter diese zurückzuziehen schienen. — Die Gold- und Metallarbeiten jener Zeit, kostbare Ziselierungen, Email- und Niello-Arbeiten, bewundert man jetzt noch in Europa an den fortwährenden Nachahmungen, und ebenso bekannt sind die herrlichen Stoffstickereien, besonders in Seide, und die Goldwirkereien; denn so manche Muster,

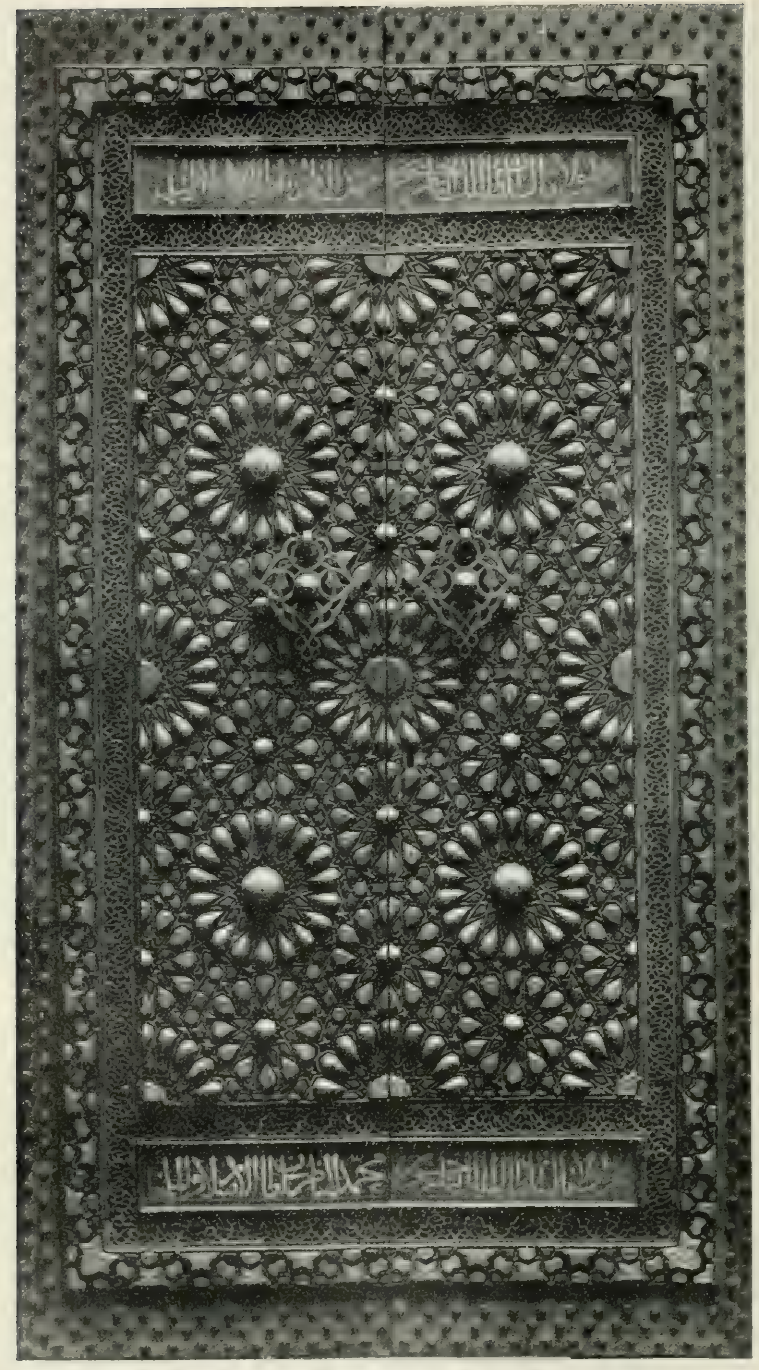


Bild 174. **Arabische Prachttür.** Bronze auf Holz. Kairo, Arabisches Museum.

die uns heute noch an alten Möbelstoffen oder an den gottesdienstlichen Gewändern in unsern christlichen Kirchen entzücken, verdanken ihren Ursprung der Zeit der Fâtimiden in Ägypten. Endlich dürfen die prächtigen Verzierungen, mit denen man den Koran versah (Bild 172), nicht unerwähnt bleiben. Es gehört zu den unvergeßlichen Genüssen, die dem Besucher Kairos geboten werden, in der Vizeköniglichen Bibliothek (vgl. S. 255) die überaus zahlreichen und herrlich geschmückten Koranexemplare zu durchblättern; es ist erstaunlich, welchen Reichtum der Phantasie und welche technische Fertigkeit und Feinheit die Künstler bei diesen Ornamentierungen entwickelt haben. Noch manches Gebäude im heutigen Kairo hat in seinem Innern alte Einrichtungen, Kunstwerke, Dekorationen aus jener Zeit des Glanzes ägyptisch-arabischer Kunst aufzuweisen, aber es ist sehr schwer, Eintritt in die Häuser der kairener Vornehmen zu erhalten.



Bild 175.
Hängelampe aus einer Moschee.
Kairo, Arabisches Museum.

Um so dankbarer ist es zu begrüßen, daß es auf andere Weise seit einigen Jahren leicht gemacht ist, sich an solchen Kunstprodukten zu erfreuen. Denn die wertvollsten Gegenstände aus den verfallenden Moscheen und Privatbauten sind durch den Baumeister Franz-Pascha in dem höchst sehenswerten Arabischen Museum in Kairo untergebracht worden, das 1903 in einen prächtigen Neubau übersiedeln konnte. Die fortwährend vermehrten Sammlungen enthalten beachtenswerte Skulpturen in Marmor und andern Steinen, Fayencen, Mosaiken und Gipsskulpturen, wertvolle Holzschnitzereien, herrliche Korankisten in Holz-, Metall- und Lederarbeiten, teils mit reich in Silber tauschierten Beschlägen teils mit Mosaik, und köstliche, mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegte Möbel und Maschrebijen. Unter den dort aufgestellten Metallarbeiten ziehen vor allem einige entzückende Tischchen (Bild 173) in durchbrochener Arbeit und eine bronzene Prachttüre (Bild 174) die Augen auf sich. Auch die zahlreichen emaillierten Hängelampen (Bild 175) aus Moscheen überraschen durch ihre feine Arbeit. Die meisten bestehen aus unreinem, hellgrünem Glase, das mit Blumen, Ranken, Wappen, Medaillons und Koraninschriften in buntem Email bedeckt ist; die älteste von ihnen entstammt dem 13. Jahrhundert. Auch hier sieht man, daß die Arabeske alles beherrscht, ohne jemals mechanisch wiederholt zu werden. Die Zierlichkeit, mit der z. B. auf der erwähnten Prachttüre jeder kleinste Buckel mit Ziselierungen in Silber verziert ist, muß Bewunderung erregen.

6. Volkscharakter. Stände und wirtschaftliche Lage. Geselliges Leben. Familie. Eigenartige Gebräuche[1].

a. Volkscharakter.

Wer Ägypten bereist hat, dem wird trotz einer Menge beobachteter Schwächen doch das Urteil dauernd feststehen, daß er es mit einem gutmütigen und im Grunde liebenswerten Menschenschlage zu tun gehabt hat. Wohl bleibt der heutige Ägypter dem Fremden gegenüber lange mißtrauisch. Das kann aber den nicht wundernehmen, der weiß, bis zu welchem Grade das Nilland stets und ganz besonders in der Gegenwart von Fremden beeinflußt und vielfach auch ausgebeutet worden ist. Hat aber der Ägypter sein anfängliches Mißtrauen überwunden, so erscheint er als einer der harmlosesten Menschen, die die Erde trägt. Mit seiner Gutmütigkeit geht eine natürliche Heiterkeit Hand in Hand, die trotz der drückenden Lage immer wieder zum Durchbruche kommt. Welcher Nilreisende erinnerte sich nicht lebhaft der armen Fellachen, die in der Glühsonne Oberägyptens an ihren Schöpf- und Ziehbrunnen den ganzen Tag im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten und dennoch ihre Liedchen singen, scherzen und lachen? Ruhige, gemütliche Heiterkeit herrscht auch bei den Volksfesten. Wer denkt nicht mit Freude an die heitern, dienstfertigen Eseljungen (arab. hammâr) zurück, diese „Schusterjungen des Orients", die den echten Typus des ägyptischen Volkscharakters in aller Natürlichkeit darstellen? Dieser angebornen Gutmütigkeit scheint die oft beobachtete Zank- und Streitsucht zu widersprechen. Allerdings hört man unzähligemal die Leute sich streiten, sich laut und heftig anschreien, auch steht bei solchem Gezänk dem Ägypter von heute ein so reichhaltiges Schimpfwörterbuch zu Gebote, wie es vielleicht kein anderes Volk besitzt. Und diese Scheltwörter sind so wenig rücksichtsvoll und zart, daß das allgemein übliche Enta kelb! (Du Hund!) fast das mildeste von allen ist. Ja diese Scheltsucht begnügt sich nicht, seinen gegenwärtigen Gegner zu beschimpfen, sondern zieht auch dessen Vater, Mutter, Kinder, ja sogar sein Vieh und sein Haus in den Bereich seiner Verwünschungen und Flüche. Aber so oft man auch dieses Schimpf- und Fluchlexikon gebrauchen hört, so wird man doch verhältnismäßig selten finden, daß die Streitenden zu Tätlichkeiten übergehen. Dagegen beobachtet man unzähligemal, daß die eben noch heftig Zankenden einen

[1] Vgl. Lane, Sitten und Gebräuche der heutigen Ägypter, deutsch von Zenker, Leipzig 1852; Klunzinger, Bilder aus Oberägypten und vom Roten Meere, Stuttgart 1876; v. Kremer, Ägypten, 2 Bde, Leipzig 1863; Stephan, Das heutige Ägypten, ebd. 1872; Lane, Cairo fifty years ago, London 1896.

Augenblick darauf wieder in der harmlosesten, friedlichsten Weise miteinander reden — ganz nach Kinderart.

Ein sehr häßlicher Zug im Charakter des Orientalen ist seine Geldgier, die sich in geradezu unerhörten Überforderungen aller Art ausspricht sowie in seinem steten Geschrei nach Bakschisch (Geschenk), das namentlich nervösen Reisenden den Aufenthalt am Nil ernstlich verleiden kann. Es ist mir z. B. kaum einmal geglückt, mit einem Droschkenkutscher oder Eseljungen in Güte auseinander zu kommen, auch wenn der Preis vorher noch so genau und noch so reichlich festgesetzt war. Es erklärt sich dieses Gebaren vielfach aus der tiefeingewurzelten Vorstellung, daß jeder abendländische Reisende über märchenhafte Reichtümer verfügt. — Auch die überall zu Tage tretende Roheit in Behandlung der Tiere gereicht dem Ägypter nicht zur Ehre. Es ist empörend zu sehen, wie selbst die sonst so harmlosen Eseljungen an ihrem Grautier stets eine Wunde offen halten, um in diese ihren spitzen Stock zu stoßen, so oft das Tier nicht sofort gehorcht oder träge wird. Vielfach ist allerdings an dieser Gefühllosigkeit entsetzliche und fast unglaubliche Unwissenheit schuld. Statt vieler Belege erwähne ich nur, daß ich in Oberägypten Zeuge war, wie man einer Katze einen Strick so eng um den Hals gelegt hatte, daß das Tier nur äußerst mühsam Atem holte und fürchterliche Qualen litt, und doch erregte das bei keinem der zahlreichen eingebornen Männer und Weiber, welche die empörende Szene ansahen, auch nur das geringste Mitleid. Als aber einer meiner Bekannten die Katze, die auch nach der Befreiung von der Fessel sich nicht erholen konnte, durch einen Schuß tötete, um ihre Qual zu enden, geriet die ganze Gesellschaft in die größte Aufregung und schalt uns wegen unserer Roheit; die an diesen Vorfall geknüpfte Unterredung mit den Leuten belehrte mich dann, daß man wohl das Töten eines Tieres für Grausamkeit hielt, das Quälen aber nicht. Anderseits wird man viel öfter noch einer auffallend guten, ja zärtlichen Behandlung der Tiere begegnen: so ist es z. B. allerliebst, daß der Eseltreiber nicht nur den Reiter durch öftere Zurufe, wie: „Hûa rîglak, hûa dogrü!" „Nimm deine Füße, deinen Rücken in acht!" warnt, sondern auch bei gefährlichen Wegstellen sein Grautier mit dem Rufe: „Hûa hat, hat!" freundlich ermahnt, seine Eselsfüße in acht zu nehmen, und weltbekannt ist ja die zärtliche Liebe, mit welcher der Beduine an seinem Kamele hängt.

Diese angeborne Gutmütigkeit äußert sich noch ganz besonders in zwei menschlich schönen Charakterzügen, die auch der Islam geschont, ja befördert hat, wir meinen die Wohltätigkeit und die Gastfreiheit. Selten wird ein Armer oder Leidender vergeblich um Unterstützung bitten; und welchem Reisenden wären in Ägypten nicht wohltuend die zahlreichen

Wasserspenden aufgefallen, gestiftet oder geschenkt von Wohlhabenden? Trinkwasser ist ja in Ägypten noch mehr als in andern Ländern so notwendig wie Sonne und Luft: selbst Hunger und Blöße ertragen sich

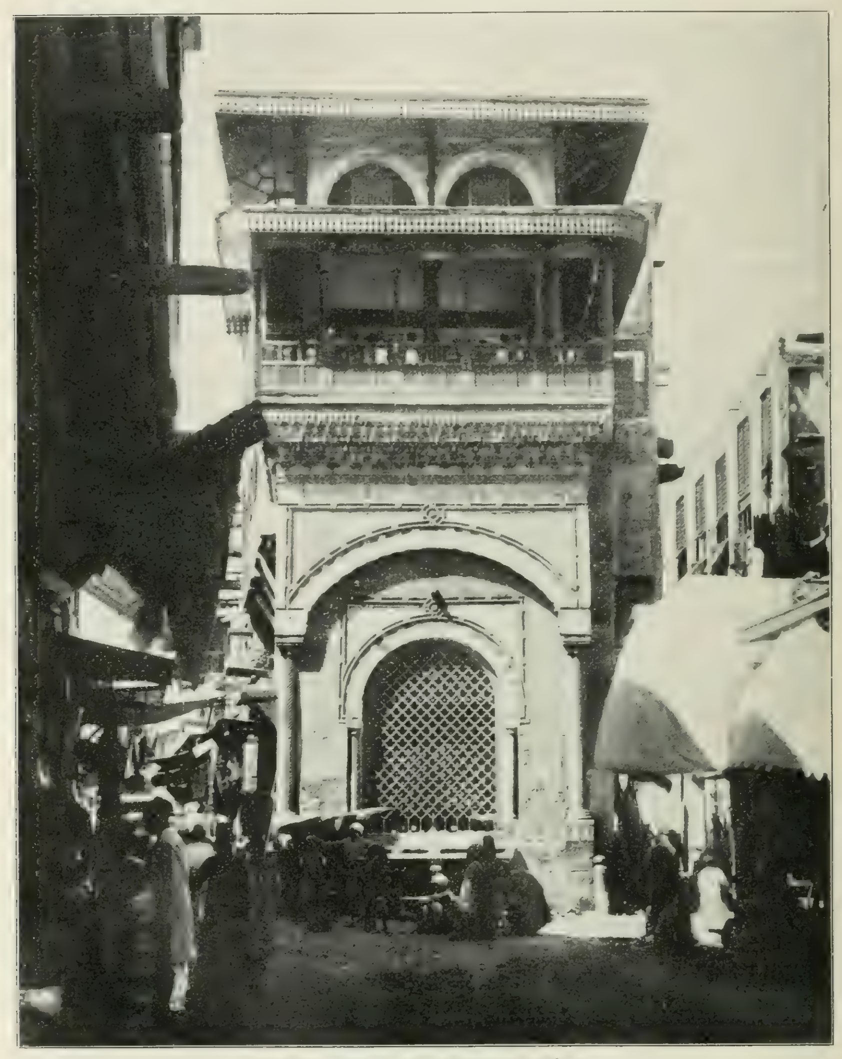


Bild 176. **Brunnenhaus (Sebîl) in Kairo.**
Im Obergeschoß bemerkt man die Schüler einer Kuttâb (vgl. S. 253).

da leichter als Durst. Nun fallen z. B. in Kairo fast in allen Gassen dem Fremden die Brunnenhäuser (Sebil) auf, Stiftungen Reicher und Vornehmer für die Durstigen, die nur aus einer der daran hängenden saubern Messingschalen sich ihren Trunk zu schöpfen haben (Bild 176).

Auch messingene Saugröhren sind an vielen Häusern angebracht, aus denen man gutes Trinkwasser saugen kann. Und oft genug wird noch ein Wasserträger (Bild 177) durch die Straßen und Gassen geschickt, um auf Kosten irgend eines Mildtätigen den Durstenden aus einem auf dem Rücken getragenen Schlauche oder Tonkruge das labende Naß zu verabreichen. Man muß solche Wasserspenden gesehen haben, um auch noch in der bloßen Erinnerung zu begreifen, was für ein schönes, natürliches Menschentum sich in solchen Stiftungen und Schenkungen offenbart. Diese Sitten haben sich auch kaum verändert, seit die städtische Wasserleitung angelegt ist, die ihr Wasser durch ein großes Dampfpumpwerk dem Nil entnimmt und dann in zahlreiche Häuser leitet. — Was endlich die **Gastfreiheit** betrifft, so sind zwar jetzt die meisten Wohltätigkeitsanstalten an den Moscheen, in denen Arme, Kranke und Pilger Herberge fanden,



Bild 177. **Wasserträger in Kairo.**

aufgelöst, immerhin bestehen manche von diesen auch gegenwärtig noch. Volle Gastfreundschaft findet man heute noch bei den Beduinen, aber auch bei den Schêchs der Dörfer wird selten ein Reisender vergeblich ein Nachtquartier suchen. Selbst in den Städten haben sich gewisse Züge von Gastfreiheit erhalten: so wird der Ägypter sich nie zum Essen setzen, ohne den etwa gegenwärtigen Fremden einzuladen, mit ihm das Mahl zu teilen; der Kaufmann aber bietet einem in seinem Laden unaufgefordert Zigaretten und Kaffee an und nimmt keine Bezahlung dafür, selbst wenn man nichts kauft. An allen Hauptzentren des Fremden-

verkehrs gibt es jetzt natürlich Gasthäuser, von denen die meisten in Händen von Europäern sind und teilweise zu den besten der Welt gehören. Das gilt außerhalb Kairos und Alexandrias namentlich von den Prachthotels in Luksor und Assuân, die sämtlich von Deutschen geleitet werden.

b. Stände und wirtschaftliche Lage.

Man unterscheidet in Ägypten folgende Stände: die Landleute, die Handwerker, die Kleinhändler, den islamischen Klerus und die großen Grundbesitzer: die reichen Paschas und hohen Militärpersonen. Der muselmanische Klerus hat offiziell seinen früher so oft mächtigen Einfluß auf das öffentliche Leben eingebüßt: nur in den Rechtsfragen des Korans werden die gelehrten Theologen der Azhar-Moschee, die sog. Ulémas, hie und da um ihren Rat gefragt; seine praktische Beeinflussung des Volkes ist aber fortdauernd bedeutend. Auch die Derwische stehen beim Volke noch in hohem Ansehen, spielen jedoch im sozialen Leben keine Rolle. Eine solche haben also nur die Mächtigen und Reichen, die Paschas und die Militärs der höhern Grade. Es ist in der Pharaonenzeit die Trennung dieser Stände nicht entfernt so schroff gewesen wie heute. Der gesellschaftliche Verkehr bewegt sich innerhalb der verschiedenen Klassen: ein Durcheinanderleben gibt es nirgends. — Was die Landleute betrifft, so können wir nur wiederholen, daß sie im Staate lediglich eine passive Rolle spielen, und diese besteht im Zahlen der Steuern, die noch vor etwa 30 Jahren der Fellah erst dann entrichtete, wenn er durch Schläge zerfleischt war. Der ägyptische Landmann ist fleißig und sparsam, aber es ist seit alters sein trauriges Los, für andere zu arbeiten, ohne für sich etwas zu erübrigen. Die kleinsten Grundbesitzer bewirtschaften ihr Land auf eigne Rechnung mit ihren Familienangehörigen. Die Arbeiter auf den größern Gütern bekommen ihren Lohn in bar oder in Naturalien und erhalten außerdem als Familienväter noch einen Feddan (4201 qm) Kleeboden für das Vieh. Der Acker wird entweder für eine einzige Kulturperiode oder für drei Jahre verpachtet. Die Fruchtbarkeit des Landes ist auch heute noch so groß, daß der Boden bei sehr intensiver Arbeit im Jahre 3 Ackerperioden zuläßt: 1. die Winterkultur, bei der die Aussaat je nach der Gegend in den Oktober, November oder Dezember, die Ernte (Weizen, Gerste, Klee, Bohnen) etwa 4 Monate später fällt; 2. die Sommerkultur von April bis August; 3. die Herbst- oder Spätsommerkultur, die nur rund 70 Tage umfaßt und vorwiegend Mais hervorbringt. Der Reis bedarf einer längern Reifezeit, ebenso das Zuckerrohr und die Baumwollenstaude, die seit etwa 40 Jahren in ausgedehnterem Maße am Nil angebaut werden und durch ihre Aussaugung des Bodens eine ziemliche

Umwälzung in der Fruchtfolge hervorgerufen haben. Die Ackerbaugeräte sind äußerst primitiv; zumal der Pflug, mit dem der Boden nur lose aufgerissen wird, hat dieselbe Einfachheit bewahrt, die er schon auf den 5000 Jahre alten Zeichnungen zeigt. — Die Lage der Handwerker ist etwas besser als die der Landleute, doch sind auch sie in erster Linie nur Steuerzahler. Ihre Leistungen bleiben weit hinter denen der altägyptischen zurück, deren urwüchsigen Werkzeugen die jetzigen noch ganz entsprechen. Ist der heutige Handwerker am Nil auch fleißig und gelehrig, so kümmert er sich doch wenig um Dauerhaftigkeit oder gar Schönheit seiner Arbeiten, sondern beschränkt sich darauf, Dinge anzufertigen, „die es tun". Da darf man sich denn nicht wundern, daß kein Fenster schließt, keine Tür ganz gerade ist und kein Stuhl sicher auf den Beinen steht. Am meisten blühen heute am Nil die Geschäfte der Töpfer, Barbiere und der Stellmacher, die aus Palmenholz Möbel ꝛc. anfertigen. Die einzelnen Handwerke sind, zumal in den Städten, zunftähnlich organisiert und stehen unter einem frei gewählten Obmanne, dem Schêch. Durch diesen verhandeln die Glieder des betreffenden Gewerbes mit der Polizei und der Regierung, und ist man mit einem Handwerker oder Arbeiter unzufrieden, so wendet man sich mit seinen Beschwerden an den betreffenden Schêch. — Die berühmten Bazare des Orients sind in Kairo und andern ägyptischen Städten weniger bedeutend als z. B. in



Bild 178. Nische als Verkaufsstand in einem Bazar in Kairo.
Die in der linken Ecke der Nische aufgestapelten Gefäße sind Kullen (vgl. S. 27).

Konstantinopel und Damaskus. Es sind meist enge, schmutzige, vielfach überdachte Gassen, zickzackartig durcheinander laufend, in denen in viereckigen Nischen die Kaufleute ihre Waren auslegen (Bild 178) und neben diesen auf einem Teppich hocken; auch genügen diese Nischen manchen Handwerkern als Werkstätten. Es reihen sich da die Bazare der Teppichhändler, der Schuster, Schneider, Klempner, Juweliere, Parfümhändler in eignen Bezirken aneinander, die aber an Reichtum und Gediegenheit des Inhaltes heute den Vergleich mit einem europäischen Laden nicht mehr aushalten. Am bedeutendsten, wenn auch bei weitem nicht mehr so kunstvoll, originell und schön wie zur Kalifenzeit, sind die Arbeiten der Metallziseleure und der Silber- und Goldsticker. — Eine ganz neue Erscheinung in Ägypten sind seit einiger Zeit die großen Fabrikschornsteine, die sich in der Nachbarschaft der mächtigen Dattelpalmen und der uralten Denkmäler höchst eigenartig ausnehmen; denn die sich stetig steigernde Anpflanzung des Zuckerrohrs hat zur Gründung zahlreicher Zuckerfabriken geführt. Auch die Baumwollkultur, die jetzt schon über 14 Prozent des bebauten Landes einnimmt, hat eine Großindustrie geschaffen, die für Ägypten eine bedeutende Einnahmequelle geworden ist.

c. Geselliges Leben.

Es gibt wohl kein Volk der Erde, das einen so starken Trieb nach Geselligkeit und heiterem Zusammensein hat, wie die heutigen Ägypter. Freilich verkehrt, wie gesagt, der Niedere nicht mit dem Höhern. Treffen beide zusammen, so bekundet schon der unterwürfige Gruß, daß eine tiefe Kluft jenen von diesem trennt. Man grüßt den Vornehmen, indem man mit der Hand den Staub der Erde berührt, zum Zeichen tiefer Unterwürfigkeit, und dann die Hand nacheinander an Herz und Kopf legt, um die Aufrichtigkeit dieser Gesinnung auszudrücken. Von den Unterhaltungen der höhern Klassen empfängt man stets den Eindruck, daß sie unendlich unfruchtbar und leer sind, da alle geistigen Triebfedern fehlen. Man besucht einander, raucht, trinkt Kaffee, läßt sich von einem Sänger oder einer Sängerin etwas singen oder von einer Tänzerin etwas vortanzen und redet dazu von faden Dingen — „wie inhaltlos, geistesleer und geisttötend diese Zusammenkünfte sind, das kann nur der beurteilen, der in Ägypten selbst gelebt hat". — Die Frauen sind von dem geselligen Beisammensein der Männer überhaupt ausgeschlossen; das hängt mit der im Islam ihnen angewiesenen Stellung zusammen, wie wir später zeigen werden. Trotzdem wird aber auch dem Geselligkeitstrieb der Weiber ausreichend Rechnung getragen. Sie besuchen sich gegenseitig in den Harems oder mieten gemeinschaftlich auf ganze Stunden, oft auf einen vollen Tag, eines der zahlreichen Bäder; auch bei diesen

Zusammenkünften unterhält man sich hauptsächlich an Tänzerinnen oder Sängerinnen, die man sich bestellt. In neuerer Zeit wird auch europäischen Frauen gestattet, die Harems vornehmer Ägypter in Kairo zu besuchen. Nach solchen Visiten wurde mir von Damen meiner Bekanntschaft erzählt, daß das ganze Gespräch der Haremsbewohnerinnen sich um Schmuck und ähnliche Nichtigkeiten drehe; man mache sich gar keinen Begriff, wie kindisch es da zugehe. Über die Folgen, die das Haremssystem für das weibliche Geschlecht hat, äußerte sich Virchow (in seinen „Medizinischen Erinnerungen" ꝛc., 1888) folgendermaßen: „Am wenigsten befriedigend ist der Zustand der Frauen. Ihre ganze Existenz ist eine ungesunde, und daher ist das Ergebnis fast immer eine mehr oder minder ausgeprägte Anämie. Das bleiche, fast weißliche Aussehen der Zunge, des Zahnfleisches und der Mundschleimhaut ist geradezu erschreckend. Chlorotische und nervöse Zustände . . . sind sehr häufig. Dazu trägt . . . vorzugsweise die aus dem Islam herübergenommene Absperrung und Verschleierung der Frauen bei. . . . Schwerlich würde die ägyptische Rasse sich in solcher Vollkommenheit durch fünf bis sechs Jahrtausende erhalten haben, wenn ähnliche Gebräuche schon im Altertum das Leben beherrscht hätten. Das ist die hygienisch so bedenkliche Seite des Islams, daß er die Rasse verschlechtert, indem er die Mütter herunterbringt. . . . Wenn nicht starke politische Veränderungen eintreten . . ., so dürfte dem Lande eine gleiche Versumpfung, der Bevölkerung eine gleiche Verkümmerung nicht erspart werden, wie sie der Islam in so vielen Ländern des Ostens geschaffen hat."

Die Geselligkeit in den niedern Volksklassen findet ihren Mittelpunkt hauptsächlich in den Kaffeehäusern. Dort hockt man stundenlang zusammen, schwatzt, trinkt Kaffee, raucht Tabak und oft — was viel schlimmer ist — den verderblichen Haschisch (cannabis indica, indischer Hanf), dessen Rauch betäubt und die Sinne umnebelt. Das Laster des Haschischrauchens nimmt immer mehr überhand. Alle Unannehmlichkeiten des Lebens sollen in diesem sinnbetörenden Taumel vergessen werden. In der Tat unterliegt diesem Laster in Ägypten eine verhältnismäßig größere Anzahl Menschen als bei uns der Trunksucht, der es an nervenzerrüttenden Folgen bei weitem überlegen ist. Aber auch wo kein Haschisch geraucht wird enthält die Unterhaltung in diesen Kaffeehäusern begreiflicherweise kein geistiges Element; auch die von jung und alt mit wahrer Leidenschaft aufgenommenen Darbietungen der in den Cafés sich häufig einfindenden Märchenerzähler enthalten vielfach alles andere, als gesunde geistige Speise.

Es gibt aber auch allgemeine Volksunterhaltungen, und zwar zunächst solche religiöser Natur. Dahin gehören z. B. jene bereits erwähnten sog. Zikrs, die immer mit Vorliebe von zahlreichen Zuschauern

besucht werden, und die Beschneidungs- und die Hochzeitsfeste, von denen gleich noch die Rede sein wird. Ganz besondere Feiern, religiöser Art sind die sog. Muledfeste, die man zu Ehren eines islamischen Heiligen begeht; es werden dabei an dessen Grabe oder in einer zu seiner Ehre erbauten Moschee religiöse Zikrs, aber auch weltliche Tänze und Gesänge aufgeführt. Das großartigste dieser Feste ist das am Geburtstage Mohammeds, bei dem früher die durch den Khediven Taufik verbotene Zeremonie der Dôse, die Überreitung der Derwische durch den Schêch des Sadije-Ordens, den Gipfel der Feierlichkeiten



Bild 179. Aufbruch der Mekka-Karawane in Kairo. (Phot. P. Dittrich.)

bildete. Auch der Aufbruch und die Rückkehr der Mekka-Karawane (Bild 179), die alljährlich stattfindet und der ägyptischen Regierung für über 1 Million Mark Kosten verursacht, werden von öffentlichen Feierlichkeiten begleitet. Diese Karawane wird von vielen tausend Pilgern gebildet — jeder Mohammedaner muß ja einmal in seinem Leben am Grabe des Propheten gebetet haben — und bringt nach Mekka die Kiswe, d. h. die auf Kosten des Sultans in Konstantinopel gewebte und auf der Zitadelle von Kairo zugerichtete kostbare Decke, mit der jedes Jahr die Kaaba, das höchste Heiligtum in der Moschee zu Mekka, eingehüllt wird. In dieser Pilgerkarawane wird auch der Machmal (Bild 180) mitgeführt, ein pyramidenförmiges, mit kostbarer, gestickter

Decke verhangenes, leeres Holzgestell, das auf dem Rücken eines fehlerlosen Kamels ruht und als Sinnbild der türkischen und ägyptischen Oberherrschaft über die heiligen Stätten des Islams aufzufassen ist. Die Kiswe wird, wie so oft irrtümlich behauptet wird, nicht in dem Machmal transportiert. (Zum erstenmal soll Sultan Bibars I. 1272 einen Machmal nach Mekka gesandt haben.)

Außer diesen Volksfesten hat der Ägypter noch tausend Gelegenheiten, seine Liebe zu Musik und Gesang zu betätigen, namentlich auch in den vielfach so wüsten Nächten des Fastenmonats Ramadân. Es wird kaum ein Tag vergehen, an dem in Kairo nicht irgendwo oder sogar an mehreren Stellen eine sog. Fantasia stattfindet. So nennt man jede Unterhaltung, bei welcher Musik vorkommt. Diese hat mit ihren Intervallen von Viertels- und Drittelstönen für unser Ohr etwas Eintöniges, Leierndes. Harmonie gibt es in ihr nicht, und Akkorde sind dem ägyptischen Musiker unbekannt. Er kennt eigentlich auch keine Melodie, sondern nur Rhythmen, die sich meist in gebrochenen Tönen fortbewegen. So ist auch der Gesang beschaffen, der näselnd vorgetragen wird und alle Arten von Arbeit (Rudern, Wasserschöpfen, Bau- und Feldarbeit zc.) zu begleiten pflegt. Trotzdem ist es nicht recht, über die ägyptische Musik ein solches Verwerfungsurteil auszusprechen, wie es die meisten Touristen und Reisebeschreiber tun. Ernstere Beobachter, wie Lepsius, Lane u. a., hüten sich vor diesem Fehler. Letzterer führt sogar eine ganze Anzahl von Tonarten an, die dieser Musik zu Grunde liegen. Tatsache ist, daß der Ägypter gar keinen Sinn für europäische Musik hat, und ferner, daß manche Gesangsvorträge einen eigentümlichen, melancholisch-ergreifenden Eindruck machen. Die bessern Instrumente, die jene Musiker handhaben, sind: das Nâi, eine Flöte; die Zummâra, eine Doppelflöte; die Kemenge, eine zweisaitige Violine, deren Resonanzboden aus einer Kokosnußschale besteht und gerade noch wie in der

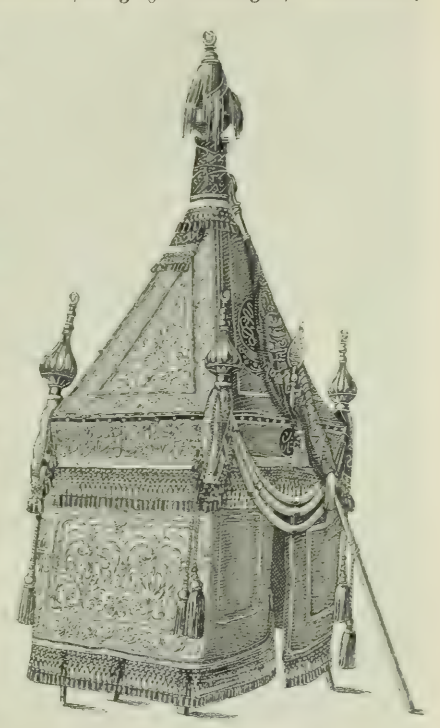


Bild 180. **Machmal.**

Pharaonenzeit am Ende der Saiten angebracht ist; das Kanún (Bild 181), eine Art Zither mit Saiten aus Schafdarm; die Darabúke, eine trichterförmige Trommel, und das Ûd, eine Mandoline, wie sie genau so schon die alten Ägypter hatten.

Was den Tanz betrifft, so tanzt der Muselman nie; und auch die Frauen überlassen den Tanz einer bestimmten Zunft der Tänzerinnen, die heute noch, wie bereits im Altertume, nicht im besten Rufe stehen. Ihre sog. Tänze haben aber mit den unserigen keinerlei Ähnlichkeit: sie bestehen nicht in rhythmischen Fortbewegungen, sondern in Wendungen und Drehungen des Körpers, die pantomimischer Natur sind und meist erotische, fast immer mehr oder minder sinnliche, ja obszöne Dinge zum Ausdruck bringen; sie berauschen die Eingebornen geradezu, pflegen aber auf den Europäer, wenigstens den feiner besaiteten, eher einen abstoßenden als anziehenden Eindruck zu machen. Die Leistungen der Tänzer (Bild 181) sind meist roh und wirken hauptsächlich durch die gemeinen Possenreißereien, die durchgehends bei ihnen die Hauptsache sind.



Bild 181. Sudanesischer Spielmann (mit dem Kanûn) und Tänzer in Kairo.

Musik und Gesang oder Tanz, oder alle drei zusammen, gehören zu jedem weltlichen Feste. Solche sind zunächst mit der religiösen Feier der Hochzeiten und der Muleds verbunden. Es gibt aber auch weltliche Volksfeste im großen Stile, wie das Frühlingsfest in den Tagen des koptisch-christlichen Osterfestes, das sog. Schim-en-nesim,

d. i. Lüfteriechen, und die aus der altägyptischen Zeit stammende sog. Nacht des Tropfens, d. i. die Feier der beginnenden Nilschwelle. Diese allgemeinen Volksfeste machen auf den Beschauer durch die überall sich kundgebende Mäßigkeit und Ordnung einen angenehmen Eindruck. In malerischen Gruppen lagern Scharen von beturbanten Männern, buntgekleideten Kindern, verschleierten Frauen. Man genießt von Hause mitgenommene Süßigkeiten, auch Kaffee und Limonade, plaudert und scherzt. Hie und da lagert eine Bande arabischer Musikanten; an andern Stellen unterhalten Sänger oder auch Märchenerzähler die lauschenden Zuhörer. Nirgends Unmäßigkeit, nirgends Zank und Streit, überall Ruhe, Friede, Heiterkeit.

Indessen eine verhängnisvolle Schattenseite bietet das gesellige und gesellschaftliche Leben im islamischen Ägypten, die nicht scharf genug gerügt werden kann. Es ist die Unsittlichkeit, die das öffentliche und vor allem auch das Familienleben verpestet. Sie tritt dem Fremden überall entgegen. Hier liegt der Krebsschaden des ganzen sozialen Lebens in Ägypten wie im gesamten islamischen Oriente. Und für diesen Zustand trägt der Islam die Verantwortung. Nicht als ob der Koran die Vielweiberei und die schlimmen Ausschreitungen erst geschaffen hätte, die Geschichte des Orients auch vor Mohammed hat davon zur Genüge berichtet; aber das ist verhängnisvoll geworden und geblieben, daß der Islam die geschlechtlichen Ausschweifungen gewissermaßen gutgeheißen hat, und zwar einmal durch das Beispiel des wollüstigen Propheten, der sich in der 23. Sure des Korans die volle Freiheit bezüglich der Zahl von Ehefrauen und Nebenweibern vorbehielt und diese Freiheit auch gehörig ausnutzte, sodann dadurch, daß er die Vielweiberei billigte und erlaubte, statt sie zu verbieten, und daneben noch das Konkubinat mit den Sklavinnen in unbeschränktem Maße gestattete. Die Zerstörung der Ehe und die Unsittlichkeit hat der Islam auch verschuldet durch die unerhörte Leichtigkeit der Ehescheidung: durch das bloße Wort „Ich entlasse dich!" kann der Mann jede Ehe rechtsgültig trennen, um eine neue einzugehen. Ebenso trug und trägt zur Untergrabung der Sittlichkeit bei die so grobsinnliche Ausschmückung der Freuden des Paradieses, wie der Koran sie schildert. Daß alle diese Lehren wirklich verderblich auf die allgemeine und öffentliche Sittlichkeit gewirkt haben und fortwährend wirken, darüber belehrt jeden Fremden auch ein nur kurzer Aufenthalt in Ägypten. Skandalös sind durchweg alle die öffentlichen Produktionen der Tänzerinnen, die bei keiner Volksbelustigung und fast in keinem öffentlichen Café fehlen [1]. Vielleicht nirgends in der Welt tritt die Unzucht so offen und maßlos

[1] Die früher so berühmten Ghawâzi sind heute fast ganz verschwunden.

auf wie in Ägypten, wo die Prostitution sogar erblich ist. Die meisten Lieder, die man heute am Nil gesungen hört, sind unzüchtigen Inhalts. Was der Jugend geboten wird, davon kann man sich überzeugen, wenn man in eines jener Zelte tritt, die bei keinem Feste, auf keinem Markte fehlen, und in denen der sog. Karabu (eine Puppe) seine Späßchen und Witzchen dem Volke zum besten gibt. Man traut seinen Ohren nicht, so sittenlose Dinge da ungestraft meist vor Gliedern des weiblichen Geschlechtes und vor Kindern vorgetragen zu hören. Welch unmoralisches, liederliches Geschlecht muß aus solcher Jugend heranwachsen! Nun kommt noch dazu, daß teilweise selbst bei religiösen Festen Unsittlichkeit eine große Rolle zu spielen pflegt. Zu der größten derartigen Feier außerhalb Kairos, dem Muledfeste in Tanta, das oft eine halbe Million von Pilgern herbeizieht, strömen auch die Sängerinnen, Tänzerinnen und Prostituierten aus ganz Ober- und Mittelägypten zusammen; das Laster macht sich hier in ganz unglaublicher Zügellosigkeit breit. Wohl ist es wahr, daß diese Exzesse des Tanta-Festes aus altheidnischer Zeit stammen — und ihr mögen noch manche ausschweifende Volksbelustigungen am Nil ihren Ursprung verdanken —, aber es bleibt doch der Vorwurf bestehen, den man aus ihrer Fortdauer dem Islam machen muß: diese Religion tritt gegen solche zuchtlosen Ausschreitungen nicht auf und „hat in den zwölf Jahrhunderten, die sie am Nile herrscht, nicht vermocht, diese schlimmsten Schattenseiten des öffentlichen Lebens zu beseitigen".

d. Die Familie.

Nach dem Gesagten wird man es leichter begreifen, wenn wir das Familienleben, das doch die Grundlage jedes sozialen und staatlichen Lebens bilden muß, als durch den Islam in der Wurzel vergiftet bezeichnen. Und diese Vergiftung geschah durch die unwürdige Stellung, die der Islam dem Weibe überhaupt und besonders der Ehefrau angewiesen hat. Wir berühren hier den Punkt, der nach dem übereinstimmenden Urteile aller Kenner der orientalischen Verhältnisse, welcher religiösen und politischen Anschauung sie sonst auch huldigen mögen, der wunde Fleck des Islams und auch des sozialen und des staatlichen Lebens im heutigen Ägypten ist. Ja, wenn im Grabe des Ti zu Sakkâra dessen Gemahlin Neferhotep „die Herrin des Hauses, die Gebieterin und einzige Geliebte ihres Gemahles" heißt, so zeigt ein Blick auf die durch den Islam geschaffenen Verhältnisse im neuern Ägypten, daß diese Religion das Weib tief von der Höhe hinabgestürzt hat, auf der es zur Pharaonenzeit erscheint, trotzdem wir wissen, daß auch in jener Zeit in den hohen Kreisen neben einer rechtmäßigen Gattin ein Harem nicht gefehlt hat.

Zunächst wird das weibliche Geschlecht im allgemeinen nicht in den Schulen unterrichtet; nur in den letzten Jahren hat die christliche Mission auch Mädchenschulen gegründet, und ebenso werden die



Bild 182. Ägyptische Frauen im Straßenkostüm.

Staatsschulen, wie wir gehört haben, von einigen tausend Mädchen besucht. Von einer Ausbildung der geistigen Anlagen und der zartern Seiten des weiblichen Gemüts ist jedoch im Durchschnitt auch heute noch so wenig die Rede wie von einer Erziehung. Und wie ohne diese, so

wird das Mädchen auch ohne Religion groß. Mohammed selbst wollte nicht, daß die Frauen sich im öffentlichen Gotteshause zeigten. Man wird darum heute selten in Ländern des Islams Frauen die Moscheen besuchen sehen. So ist es natürlich, daß die heutigen ägyptischen Frauen durchgängig nichts weniger als religiös sind, und daß an die Stelle der Religion der krasseste Aberglaube getreten ist. Der aber hat noch nie vermocht, die weiblichen Anlagen zur Leidenschaftlichkeit, Sinnlichkeit, Eifersucht und Intrige zu zähmen; und so wachsen mit dem Kinde diese verhängnisvollen Schwächen, weder durch Religion noch durch Geistesbildung gehemmt, üppig wuchernd mit auf. Deshalb ist es begreiflich, daß das Mädchen allüberall als tief unter dem Knaben stehend erscheint; bestimmt doch selbst der Koran z. B. in der vierten Sure: „daß dem Knaben der Erbanteil von zwei Mädchen gebühre". Ein Mädchen geboren zu haben, gilt fast als ein Mißgeschick für eine Mutter: einzig in dem Umstande, einen Sohn zu besitzen, sieht sie ihr Glück begründet. Man versteht auf diese Weise, daß ein derartiges in Geist und Gemüt ungebildetes weibliches Wesen nicht die eigentliche Lebensgefährtin und Genossin des Mannes in Freud und Leid, vor allem nicht in den häuslichen Pflichten und in der Kindererziehung, sein kann, sondern im Grunde genommen eigentlich nur als seine Sklavin betrachtet wird. Das spricht sich auch aus in der Art der Verehelichung.

Die Ehewerbung geschieht in der Regel, ohne daß der Mann vorher seine Erwählte gesehen, geschweige denn sie kennen gelernt hat. Darf sich doch das Weib unverschleiert nur seinem Gatten und den Blutsverwandten zeigen (bloß die Frauen der Fellachen und der Beduinen sieht man häufig schleierlos); für alle andern Männer bleiben nur die Augen sichtbar (Bild 182). Gar nicht selten wird das Mädchen bereits als kleines Kind geehelicht und wächst darauf im Harem des Mannes heran. Selbst in dem Falle also, daß der Ehebund monogamisch bliebe, wäre eine solche Gattin ganz unfähig, die Vorsteherschaft des Hauses oder die Kindererziehung zu leiten; ebensowenig könnte sie dem Manne mit Rat und Fürsorge zur Seite stehen, seine Lebensgenossin sein. In den niedern Volksklassen und auf dem Lande ist denn auch das Weib nur die Dienerin des Mannes. Die Frau aus dem Volke arbeitet, während der Gatte raucht und plaudert. Man begegnet oft dem Fellachen auf dem Esel reitend, sein Weib aber geht zu Fuß nebenher. Aber auch in den höhern Kreisen speist der Mann nie mit seiner Frau, nie erfährt diese von seinen Geschäften und Sorgen, und selbst im Tode ruht sie nicht neben ihrem Gatten, sondern durch eine Mauer von ihm getrennt. Freilich ist tatsächlich die Monogamie die Regel im heutigen Ägypten, da verhältnismäßig wenige Reiche und Vor-

nehme sich den Luxus von mehreren Ehefrauen gestatten können. Man führt diese Tatsache häufig an, um die Familienverhältnisse des Islams milder erscheinen zu lassen. In Wirklichkeit jedoch ist auch in solchen Fällen von einer Monogamie selten die Rede, da der Koran dem Manne ja freistellt, seine Dienerinnen oder Sklavinnen zu Nebenfrauen zu erheben. Benutzt aber, wie dies doch oft und besonders in den höhern Ständen geschieht, der Mann alle Rechte, die ihm der Koran verleiht, so nimmt er zu der ersten Gattin noch drei andere, von denen er sich, wie wir gesehen haben, in der denkbar einfachsten Weise wieder trennen kann. Beklagt sich die Verstoßene über die Ehescheidung des Mannes, so untersucht der Kâdi nicht, ob der Mann auf triftige Gründe hin die Trennung vollzogen, sondern nur, ob er das Wort „Du bist verstoßen!" vor Zeugen gesprochen hat. Ist das geschehen, dann ist die Ehescheidung rechtskräftig. So ist die Frau durch das Koranrecht ganz rechtlos und völlig der Willkür des Mannes anheimgegeben. Sie behält bei der Scheidung nur das Heiratsgut, das sie von ihrem Manne erhalten hat. Fühlt die Mohammedanerin infolge ihrer gänzlichen Unbildung das Unglück und die Schmach einer solchen Lage auch nur im geringen Maße oder vielleicht auch gar nicht, so wird doch an den tatsächlichen Verhältnissen dadurch nichts geändert: der Segen der Häuslichkeit und das Familienglück ist dem Mohammedaner fremd. Das Leben der Frau verzehrt sich in Eifersucht, Zank und Intrigen, und um all dem zu entgehen, sucht der Mann das Kaffeehaus, das Geplauder seiner Freunde, den Tabak und oft genug den Haschisch auf. — Daß unter solchen Familienverhältnissen die Kindererziehung ganz besonders leiden muß, versteht sich von selbst. Bleiben doch die Mädchen mit geringen Ausnahmen stets im Harem, während die Knaben diesen nach einigen Jahren verlassen und der Schule übergeben werden, wo sie, wie wir schon gesehen haben, auch nur eine höchst oberflächliche Dressur über sich ergehen lassen müssen und von tieferer Charakterbildung nichts erfahren. Den Eltern gegenüber ist ihnen durchweg eine große Unterwürfigkeit eigen.

e. Eigenartige Gebräuche.

Wer etwa in Port Saïd nach herrlicher Seefahrt den afrikanischen Boden betritt und dann nach achtstündiger Eisenbahnfahrt durch die Glut der Arabischen Wüste in Kairo, der größten und glänzendsten Stadt der ganzen arabischen Welt, ankommt und so ohne jeden Übergang aus der Erhabenheit des Meeres und der Wüste in das denkbar bunteste Völkergewimmel und den wahrhaft betäubenden Lärm urwüchsig-arabischen Lebens versetzt wird, dem wird zu Mute sein, als wäre er plötzlich auf einen andern Planeten geraten. Das ameisenartige Gewimmel in all

den tausend Gassen und Gäßchen, die oft so eng sind, daß sich kaum zwei Menschen ausweichen können; das vielstimmige Geschrei all der Großen und Kleinen, ohne das nun einmal arabisches Leben nicht denkbar ist; das wilde Durcheinander von Verkäufern, Bettlern, Blinden, Lahmen, verschleierten Frauen, zweiräderigen Karren, europäischen Droschken, Eselreitern, Kameltreibern 2c. 2c. macht einen geradezu sinnverwirrenden Eindruck. Wohin das Auge blickt, sieht es Rätsel, und es bedarf schon eines mehrmonatigen Aufenthaltes und eines gleichzeitigen Buchstudiums, um alle die rätselhaften Erscheinungen des Straßenlebens[1] zu verstehen.

Greifen wir einmal die drei auffallendsten heraus: die Beschneidungs-, Hochzeits- und Leichenzüge. Hat der Knabe sein 6. oder 7. Lebensjahr erreicht, so wird er mit großem Pomp zu der Zeremonie der Beschneidung geführt. Er reitet dabei auf einem reich geschmückten Maultiere oder Pferde in feierlichem Aufzuge durch die Straßen der Stadt in eine Moschee und ist meist mit schönen Mädchenkleidern angetan und mit auffallendem Frauenschmuck behangen, der die Augen der Zuschauer von seiner kleinen Person ablenken soll. Sein Gesicht muß das Kind mit einem gestickten Taschentuche halb verdecken, damit der „böse Blick" ihm nicht schade. Den Zug eröffnet gewöhnlich der Diener des die Operation vollziehenden Barbiers, indem er den kleinen Holzschrank („Heml") in den Händen trägt, der das Zeichen des Barbiers vorstellt. Dann folgt dieser selbst mit den Musikanten; auch Gaukler schließen sich an.

Um die Kosten solcher Prozessionen zu verringern, werden oft mehrere Knaben in einem Wagen gemeinsam zur Beschneidung geführt, oder man vereinigt sich mit einem Brautzuge. Dieser zerfällt in Teile: Am Tage vor der Hochzeit wird die Braut, die in einen Kaschmirschal gänzlich eingehüllt und mit einem goldenen Krönchen geschmückt ist, unter Vorantritt der Musik und ihrer Freundinnen und Verwandten in ein Bad geführt, das man für einen halben oder ganzen Tag gemietet hat. Man vergnügt sich dort in der mannigfaltigsten Weise, hauptsächlich an den Produktionen der Tänzerinnen und Sängerinnen. Am Hochzeitstage selbst wird die Braut dann in einem ähnlichen Aufzuge in das Haus ihres Gatten gebracht. Sie pflegte dabei früher unter einem seidenen, nur vorn offenen Baldachin einherzuschreiten, den vier Männer auf langen Stangen trugen. Jetzt benutzt sie oft (in Kairo allgemein) eine Droschke, deren Fenster verhängt sind. Pomphaft aufgeputzte Kamele (Bild 183) tragen große Kesselpauken oder auch die Aussteuer. Frauen niederer Stände begleiten den Zug und stoßen dabei unaufhörlich das so charakteristische schrille Freudengeschrei (Zararit) aus, Musikanten machen den

---

[1] Vgl. Sourbeck, Ägyptische Straßenbilder, Basel 1891.

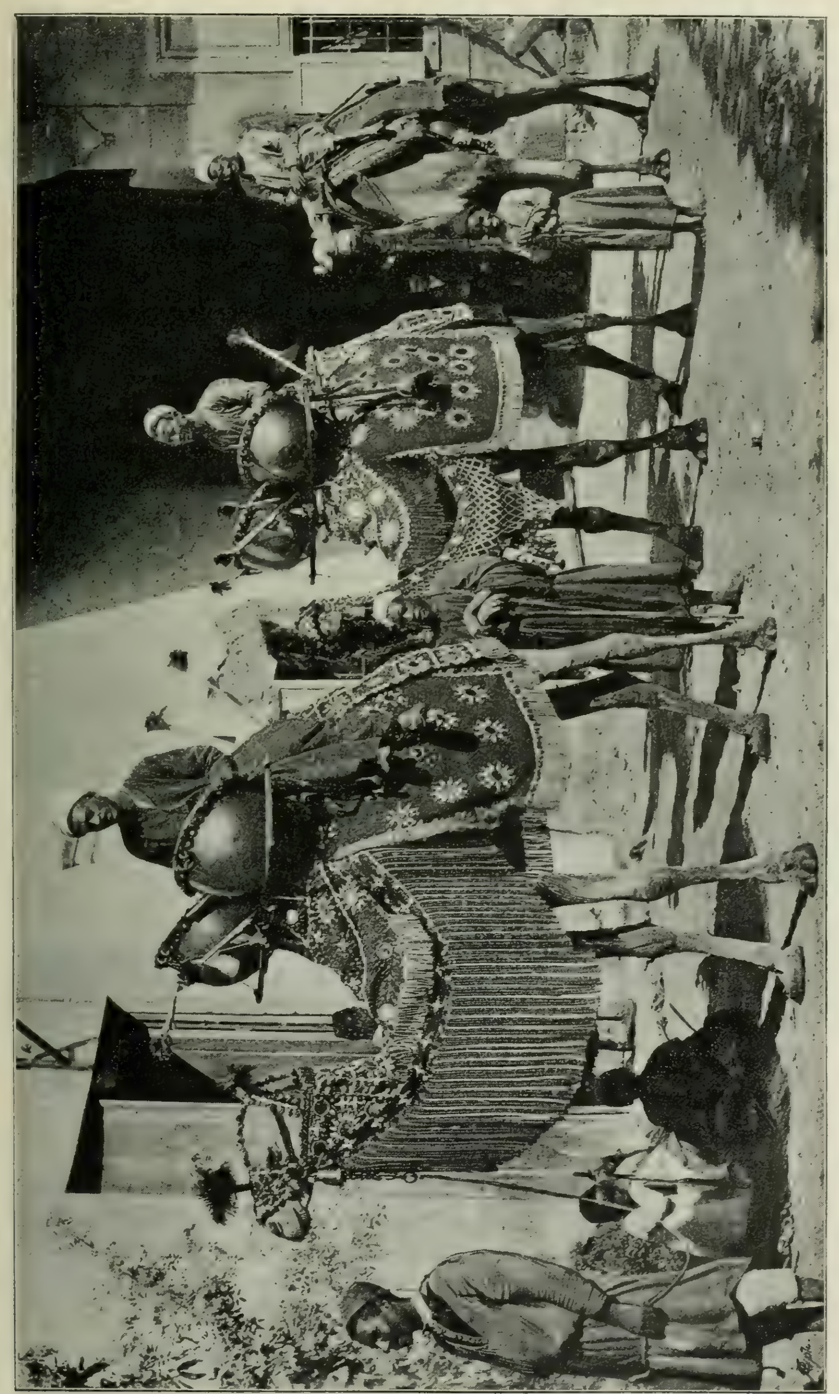


Bild 183. Geschmückte Kamele aus einem Hochzeitszug in Kairo.

Beschluß. Der dem Hochzeitshaus benachbarte Teil der Straße ist durch Girlanden von grellroten Tüchern, zahlreichen Kronleuchtern und Lampen sowie durch Polster, die an den Wänden der Häuser stehen, in einen Festsaal verwandelt. Tagelang dauern diese Feste in und vor dem Hause fort, bei denen Essen und Kaffeetrinken mit den Aufführungen der Tänzer, Sänger und Musiker abwechseln. Die ganze Umgegend nimmt an diesen Festlichkeiten teil und stellt nicht selten auch ihre eignen Räume zur Verfügung.

Nicht minder merkwürdig sind die Gebräuche beim Tode und beim Begräbnis. Ist das Leben aus dem Körper entflohen, so wird dieser zunächst gewaschen, und die Klageweiber treten sofort vorschriftsmäßig in Aktion. Dann werden vom Imâm (nichtpriesterlicher Gebetsleiter) Suren aus dem Koran rezitiert, während man die Leiche in ein weißes oder grünes Totenkleid hüllt. Das Begräbnis erfolgt wegen der in den heißen Ländern schnell eintretenden Verwesung schon nach einigen Stunden. Es vergeht kein Tag, wo in Kairo solch ein Begräbniszug nicht irgendwo in dem Gedränge auftaucht. Ein melodienloser, unreiner Chorgesang dringt plötzlich deutlich durch den Straßenlärm, und schon sehen wir auch einen wunderlichen Zug sich durch die Gasse drängen. Vorweg schreiten etwa acht Blinde, Krüppel und Bettler, wie sie zu vielen Tausenden in Kairo zu finden sind. Meist haben sie sich bei der Hand gefaßt und bemühen sich, in dem schnellen Tempo der Nachfolgenden voranzukommen. Ihnen folgen mehrere Männer aus der nächsten Verwandtschaft des Toten. Alle selbstverständlich in ihren schmutzigen Alltagsgewändern. Dicht vor der Bahre schreiten einige Knaben einher, die auf einem Gestell von Palmenstäben eine mit einem bunten Tuche bedeckte Kopie des Korans tragen. Während die Männer ununterbrochen rezitieren: „Es gibt keinen Gott außer Gott; Mohammed ist Gottes Abgesandter; Gott sei ihm gnädig und bewahre ihn!" singen die Knaben mit höherer und lebhafterer Stimme einige Worte aus dem „Haschrije" (Beschreibung des Weltgerichtes). Meist treiben sie dabei jedoch solche Allotria, daß sie von den Erwachsenen geohrfeigt werden müssen, die doch eine gute Dosis Kinderei vertragen, da sie selber nichts als große Kinder sind. Unmittelbar hinter den Knaben folgt, getragen von vier jüngern Verwandten, die Bahre, die nichts anderes als eine schmucklose, schmale Lade mit vier Traghölzern ist. Überdeckt ist sie mit einer grellbunten Decke, die je nach der sozialen Stellung des Toten mehr oder weniger kostbar ist. In ihr liegt, den Kopf nach vorn, die Leiche, die in Tücher eingehüllt ist, die ihr mit ins Grab gegeben werden, während die Lade nur zum Transporte dient. An ihrer vordern Schmalseite ragt ein etwa drei Fuß hohes, schmales Brett empor, auf dem ein Fez befestigt ist, wenn

ein Mann begraben wird; auch goldene Uhren habe ich bei Reichen dort hängen gesehen. Handelt es sich um eine Frauenleiche, so trägt der Stab einen Schleier oder Schmuckgegenstände. Bei vornehmen Begräbnissen gestaltet sich der Zug natürlich prächtiger. Dann nehmen Derwische und sonstige Korporationen mit ihren Fahnen teil, Wasser wird verteilt, und das Reitpferd des Verstorbenen wird aufgeführt, auch wohl ein Büffel, der nach der Feier geschlachtet und verzehrt wird. Immer macht ein größerer Haufe von Frauen den Schluß, die mit aufgelöstem Haar schluchzend das Lob des Toten singen. Die Verwandten und Hausgenossinnen der Leiche sind kenntlich an einem blauen Streifen von Leinwand oder Musselin, den sie um die Stirn gebunden und hinten in einen Knoten geschlungen haben. Meist tragen sie mit beiden Händen noch ein blaues Tuch, mit dem sie die wunderlichsten Schwenkungen und Windungen ausführen. Die Klageweiber, die ja auch in der Bibel erwähnt werden, stoßen immerfort ihren eigenartig gellend-krähenden Ton aus. So bewegt sich der ganze Zug in die Moschee, zu deren „Heiligen" man das größte Zutrauen hat. Nachdem die Leiche einige Zeit unter den Gebeten und Gesängen der Anwesenden vor dem Heiligengrabe gestanden hat, wird sie zu der Begräbnisstätte gebracht.

Die Friedhöfe (Bild 135, S. 205) sind unmittelbar bei den Städten (wie bei Kairo) angelegt, ein Brauch, den die jetzigen Ägypter ebenfalls nicht durch den Islam kennen gelernt haben; denn nach mosleminischer Sitte verlegt man jene Stätten weit von den Wohnorten der Lebenden fort; vielmehr ist auch dies ein noch erhaltener altägyptischer Brauch. Auf dem Friedhofe angelangt, nehmen die Verwandten die Leiche von der Bahre und betten sie in der Tiefe der meist ausgemauerten Gruft unter Brettern ein, die dann mit Erde bedeckt werden. Eigentümlich ist die Sorge, daß auch das tote Weib nicht von Fremden gesehen wird. Die weibliche Leiche nehmen, wie ich selbst sah, der Mann und ein Bruder oder doch zwei nächste männliche Anverwandte von der Bahre, und während sie sie in das Grab legen, hält man über diesem ein Tuch ausgebreitet, so daß niemand hineinschauen kann. Erst wenn unten die Leiche mit Brettern zugedeckt ist, wird das Tuch entfernt und dann das Grab mit Erde angefüllt. Nach der Beerdigung verrichtet man an der Gruft einige Gebete und bezeigt den Verwandten sein Beileid; dann entfernt man sich und geht — wie ich öfter bemerken konnte — sehr ernst und ruhig, Männer und Frauen getrennt voneinander, nach Hause zurück. Auf jedem Grabe wird am Kopf- und am Fußende je ein Säulchen angebracht: neben diesen, so glauben die Moslemin, lassen sich gleich nach dem Begräbnisse die beiden sog. Frageengel Munkar und Nekir nieder, um das Gericht mit dem Toten abzuhalten. Da bei diesem

Gewissensexamen die Toten aufrecht sitzen müssen, so werden ihre Grabkammern so hoch gewölbt, daß ihnen das möglich ist.

Nach dem Begräbnis pflegen sich alle Teilnehmer in der Wohnung des Verstorbenen zu versammeln. Während die Männer rauchen und essen, veranstalten die Weiber, auf dem Boden sitzend, einen eigenartigen Trauergesang, der aus Frage und Antwort zu bestehen scheint und von einem rhythmischen Händeklatschen begleitet wird. Abends pflegt ein Zikr den ereignisreichen Tag zu beschließen.

Zu den Begräbnisstätten sei noch erwähnt, daß die Gräber der bessern Stände gewöhnlich durch einen Baldachin überdacht sind. Reiche errichten über ihnen und um sie her ganze Grabgehöfte (Hôsch) mit Mausoleum, Brunnen, Unterkunftshäusern 2c., da man sich viel und lange, namentlich nach dem Aufhören des Fastenmonats Ramadân, an den Gräbern seiner Lieben aufzuhalten pflegt. Auf diese Weise kommt es, daß z. B. die im Süden von Kairo gelegenen großen Friedhöfe in der Wüste den Eindruck mäßig belebter Ortschaften machen.

Der Raum verbietet es, auf weitere eigenartige Erscheinungen des arabischen Straßenlebens einzugehen. Doch wird schon das Mitgeteilte genügen, unsere vorhin gemachte Behauptung zu rechtfertigen, daß dem Europäer bei seinem erstmaligen Eintritt in eine arabische Stadt zu Mute ist, als weile er nicht mehr auf dem Planeten, dem er bis dahin angehört hatte.

7. Geschichte des Christentums in Ägypten[1].

Nach all dem Vorangegangenen zum Schlusse noch einmal im Zusammenhange des christlichen Ägyptens zu gedenken, ist fast ein Bedürfnis. Zumal da wir erst hier Gelegenheit finden werden, einen hochbedeutsamen Bruchteil der heutigen Ägypter, nämlich die Kopten, näher kennen zu lernen. Daß Ägypten das erste Land ist, das für die Weltreligion des Heilandes gewonnen wurde, verdankt es nicht ausschließlich der Nachbarschaft mit dem Geburtslande des Erlösers: von großer Bedeutung war jedenfalls auch die tiefernste Religion, die das ganze Leben, Denken und Fühlen der Ägypter in einzigartiger Weise durchdrang und deren irdisches Dasein zu einer Wanderschaft nach einem ewigen Leben hin gestaltete. Nicht zuletzt mögen auch die damaligen sozialen und kulturellen Zustände des Nillandes die Herzen für die christliche Heilslehre empfänglich gemacht haben. Als nämlich Ägypten in die Hände des römischen Kaisers Augustus fiel, waren seine Bewohner alles andere als ein glückliches Volk; sie waren fast drei Jahrhunderte

[1] Vgl. Fowler, Christian Egypt, London 1902.

lang wie Sklaven behandelt und durch Abgaben und grausames Regiment gedrückt worden, ihre Anzahl hatte sich gemindert, ihr Wohlstand war dahin. Das Christentum aber wendet sich, wie keine andere Religion, in erster Linie an die Bedrückten und Armen, und so mußte es begierig von dem ägyptischen Volke aufgenommen werden, zumal da manche seiner Hauptlehren (Fortleben der Seele nach dem Tode, Weltgericht 2c.) den Ägyptern geläufig waren. In der Tat fand Christi Lehre zunächst unter den Armen und Ungelehrten Verbreitung, so daß nach Origenes die Ungläubigen spottend sagten: nur die Unglücklichen, Gedrückten,



Bild 184. **Der sog. Marienbaum bei Matarîje,**
eine Sykomore, unter der nach der Legende die heilige Familie auf der Flucht geruht haben soll.
(1904 wurde daneben eine schöne Kapelle von französischen Jesuiten errichtet.)

Verachteten und Sündevollen nähmen die Religion Jesu an. Gerade weil dies der Beginn der Christianisierung Ägyptens ist, erfahren wir über deren Verlauf so wenig bei den gleichzeitigen Geschichtschreibern, die sich wohl um den Hof und die Regierung, nicht aber um das Treiben des armen Volkes kümmerten. Wir wissen daher auch nicht einmal, wo die Wiege des Christentums in Ägypten einst gestanden hat. Nur das ist zweifellos nachgewiesen, daß speziell in der südlichen Thebais sehr früh große Christengemeinden entstanden, deren Geschichte freilich mit der Geschichte des Mönchtums (siehe S. 296 f) verschmolz. Fügen wir nun noch hinzu, daß Ägypten damals derselben Herrschaft wie

Palästina, nämlich der römischen, unterstand, und daß in Alexandria seit langer Zeit zahlreiche jüdische Gemeinden blühten, in denen sich, in vielen Punkten unbewußt den christlichen Wahrheiten vorarbeitend, allmählich die israelitischen Glaubenslehren mit abendländisch-griechischen, besonders platonischen Ideen verbunden hatten, so begreifen wir, wie es kam, daß das Land, in dem der Heiland schon als zartes Knäblein geweilt hat (vgl. Bild 184; siehe auch S. 309), so auffallend rasch und allgemein dessen Lehre annahm. Der Glaube an Amon-Re hatte ehemals gegen den Sonnendienst der Perser und selbst gegen den jüdischen Monotheismus Front gemacht, die griechischen Eroberer sahen sich genötigt, diesem Glauben sich anzuschließen, ein Alexander der Große ließ sich für einen Sohn des Amon erklären — aber dem Christenglauben vermochte selbst dieser hochverehrte Gott nicht zu widerstehen.

Nach Eusebius' Bericht und der koptischen Überlieferung wurde das Evangelium zuerst durch den heiligen Evangelisten Markus im Niltal verkündet. Die erste christliche Gemeinde entstand in Alexandria, das schon im Jahre 60 n. Chr. in Annianus seinen ersten Bischof hatte. Zur Zeit des Kaisers Hadrian (117—138) war die Zahl der ägyptischen Christen bereits so groß, daß der Kaiser in einem Briefe an den Konsul Servianus ihrer Erwähnung tut. In diesem vielbesprochenen Schreiben, dessen Echtheit übrigens von manchen bestritten wird, werden die Christen Serapisverehrer genannt, und von letztern wird gesagt, sie seien im Grunde Christen. Wenn dieser merkwürdigen Behauptung überhaupt etwas mehr als Unkenntnis zu Grunde liegt, so kann der Verfasser dabei nur die ganz oberflächliche Ähnlichkeit der beiderseitigen Trinitätslehre im Auge gehabt haben.

Unter Mark Aurel (161—180) konnte der Bischof Demetrius von Alexandria schon drei Unterbischöfe ernennen, während er selbst den Titel Patriarch von Alexandria führte. Im 3. Jahrhundert weihte der Patriarch Theonas bereits eine Marienkirche in Alexandria ein: die erste christliche ägyptische Kirche, in der öffentlicher Gottesdienst stattfand. Zu derselben Zeit sah sich der Patriarch Heraklas veranlaßt, statt der bisherigen drei, nicht weniger als zwanzig Unterbischöfe für Ägypten einzusetzen; so hatte sich das Christentum damals schon im ganzen Lande ausgebreitet. Seine Grenze fand es im Süden jedenfalls an den heidnischen Blemmyern, die erst im 6. Jahrhundert die christlichen Lehren annahmen, und zwar in Form des Monophysitismus.

Es konnte nicht fehlen, daß das Christentum mit seinen neuen geistigen Elementen in Alexandria, dem Zentrum der damaligen Wissenschaften, der neuplatonischen Philosophie und der jüdischen platonisierenden Theologie bald eine große geistige Bewegung hervorrief. Schon unter

Kaiser Commodus (180—192) wurde dort eine Schule christlicher Wissenschaft gegründet, die berühmte Katechetenschule, deren Gründer und erstes Haupt Pantänus war. Unter ihm und seinen Nachfolgern, deren berühmteste Klemens von Alexandria, Origenes, Dionysius der Große, Athanasius, Basilius der Große, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa ꝛc. sind, gingen an dieser Hochschule Christentum und Wissenschaft fast durch zwei Jahrhunderte Hand in Hand. So hat Ägypten nicht nur den Ruhm, das erste christliche Reich geworden zu sein, sondern auch den, die erste Schule christlicher Wissenschaft besessen zu haben.

Neben dieser christlichen Hochschule, deren Ruhm mit dem 4. Jahrhundert allmählich erlosch, bestand auch eine heidnische Gelehrtenschule in Alexandria. Hier lehrten die Vertreter des sog. Neuplatonismus, dessen Begründer der zum Heidentum übergegangene Christ Ammonius Sakkas war, der durch Verschmelzung der aristotelischen mit der platonischen Philosophie rein wissenschaftlich die christlichen Lehren zu ersetzen versuchte, ohne jedoch den Verfall des Heidentums damit aufhalten zu können. Die vorzüglichsten Vertreter dieser Richtung waren Plotinus, Herennius, Porphyrius, Origenes (nicht der Kirchenschriftsteller) und Longinus.

Es war natürlich, daß die christliche Kirche am Nil ebenso wie anderwärts von den Verfolgungen der Heiden, besonders auch der römisch-heidnischen Kaiser, zu leiden hatte. Zunächst handelte es sich wohl um vereinzelte Christenhetzen von seiten des heidnischen Pöbels. Bezeichnend ist in dieser Richtung der Ausspruch des Tertullian: „... Wenn der Nil die Felder nicht überschwemmt ... ruft das Volk sofort: Die Christen müssen den Löwen vorgeworfen werden, ... sinkt dann das Nilwasser nicht zur rechten Zeit, so heißt's wieder: Das verdanken wir den Christen.“ Der erste heftige Angriff geschah durch den Kaiser Severus (193—211), der in dem Wachstum der christlichen Kirche eine Gefahr für seine Politik erblickte und darum den Übertritt zum Christentum durch ein Edikt verbot. Das war ein harter Schlag für die bereits sehr erstarkte ägyptische Kirche. Mit Recht klagte damals bitter der Apologet Tertullian, daß der Kaiser den Ägyptern die Verehrung von Kühen, Krokodilen usw. gestatte, hingegen die bestrafe, die vor dem Schöpfer und Herrscher der Welt sich beugten. Nun begann auch Ägypten seine Beisteuer zu dem Blute der Märtyrer, dem „Samen des Christentums“, zu liefern. Leonidas, der Vater des Origenes, die Jungfrau Potamiäna, deren Mutter Marcella sowie Basilides sind die ersten uns bekannten christlichen Blutzeugen am Nil.

Die erste allgemeine Christenverfolgung fand 250 unter Kaiser Decius (249—251) statt. Sie wütete besonders in Alexandria, wo

13 Christen nach entsetzlichen Foltern teils enthauptet teils lebendig verbrannt wurden. Damals flohen die Bekenner Christi vielfach in die Wüste und zum Sinai, wo sie dann unsägliches Elend litten durch Hunger, Kälte, Krankheit oder Angriffe räuberischer Völker. 257 brach unter Kaiser Valerianus (253—260) die zweite Verfolgung aus, bei der Christen jedes Alters und Geschlechtes eine todesmutige Standhaftigkeit bewiesen. Die längste und härteste Verfolgung aber war am Nil, wie überall, die diokletianische. Im Jahre 303 erschien das kaiserliche Edikt, wonach sämtliche christliche Kirchen niedergerissen, die Christen aus den Ämtern verdrängt und gefoltert werden sollten. Viele flohen damals nach Syrien, aber eine große Zahl starb auch den Martertod. Die bekanntesten Märtyrer sind: der Bischof Petrus von Alexandria und seine Presbyter Faustus, Dius und Ammonius, der Bischof Phileas von Thmuis in Unterägypten, der Textkritiker des Neuen Testamentes Hesychius, die Bischöfe Pachomius und Theodorus, der kaiserliche Zollverwalter in Alexandria Philoromus, die hl. Katharina von Alexandria usw. Damals mußten auch die christlichen Bibelhandschriften verbrannt werden. Wohl war Diokletians Nachfolger in Ägypten, der Kaiser Galerius, den Christen mild gesinnt; aber der diesem folgende Maximinus trat ihnen wieder mit großem Hasse entgegen. Mit Recht nannten die Christen am Nil die Zeit seit dem Edikte Diokletians bis auf Konstantins Regierungsantritt (324) die Ära der Märtyrer und gründeten darauf später bis zur Herrschaft der Araber (641) ihre Zeitrechnung, die heute noch bei den monophysitischen Äthiopiern im kirchlichen Gebrauche ist. — Trotz dieser grausamen Verfolgungen gehörte ganz Ägypten nach dem Tode (363) Julians des Abtrünnigen, der der letzte christenfeindliche Kaiser war, dem Christentume an.

Als eine Frucht der ägyptischen Christenverfolgungen haben wir das Mönchtum zu betrachten. Von den Christen nämlich, die sich während der Decischen Verfolgung in die Wüste flüchteten und sich vielfach in den Pharaonengräbern der Thebais verbargen, gewannen viele diese Einsamkeit trotz ihrer Nöte lieb und blieben dauernd in den Einöden. So entstand das Anachoretentum. Noch heute findet man Spuren dieser Einsiedler an den Wänden jener Grabhöhlen. Und wer sie besucht hat — diese Gräber von Asasîf und Bibân el-Mulûk, diese schauerlich öden Felsentäler, wo kein Halm wächst, diese Gelände, so glühend heiß, „daß kein Lüftchen hier eine Welle schlägt“, diese Grabeshöhlen, so unheimlich groß und finster und leer —, der wird da, wie ich, gedacht haben: Den Männern, die sich zu religiösen Betrachtungen und Übungen hierher zurückzogen haben, muß es Ernst, sehr Ernst gewesen sein mit ihrer Weltentsagung und opfervollen Zurückgezogenheit. Die berühmtesten



Bild 185. Koptisches Kloster Dêr el-abjad („Weißes Kloster") bei Sohâg.
Festungsartig ummauert; mit schöner, dreischiffiger Basilika aus dem 5. Jahrhundert. Heute von etwa 220 Insassen bewohnt.

dieser Anachoreten sind der hl. Antonius und der hl. Paul von Theben, um die sich Scharen von Einsiedlern sammelten, so daß förmliche Eremitenvereine entstanden, die den Übergang zum Klosterleben bilden. Der erste Gesetzgeber des Mönchtums und der Gründer des Zönobitentums wurde der hl. Pachomius, der auf der Nilinsel Tabennä das erste eigentliche Kloster mit einer Ordensregel schuf. — Die Zahl der Anachoreten und Mönche wuchs bald bedeutend; nach Makrizi waren zur Zeit der arabischen Eroberung noch 86 koptische Klöster (Bild 185) in Ägypten. In dem erwähnten Kloster auf der Nilinsel Tabennä sollen Anfang des 5. Jahrhunderts gegen 50000 Mönche und Anachoreten zur Zeit des Osterfestes versammelt gewesen sein, und die Zahl sämtlicher Mönche und Anachoreten Ägyptens wird auf 100000 angegeben. Ja es sollen nach den Überlieferungen manche Städte ganz von ihnen abhängig gewesen sein. Die Geschichte dieser merkwürdigen Fruchtbarkeit und Ausbreitung ist noch nicht geschrieben, ebenso wie die des Urchristentums in Ägypten noch fehlt[1]. Man hat daher gemeint, daß diese angegebenen Zahlen übertrieben seien, da ja die Schriftsteller jener Zeit, besonders die byzantinischen, sich in gewaltigen Übertreibungen gefielen. Dem widerspricht aber in diesem Falle die Auffindung zahlreicher, riesiger Klosterbauten aus dieser Periode. Der gewaltigste Zönobialbau, den die altchristliche Welt kennt, ist der 40000 qm umfassende, den Karl Maria Kaufmann in der Mareotiswüste freilegte, und zwar in der von ihm im Frühsommer 1905 entdeckten Menasstadt[2]. — Es sei hier gleich hinzugefügt, daß durch diese für die altchristliche Archäologie epochemachende Ausgrabung die Gruft und die prächtige Basilika, ein Nationalheiligtum der christlichen Ägypter, des hl. Menas, des „Patrons der Libyschen Wüste", freigelegt wurden, ebenso eine mit der Basilika verbundene Anlage heiliger Thermen, welche die Menasstadt als ein „Lourdes der Antike" erscheinen lassen und das Vorkommen der ungemein zahlreichen Menaskrüglein zur Genüge erklären: sie dienten zum Schöpfen und Heimtragen des Wassers vom heiligen Quell, der wenige Meter vom Grabe des Menas entdeckt wurde und auch zwei marmorgefaßte Schöpfstellen im Hauptschiffe der Kirche hatte. (Die Grabungen wurden im März 1908 abgeschlossen, die Funde größtenteils nach Frankfurt a. M. geschafft, einige auch nach Berlin.)

Daß neben den Bußübungen und der Kontemplation auch die Wissenschaft in den Einöden von den Anachoreten gepflegt wurde,

[1] Literaturangaben bei J. M. Besse, Les moines d'Orient antérieurs au concile de Chalcédoine, Paris 1800, S. 4 u. 5.

[2] Vgl. K. M. Kaufmann, Bericht über die Ausgrabung der Menas-Heiligtümer in der Mareotiswüste, 3 Hefte, Kairo 1906, 1907 u. 1908.

beweisen die historischen Berichte über sehr gelehrte Mönche, die wertvolle Schriften verfaßten. Wir erinnern nur an den hl. Makarius, der durch seine 50 Homilien ein Begründer der christlichen Mystik wurde, an Evagrius, der über die gnostische Philosophie schrieb, und an Palladius, der um 420 eine Sammlung von Lebensbildern ägyptischer und palästinensischer Mönche verfaßte, eine Hauptquelle für die älteste Geschichte des Mönchtums. Auch entstanden durch die Mönche der Thebais drei koptische Übersetzungen des Neuen Testaments, und zwar in den drei koptischen Mundarten: die saidische (in der oberägyptischen Mundart), die baschmurische (in der des Delta) und die sog. koptische (in der memphitischen). Außerdem lieferten diese viele griechische Handschriften des Alten und des Neuen Testaments, ferner Lebensgeschichten berühmter Märtyrer und Heiligen, Abschriften von Werken der Kirchenväter und Ritualbücher. Der Verdienste, die sich die gelehrten Mönche um die ägyptische (koptische) Sprache erworben haben, wurde bereits im ersten Teile des Buches gedacht.

Aber nicht nur durch rohe Gewalt suchte man in Ägypten die Ausbreitung des Christentums zu hindern, sondern auch durch einen erbitterten Geisteskampf, der seinen Nährboden natürlich in Alexandria hatte; denn hier bildete ja noch bis zum Ende des 4. christlichen Jahrhunderts der Serapistempel das Zentrum für die altägyptische Religion und deren Kult. Auch war diese Stadt seit den Zeiten der Ptolemäer der Sitz der heidnisch-griechischen Gelehrsamkeit und zur Zeit der römischen Kaiser des sog. alexandrinischen Platonismus, der die aristotelische und die platonische Philosophie zu verschmelzen und sein neues System zur Herrschaft auf geistigem und religiösem Gebiete zu bringen sich bemühte. Durchblättert man die Geschichte Alexandrias zur Zeit der ersten christlichen Jahrhunderte, so gewinnt man den Eindruck, daß die dortigen ägyptischen und griechischen Gelehrten fühlten, wie mit dem Christentum neue Grundlagen der geistigen und sozialen Kultur geschaffen waren, und wie es galt, die altheidnischen Kulturelemente gegen die christlichen zu verteidigen. Dazu kam, daß diese Stadt für dogmatische und philosophische Streitigkeiten ein sehr günstiger Boden war. „Alexandria war die Stadt der Disputanten, Kritiker und Silbenstecher", und die Händelsucht des alexandrinischen Mischvolkes war von jeher weltbekannt. Zudem hatten die ägyptischen Christen trotz der Annahme des Christentums weder ihren astrologischen Mystizismus noch auch die alte abstrakte Theologiespekulation abgelegt; so mußte es bald zu heftigen Fehden kommen. Vergessen wir aber nicht, worauf treffend auch Ebers hinweist, daß diese Streitigkeiten, so kläglich sie oft erscheinen mögen, doch beweisen, wie tief ergriffen und ganz durchdrungen von religiöser Überzeugung und Empfindung das Leben jener Zeit war.

Nur kurz können wir hier die Bestrebungen der ägyptischen Gegner des Christentums berühren. Zur Zeit des Kaisers Vespasian (69—79) kam Apollonius von Tyana, ein Zeitgenosse Christi und der Apostel, an den Nil und suchte durch vorgebliche Wundertaten die Wunder Jesu in den Schatten zu stellen — ein Verfahren, das in Ägypten, wo solche abergläubische Praktiken von jeher sehr im Schwunge waren, Erfolg versprach, zumal da der Kaiser Vespasian bei seinem Aufenthalte am Nil den „Wundermann" öffentlich als Magier anerkannte. So sollte in diesem Menschen der Heidenwelt ein Gegenstück erstehen zu der Persönlichkeit Christi, deren gewaltige Anziehungskraft und Beeinflussung den Gegnern natürlich nicht verborgen geblieben war. Dann folgten andere Angriffe von seiten der heidnisch-philosophischen Spekulation, der sog. Gnosis, die Christus ebenfalls in ihr System einzureihen suchte, indem sie ihn zum bedeutendsten ihrer „Äonen" machte. Der eigentliche Begründer der Gnosis, Basilides, der eine Ewigkeit der Materie und ebenfalls eine Emanation von Äonen aus dem ewigen Gott lehrte, war zwar ein Syrer, hatte aber etwa von 120 bis 140 in Alexandria gelehrt, und seine Schüler waren meist Ägypter. Ein anderer Alexandriner, Karpokrates, von Geburt ein Grieche, setzte Christus auf eine Stufe mit den Gründern der griechischen Philosophenschulen. Des Gnostikers Valentinus Lehre, der 30 Äonen annahm, fand hauptsächlich in Ober- und Unterägypten Verbreitung. Später bekämpfte Celsus, ein Epikureer aus Alexandria, das Christentum, indem er nachzuweisen suchte, daß dieses nichts Neues bringe, da auch die Ägypter nur einen Gott gekannt hätten. In Oberägypten verbreiteten sich nach Klemens von Alexandria, die schon in der Heiligen Schrift genannten Doketen, die annahmen, Jesus habe nur einen Scheinleib gehabt. — Diese Angriffe riefen auf christlicher Seite natürlich wissenschaftliche Entgegnungen hervor, und so verdanken wir ihnen das Auftreten einer Reihe christlicher Apologeten am Nil. Die bedeutendsten unter ihnen sind der Märtyrer Justinus († um 165), der in Alexandria studiert hatte, die Vorsteher der Katechetenschule Athenagoras und Dionysius, der berühmte Origenes (um 185—254), der die 8 Bücher Contra Celsum schrieb, und der schon wiederholt genannte Klemens von Alexandria — lauter hervorragende Zierden christlicher Gelehrsamkeit. Schon in diesen Streitigkeiten der ersten christlichen Jahrhunderte hatte es hie und da nicht an Gewalttätigkeiten gefehlt, und zwar auf beiden Seiten; fiel doch z. B. die heidnische Philosophin Hypatia, die letzte Vertreterin der plotinischen Schule, unter Kaiser Theodosius II. der Volkswut der Christen in Alexandria zum Opfer (im März 415). Ganz besonders aber nahm der religiöse Kampf einen gewalttätigen Charakter an, als im 4. Jahrhundert

der bekannte christologische Streit ausbrach. Dieser hatte seinen Anfang in Alexandria genommen, wo Arius, der Leugner der Gottheit Christi, Priester war. Dessen Hauptgegner, der große Erzbischof Athanasius von Alexandria, ging zwar als Sieger aus dem Streite hervor, da das Konzil von Nicäa im Jahre 325 die arianische Irrlehre verurteilte; aber der Kampf war damit nicht beendet. Der Patriarch Nestorius von Konstantinopel wollte die irdische Erscheinung Christi nicht als eine gottmenschliche anerkennen, und seine Ansicht fand zahlreiche Anhänger unter den ägyptischen Mönchen. So sah sich der Patriarch Cyrillus von Alexandria zur Einmischung in den neuen Streit veranlaßt, bis auch diese Irrlehre auf dem Konzil von Ephesus 431 verurteilt wurde. Es ist bemerkenswert, daß an diesem Konzil bereits 50 Bischöfe der ägyptischen Kirche teilnahmen, die in der Tat in dieser Zeit ihre Glanzperiode erlebte. Nestorius starb in Oberägypten in der Verbannung. Der Gegensatz aber zu der von ihm gelehrten Trennung der beiden Naturen in Christus rief eine Übertreibung der Lehre von der sog. hypostatischen Vereinigung in Christus hervor: man stellte sich die göttliche und die menschliche Natur gemischt vor, und dachte sich diese von jener absorbiert oder beide zu einer Mischung vereint, in der die einzelnen Naturen nicht mehr kenntlich waren. Diese Irrlehre, der sog. M o n o p h y s i t i s m u s, der etwas vor 450 zuerst von dem greisen Archimandriten Eutyches von Konstantinopel bekannt und dann auch von dem mächtigen Patriarchen Dioskurus von Alexandria kraftvoll vertreten wurde, hatte in Ägypten zahlreiche Anhänger. Hier beginnt nun der Streit eine politische Färbung anzunehmen: der Kaiser und die Regierung standen auf seiten der Kirche, die auf dem Konzil von Chalcedon 451 die neue Irrlehre des Eutyches verurteilte, die Masse des Volkes aber war monophysitisch gesinnt und hielt an ihrem Irrtum schon aus Haß gegen den anders denkenden byzantinischen Hof hartnäckig fest. Diese politisch-religiöse Parteistellung fand einen Ausdruck dadurch, daß das Volk, wie auf Seite 197 erwähnt wurde, die Anhänger der kirchlichen Lehre Melkiten, d. i. Königliche oder Hofpartei, sich selbst aber Gypten (oder Kopten), d. i. Ägypter, nannte; den Namen „Kopten" haben dann die ägyptischen Christen bis heute behalten. Es war allerdings traurig genug, den Sinn aller Welt damals so sehr mit kirchlichen Fehden beschäftigt zu sehen, daß auch ein eigentlich politischer Streit ganz die Form eines theologischen Bekehrungsgeschäftes annehmen konnte; aber die allgemeine Teilnahme an theologischen Kontroversen beweist, wie gesagt, auf der andern Seite auch wieder das ungewöhnliche Interesse an den Glaubensfragen jener Tage. Unendlich widerlich jedoch bleibt die Erscheinung, daß man in jenem Streite auf beiden Seiten die Anwendung von roher Gewalt, besonders in Alexandria,

nicht scheute, um die eigne Überzeugung durchzusetzen. Darüber kann man sich übrigens kaum wundern; denn warum sollte den zanksüchtigen Ägyptern nicht ein christlich-theologischer Lehrsatz ebensogut eine Veranlassung zum Blutvergießen sein, wie die alten Streitigkeiten über den Apis-Stier es so oft gewesen waren? Die Religion war wohl eine andere geworden, aber die Schattenseiten des Nationalcharakters waren noch nicht ausgeglichen. Genügten doch, wie Pollio berichtet, gerade in Alexandria die nichtigsten Kleinigkeiten „wie eine außer acht gelassene Höflichkeit, ein unbequemer Platz im Bade, ein Haufe Schutt oder selbst ein Paar alte Schuhe auf der Straße, um den Staat in Gefahr zu bringen, so daß es nötig wurde, Straßenaufläufe durch Truppen auseinandersprengen zu lassen". Schon im arianischen Streite hatte der Bischof Georgius von Alexandria, der Gegner des hl. Athanasius, Verbannung und Todesstrafe gegen die kirchlich Gesinnten angewandt: es wurden zahlreiche Priester und 15 Bischöfe, die dem Konzil von Nicäa anhingen, nach der Großen Oase verbannt und ihre Anhänger gefoltert und hingerichtet. Wohl durch derartige Vorgänge vorsichtig gemacht, hatte der Kaiser Leo I. in dem neu ausgebrochenen christologischen Streite sich an die Hauptbischöfe der Christenheit um Rat gewandt, und dieser hatte gelautet, der Kaiser möge keinen Bischof von Alexandria anerkennen, der dem Konzil von Chalcedon seine Unterwerfung versage. Kaiser Leo I. hatte schon einmal in Alexandria mit Waffengewalt Frieden schaffen müssen, als der Patriarch Proterius von einer Bande Aufrührer niedergehauen wurde. Der Versuch des Kaisers Zeno, 482 durch eine zweideutige „Einigungsformel" (Henotikon) Frieden zu stiften, war wirkungslos: Ägypten blieb der Herd des Monophysitismus, und der kirchliche Gegensatz wurde immer mehr durch den nationalen verhängnisvoll verschärft. Als dann Kaiser Justinian (527—565) im Jahre 551 über das fast gänzlich monophysitische Land einen griechisch-orthodoxen Patriarchen setzte, war das den im höchsten Grade gereizten Ägyptern der Anlaß zum endgültigen Abfall, den sie dadurch vollzogen, daß sie sich einen eignen, monophysitischen Patriarchen wählten. — Trotz der verübten Roheiten wäre es jedoch unrichtig zu glauben, diese Wirren hätten das kirchliche und christliche Leben am Nil vernichtet. Treffend bemerkt dazu Ebers, daß eben die Geschichtschreiber uns nur von jenen wüsten Kämpfen berichten, aber nicht von dem vielen Erhebenden, welches das Christentum geschaffen. Es sei hier nur darauf aufmerksam gemacht, daß gerade zu der Zeit, wo die monophysitischen Wirren am ärgsten wüteten, in Ägypten musterhafte, edle, kirchlich gesinnte Männer lebten, wie Makarius in der Skethischen Wüste († 390), Isidor, der Abt von Pelusium († 440), der hl. Nilus, einer der geistreichsten Vertreter des Mönch-

tums, der blinde Didymus († 395), der durch seine Gelehrsamkeit (als Vorsteher der Katechetenschule) wie durch seinen Eifer eine Zierde der Kirche war.

Die christliche Wissenschaft hatte in diesen Kämpfen allerdings großen Schaden erlitten; nach der Zeit des hl. Athanasius lag sie in Alexandria in den Händen der Heiden; um 378 wurde die berühmte Katechetenschule geschlossen. Unter den heidnischen Gelehrten, die erst unter Justinian endgültig aus Alexandria vertrieben wurden, gab es zur Kaiserzeit noch manche bedeutende Männer, so die Mathematiker Theon, Pappus, Diophantes und Heron, die Grammatiker Valerius Pollo, Valerius Diodorus, Apollonius Dyskolus u. a. und den Geschichtschreiber Olympiodorus. Bei den Straßenkämpfen, besonders unter Bischof Theophilus, der die Statue des Serapis im Serapeum zerstören ließ, war die berühmte alexandrinische Bibliothek, die nach dem Brande der ältern bei Cäsars Eroberung durch die pergamenische ersetzt war, erbrochen und großenteils zerstreut worden. Was von Wissens- und Kunstschätzen noch vorhanden war, flüchtete man nach Byzanz. Alexandrias Ruhm war dahin. Auch materiell ging es bald zurück. Der Kanal zwischen Bubastis am Nil und dem Roten Meere, den Necho begonnen und die römischen Kaiser wiederhergestellt hatten, wurde von Mitte des 6. Jahrhunderts an nicht mehr befahren. Freilich waren die Griechen und Römer unter der Regierung des Kaisers Claudius mit dem kürzern Wege nach Indien durch Ägypten (vom Mittelmeere bis Koptos auf dem Nil, dann durch die Wüste bis Berenice am Roten Meere und von dort zur See) bekannt geworden, der auch die Handelsstraße blieb bis zur Entdeckung des Seewegs nach Ostindien. Aber die schlechte byzantinische Verwaltung und die Selbstsucht der Statthalter hinderten ein Gedeihen Ägyptens. Die Nilbewässerung wurde vernachlässigt, Ernte, Ausfuhr, Handel und Industrie gingen zurück. Auch Pest und Hungersnot suchten wiederholt das Land heim. Da war es begreiflich, daß der Kalif Omar auf das Nilland seine Augen richtete; und so sah die Welt damals das klägliche Schauspiel, wie ein christliches Volk, um einer verhaßten christlichen Herrschaft zu entgehen, sich den erklärten Feinden seines Glaubens in die Arme warf. Der monophysitische Bischof Benjamin von Alexandria selbst ermunterte die Ägypter, zu den Moslemin überzugehen, um der byzantinischen Herrschaft ein Ende zu machen, und der kaiserliche Statthalter Mukaukas ging mit treulosem Beispiel voran. So zog am 10. Dezember 641 Amru, der Feldherr des Kalifen, als Sieger in Alexandria ein, das damals noch etwa 600 000 Einwohner zählte. Die Zahl der kirchlich Orthodoxen mag in jener Zeit im ganzen Lande 300 000 betragen haben.

Es ist sehr lehrreich, in dem jetzt fast ganz islamischen Ägypten die Spuren des Christentums, das einmal dort die herrschende Religion war, an den erhaltenen Bauten zu verfolgen: auf der Insel Philä, in Esne, Luksor, Medinet Habu, Dêr el-Medine — überall sind die Spuren des christlichen Kultus in den altägyptischen Bauresten noch zu sehen. Bei der Freilegung und Renovierung der Tempelruinen sind die christlichen Anbauten und Fresken aber vielfach zerstört worden. So wurden z. B. die Reste einer christlichen Kirche im zweiten Hofe des Tempels Ramses' III. in Medinet Habu erst 1895 entfernt. Auch der mit schönen Fresken geschmückte christliche Betraum im Tempel von Luksor existiert meines Wissens nicht mehr. Mit Vorliebe wählten sich nämlich die ägyptischen Christen für ihren Gottesdienst die heidnischen Tempel ihrer Vorfahren. Es ist aber ein ebenso ungerechtes wie weit verbreitetes Urteil, daß die Christen die vielfache Zerstörung der altägyptischen Tempel verursacht hätten — sicher ist es ungerecht in solcher Allgemeinheit. Es ist auch nicht befremdlich, wie Ebers meint, daß im Tempel zu Dendera die Skulpturen so gut erhalten blieben, obwohl in seiner Nähe die größten Niederlassungen der allem Heidenwerk feindseligen ersten christlichen Mönche waren. Denn es steht fest, daß die Christen, die in ihren gottesdienstlichen Räumen freilich die heidnischen Bildwerke nicht brauchen konnten, sich meist begnügten, diese mit Nilerde zu überziehen. So „dienten nicht selten gerade diese fromm-eifrigen Hände dazu, die alte Herrlichkeit auf die erfolgreichste Weise zu erhalten. . . . Auf diesem Überzug von Nilerde brachte man einen weißen Abputz an, um christliche Gemälde aufzunehmen. Mit der Zeit fiel dieser Lehm ab, und die alten Malereien traten dann mit einem Glanze und einer überraschenden Frische wieder hervor, wie sie sich auf unbedeckten Wänden schwerlich erhalten haben würden" (Lepsius). Ebenso urteilt Brugsch, und Ebers selbst hat ja ein Beispiel solcher Erhaltung altägyptischer Bilder durch die Christen in Medînet Habu gesehen. Die eigentlichen Zerstörer der altägyptischen Skulpturen sind vielmehr die Perser und Moslemin gewesen und nicht zuletzt die europäischen und amerikanischen Reisenden! Um ein „Andenken" mit in die Heimat zu nehmen, zerstören die Abendländer vandalisch Bilder und Inschriften, so daß z. B. Perrot und Chipiez in ihrer Histoire de l'art égyptienne (1881) bemerken: „Seit den letzten 50 Jahren haben durch die Brutalität und Zudringlichkeit von Touristen die Figuren in den Tempeln mehr gelitten als in den Jahrtausenden zuvor durch die vielen feindlichen Invasionen und alle Gewalttätigkeiten religiöser Umwälzungen."

Hatten die monophysitischen Ägypter gehofft, durch die islamischen Eroberer von dem Drucke der byzantinischen Herrschaft befreit zu werden,

so mußten sie bald erkennen, daß die schlimmsten Christenverfolgungen nunmehr erst begannen. Der arabische Schriftsteller Makrizi hat sie beschrieben. Zwar wurden die Kopten zunächst mit Milde behandelt und rückten sogar nicht selten in die höchsten Verwaltungsämter ein. Bald begannen aber die ärgsten Bedrückungen, die sie freilich durch ihren maßlosen Hochmut und ihre fortgesetzten Verschwörungen gegen die Araber vielfach selbst verschuldet haben sollen — wenigstens in den ersten Jahren. Nachher feierte die Grausamkeit und der religiöse Fanatismus der Araber wahre Orgien. So erzählt Makrizi, daß schon einer der ersten arabischen „Verwalter der Einkünfte", Zeid el-Tanuchi, den Christen ihre Habe nahm und den Mönchen mit glühendem Eisen ein Zeichen auf die Hand brennen ließ. Damals bereits seien die Christen vielfach gegeißelt und getötet, manche Kirchen zerstört und die Bilder vernichtet worden. Durch den arabischen Statthalter Abd el-Aziz wurde allen Christen ein harter Tribut auferlegt, und als dessen Nachfolger Obeidallah diesen noch erhöhte, kam es in den Jahren 725 und 726 zu einer Empörung der Kopten, bei der eine Menge von diesen durch die Araber erschlagen wurden. Fortan mußten alle Mönche ein Brandmal auf der Hand tragen, die übrigen Christen Legitimationsscheine haben. Man begann auch bereits mit der Zerstörung vieler Kirchen und Klöster und der Ermordung zahlreicher Priester. Dann wurde verordnet, daß jeder Kopte das eingebrannte Bild eines Löwen auf der Hand tragen sollte; wer es nicht hatte, dem wurde die Hand abgehauen. Neue Aufstände der Christen, in den Jahren 738—739 und 749—750, wurden mit bewaffneter Hand gedämpft, wobei viele Kopten und auch ihr Führer Johannes von Semmenut fielen. Der Omaijade Merwân II. (um 750) nahm eine Menge Klosterjungfrauen gefangen und ließ den Patriarchen und viele Christen in Ketten schlagen. Nach wiederholten Erhebungen in den Jahren 767 und 772—773 folgte dann unter der Abbasiden-Herrschaft eine furchtbare Rache der Moslemin. Viele christliche Kirchen wurden dem Erdboden gleich gemacht, und über die Christen in Fostât z. B. ward eine solche Not verhängt, daß sie schließlich Leichname essen mußten. In dem Kampfe zwischen den Kalifen Emim und Mamûm wurden die Christenhäuser in Alexandria geplündert und niedergebrannt. Aber erst, als die Kopten in den Jahren 831 und 832 von neuem geschlagen, die Männer massenweise getötet, die Frauen und Kinder der Aufständischen verkauft waren, war ihre Macht in Alexandria gebrochen. Kein Wunder, wenn infolge solcher grausamen Bedrückungen die Mehrzahl der Ägypter zum Islam überging. Aus deren Vermischung mit den eingewanderten Arabern entstanden dann die Fellachen.

Der immer noch ansehnliche Teil treu gebliebener Kopten ging neuen Verfolgungen entgegen. Im Jahre 949 gab der Kalif Mutawakkil den Befehl, daß alle Christen eine unterscheidende Tracht tragen sollten: die Männer lichtbraune Mäntel mit zwei bunten Tuchflecken, hölzerne Steigbügel und zwei Kugeln am Sattel, die Frauen hellbraune Schleier und gürtelloses Gewand. Zudem wurden die neuerbauten Gotteshäuser der Kopten niedergerissen und ihre Wohnhäuser mit hohen Steuern belegt, über den Haustüren mußten Teufelsfratzen angebracht werden. Keinem Christen durfte Unterricht erteilt, keinem ein öffentliches Amt übertragen werden, des Kreuzes durften sie sich selbst beim Gottesdienste nicht bedienen, nirgends durften sie sich des Abends auf den düstern Gassen mit einem Lichte zeigen; auch durften sie nicht auf Pferden, sondern nur auf Eseln reiten. Ja selbst im Tode ließ man ihnen keine Ruhe: ihre Gräber durften keine Hügel bilden, sondern mußten dem Erdboden gleich gemacht werden. Mit ganz besonderer Grausamkeit drückte der Kalif Ahmed ibn Tulûn (868—883) die Kopten. Er erhöhte deren Abgaben derart, daß z. B. der Patriarch Michael nicht nur verschiedene fromme Stiftungen aufheben und eine Kirche verkaufen, sondern auch eine allgemeine Steuer auf die Gemeinde legen mußte, und das alles, um nur die Hälfte der von ihm verlangten Summe, die 20000 Denare betrug, aufzubringen.

Unter den Fâtimiden-Herrschern (969—1171) ist nur Aziz Billah (975—996) dadurch bemerkenswert, daß er in der langen Reihe der muselmanischen Herrscher der einzige ist, der Toleranz in Glaubenssachen zum Prinzip seiner Regierung machte; er setzte sogar den Christen Nestorius zum Statthalter über Ägypten ein. Indessen war dieser Friede von kurzer Dauer; die erbitterte islamische Partei stürzte und kreuzigte den Statthalter. Aziz' Sohn und Nachfolger Hâkim (996—1020) ließ, obwohl von einer christlichen Mutter geboren, sogar den Patriarchen Zacharias im Jahre 1002 den Löwen vorwerfen und dem Sohn des gekreuzigten Nestorius den Kopf abschlagen, um seinem Hasse gegen die Duldsamkeit seines Vaters einen deutlichen Ausdruck zu geben. Dann säkularisierte er alle Kirchen- und Klostergüter und ließ die Gotteshäuser zerstören. Endlich verordnete der grausame Fanatiker, daß die Kopten fortan schwarze Turbane, schwarze Kleider mit gelben Streifen und Gürtel, sowie am Halse ein fünf Pfund schweres Kreuz tragen sollten. Auch durften sie weder Reittiere noch Schiffe von den Mohammedanern kaufen oder mieten. Unter Hakims Regierung wurden allein in den Jahren 1012—1014 am Nil über tausend Kirchen und Klöster zerstört. Seine Wut gab ihm am Ende noch den wahnsinnigen Befehl ein, daß alle Christen in die griechischen Städte auswandern sollten, ein Gebot,

das natürlich nicht ausgeführt werden konnte, aber begreiflicherweise von neuem einen massenhaften Übertritt der Kopten zum Islam zur Folge hatte.

In den folgenden Jahrhunderten brachten die Kreuzzüge, in die Ägypten hineingezogen wurde, einigen Stillstand in die Christenverfolgungen der Kalifen im Innern. Als aber jene kaum beendet waren, ließ der bahritische Mamlukensultan Kalâûn in Alexandria vier, in Kairo dreizehn, in Alt-Kairo acht, in der Provinz Benihasan sechs und in Siût, Monfalût und Minje acht christliche Kirchen zerstören. Er verordnete sogar, daß kein Christ einen Moslem anreden dürfe, wenn er zu Pferde sitze. Sein Nachfolger el-Aschraf Chalil, der den Christen 1291 ihre letzte Besitzung im Heiligen Lande, Akkon, nahm, befahl, daß die zahlreichen christlichen Kopten, die sich durch ihre Tüchtigkeit zu Sekretären der Emire emporgeschwungen hatten, sofort den Islam annehmen oder aber enthauptet werden sollten. Ein neuer Kleiderbefehl verfügte 1300, daß die Kopten fortan blaue Kleider und Gürtel zu tragen hätten. Als plötzlich in Kairo Feuersbrünste ausbrachen, wurden die Christen der Brandstiftung beschuldigt, und als nun gar noch zwei Mönche aus dem Kloster Dêr el-Baghla, durch Foltern gequält, aussagten, daß sie sich mit 14 Ordensleuten verschworen hätten, die Häuser der Moslemin anzuzünden, wurde sofort eine Anzahl Mönche und Priester öffentlich verbrannt. Die Volkswut der Moslemin gegen die Christen erreichte einen solchen Grad, daß schließlich der Sultan selbst eine Anzahl, die sich an den Kopten vergriffen hatten, aufhängen ließ. Aber neue Feuersbrünste entstanden, und nun wurden auf Befehl des Sultans wieder die Christen beschuldigt, viele von ihnen aufgegriffen und angenagelt. Zuletzt wagte kein Christ mehr, sich auf der Straße zu zeigen. Selbst der wegen seiner Liebe zur Kunst und Wissenschaft viel gepriesene bahritische Sultan Hassan (1347—1361), dem Kairo die nach ihm benannte schönste Moschee verdankt, war ein Verfolger der Kopten. Im Jahre 1354 ließ er die noch vorhandenen Grundstücke der christlichen Kirchen und Klöster abschätzen. Es ergab sich, daß im ganzen noch 1025 Feddan, d. i. 1708 Morgen, den Kopten gehörten: das war alles, was den ägyptischen Christen von ihrem ehemaligen Reichtume geblieben war, und dieser Rest wurde nun säkularisiert. Dazu verordnete Sultan Hassan, daß fortan kein Christ, auch wenn er zum Islam übertrete, ein öffentliches Amt bekleiden dürfe. Außerdem solle ein mohammedanisch gewordener Kopte nicht in seine Wohnung und in seine Familie zurückkehren; nach seinem Tode sollten nicht die Angehörigen, sondern die Regierung sein Vermögen an die Erben austeilen; wo solche fehlten, gehöre es dem Fiskus.

Bei derartigen furchtbaren, beharrlichen Verfolgungen ist es leicht begreiflich, daß die Christen meist müde wurden, Widerstand zu leisten, und zum Islam abfielen, und die Bemerkung Makrizis (gest. 1442) ist wohl schwerlich übertrieben, „daß es kaum mehr einen islamischen Ägypter gebe, in dessen Adern nicht das Blut abgefallener Christen fließe". Was von Kopten im Nillande noch übrig blieb, hat unter den osmanischen Kalifen des 16. und den Mamlukenhäuptlingen des 17. und des 18. Jahrhunderts kein besseres Los gehabt: sie blieben die gedrückten und verfolgten Heloten des Landes, bis nach der französischen Expedition Bonapartes



Bild 186. **Koptische Kirche Abu Serge in Kairo.** Blick vom Männerraum nach Westen. (Phot. Klippel.)

Mohammed Ali, der Stifter der jetzigen Dynastie, die religiöse Duldung durch Staatsgrundgesetz einführte.

Daß trotz aller dieser entsetzlichen Peinigungen immerhin ein nicht unbedeutender Rest von Kopten[1] dem Christentum treu geblieben ist, muß unsere rückhaltlose Bewunderung erregen, auch wenn wir wissen, daß ihr

[1] Nach der Zählung von 1897 gab es im eigentlichen Ägypten unter rund 10 Millionen Einwohnern 606276 schismatische Kopten (mit einem Patriarchen und 18 Bischöfen), 18036 katholische Einheimische, 43015 katholische Ausländer, 24429 Protestanten und 25250 Juden. Der Zensus von 1901 zählte dagegen bereits 125000 Katholiken insgesamt. Die Einzelresultate der Zählung von 1907 waren bei der Herausgabe des Buches noch nicht bekannt.

Charakter großen Schaden erlitten und ihre Religion vielfach starke Verzerrungen angenommen hat. Die christlichen Kopten haben bewiesen, welche unvergleichliche Kraft der christlichen Wahrheit selbst in ihrer teilweisen Zertrümmerung innewohnt; auch haben sie durch ihre Beharrlichkeit der gewaltigen Zähigkeit des altägyptischen Charakters ein glänzendes Denkmal gesetzt.

Nicht ohne innere Bewegung kann man deshalb die der Tradition nach aus der vorislamischen Zeit stammende koptische Kirche Abu Serge (Bild 186)[1] in Alt-Kairo betreten, die ja Zeuge all der greuelhaften



Bild 187. **Krypta der koptischen Kirche Abu Serge in Kairo.** (Phot. Klippel.)

Koptenverfolgungen gewesen ist. Sie ist eine dreischiffige Basilika mit sichtbarem Dachstuhle, deren Marmorsäulen antiken Bauten entstammen. Die Wand (griech. Ikonostasis), die das Allerheiligste (Hêkal) mit dem Altar wie in griechisch-katholischen Kirchen von dem Hauptschiffe trennt, ist getäfelt und mit schönen Schnitzereien in Holz und Elfenbein überreich verziert. Der älteste Teil der Kirche ist die dreischiffige, kleine Krypta (Bild 187) unter dem Chor der Kirche, in der nach alter Überlieferung die Gottesmutter mit dem Christuskinde auf der Flucht einen Monat gewohnt haben soll. Der Raum steht zur Zeit der Nilschwelle unter Wasser.

[1] Vgl. Butler, Ancient Koptic Churches of Egypt, Oxford 1884; Strzygowski, Koptische Kunst (Catal. gén. du Musée du Caire, XII et XIII), Leipzig 1903.

Eine Hauptaufgabe wird sein, die Kopten aus ihrer Erstarrung herauszureißen und einem lebendigen Christentum wieder zuzuführen, damit sie die lebensvollen, christlichen Grundelemente bilden können, von denen aus die Christianisierung des mohammedanischen Orients unternommen werden könnte. In ihrem gegenwärtigen Zustande sind sie nicht geeignet, auf die Moslemin, deren Fehler und Laster sie so ziemlich alle angenommen haben, einen erbaulichen und erzieherischen Einfluß auszuüben.

So hat sich denn in der Tat die seit der napoleonischen Expedition immer kräftiger auftretende katholische Missionstätigkeit[1] seit einigen Jahrzehnten vorwiegend mit richtigem Takt und mit zunehmendem Erfolg an die Kopten gewandt. Denn der islamische Teil der Ägypter hat sich bis jetzt hermetisch der christlich-abendländischen Kultur der Missionäre gegenüber abgeschlossen, womit der beste Beweis für die völlige Unzugänglichkeit des Islams für die Grundideen europäischer Gesittung geliefert ist. Die Missionäre können höchstens durch die immer zahlreicher werdenden Armenapotheken einigen Einfluß auf die Mohammedaner ausüben, da diese sich die ärztliche Hilfe der Patres gern gefallen lassen. Bereits sind über 22 000 Kopten der katholischen Kirche zurückgewonnen, die Hierarchie am Nil ist wiederhergestellt und bedeutend erweitert, zahlreiche Kirchen wurden erbaut, darunter die Kathedrale von Kairo (Bild 188), auch zwei Seminare für koptische Missionäre in Kairo und Tahta. Dazu kommt eine Reihe katholischer Spitäler, Schulen, Armen- und Waisenhäuser unter der Leitung opferwilliger Ordensleute. Auch das koptisch-katholische Patriarchat von Alexandria wurde 1895 durch Leo XIII. wieder hergestellt. Doch sind sowohl dieses wie seine Bistümer von Minje und Theben ohne feste Einkünfte. Infolgedessen ist die Lage des koptisch-katholischen Klerus überaus traurig, so daß zu den jetzt vorhandenen 60 koptischen Priestern sich nur schwer neue Zöglinge für die beiden Seminare finden. — Neben dem einheimischen Klerus wirken unter den Kopten lateinische Missionäre, in Oberägypten vor allem französische Jesuiten, die in Minje ihre Haupttätigkeit entfalten. Außer ihren großen Kollegien (das „Kolleg der heiligen Familie“ in Kairo hat allein 400 Zöglinge) in Kairo und Alexandria unterhalten sie 30 Knaben- und 5 Mädchenschulen für Kinder aller Riten und Bekenntnisse. Eine tüchtige Hilfe hat die Mission an den eingebornen Schwestern, Mariamettes genannt, die sich besonders der Erziehung der Mädchen widmen. — Die Mission der Franziskaner in Ägypten umfaßt die der Kustodie

[1] Angaben meist aus den letzten 10 Jahrgängen der „Katholischen Missionen“ (Freiburg i. Br., Herder) geschöpft.

vom Heiligen Lande unterstehende Mission von Unterägypten mit 16 Klöstern und Pfarreien und etwa 100 Ordensbrüdern, und die unter österreichischem Protektorate stehende Apostolische Präfektur von Oberägypten. Hier ist der Mittelpunkt ihrer Tätigkeit Assiût, wo sie 1900 eine schöne, dreischiffige Basilika errichtet haben. Im ganzen zählt die Präfektur sieben Hauptstationen (Kairo, Fajûm, Benisuêf, Luksor, Assiût, Girge und Kene), mit denen je ein Hospiz, eine Kirche und Schule, stellenweise auch ein Waisenhaus und ein Spital verbunden sind, und sieben Nebenstationen; in diesen 14 Stationen arbeiten etwa 16 Franziskaner, die von 15 einheimischen koptischen Priestern unterstützt werden. Nachdem die Fran-



Bild 188. **Koptische Kathedrale in Kairo. Inneres.**

ziskanermission 1893 sieben Kirchen und Stationen mit rund 6000 Kopten an das damalige koptische Vikariat abgetreten hatte, blieben ihr noch ungefähr 2300 Katholiken. In ihren zehn Schulen werden an 800 Kinder unterrichtet, wobei ebenso wie in den Waisenhäusern und Spitälern Franziskanerschwestern mittätig sind. — Die afrikanischen Missionen des Lyoner Seminars wirken seit 1877 in Ägypten (zuerst in Zakâzik und Tanta) und unterhalten gegenwärtig ein Missionspersonal, Brüder und Schwestern eingerechnet, von 145 Personen. Sie haben 7 Missionsstationen, 1 Kolleg in Tanta und 15 zum Teil Freischulen. In 5 Armenapotheken verpflegen sie durchschnittlich alle Tage 800—900 Kranke. — Die Christlichen Schulbrüder unterhielten 1905/1906 in Ägypten

28 Schulen (in Alexandria 8, in Kairo 6, in Port-Said und Mansura je 2, in Ramle 3, in Assiût, Mellani, Minje, Port-Tewfik, Suês, Tahta und Zakâzik je 1) mit 4702 Schülern. — Die deutschen Borromäerinnen arbeiten seit 1884 auf ägyptischem Boden und unterhalten in Alexandria das Greisenasyl „Wilhelmheim" mit über 80 Pfleglingen und eine große Schule mit Pensionat, die eine Spielschule, fünf aufsteigende Mädchenklassen, eine Knabenklasse und eine Freischule für verwahrloste Kinder umfaßt. Auch in Kairo haben sie eine deutsche Schule gegründet.

Die protestantischen Missionen begannen ihre Arbeit unter den christlichen Kopten im Anfange des 19. Jahrhunderts, und zwar waren es die Missionäre der Brüdergemeinde und der Church Missionary Society (seit 1825) sowie die Chrischonabrüder, die ohne nennenswerte Erfolge dort ihrer Tätigkeit nachgingen. Dagegen ist es den amerikanischen Unierten Presbyterianern seit 1854 bzw. 1858 mit ihren reichen Mitteln gelungen, eine recht bedeutende Zahl von Gemeinden zu gründen. Heute wirken in Ägypten folgende protestantische Missionen[1]: The Missionary of the United Presb. Church in Philadelphia (seit 1854), The Church Missionary Society in London (seit 1825 bzw. 1882), The North African Mission in London (seit 1894), The Egypt General Mission in London (seit 1898), die Sudân-Pionier-Mission in Wiesbaden (seit 1900), die Holländische Mission (seit 1868), The Peniel American Mission in Los Angeles, The Bethel Orfanage in Port-Said (seit 1898), The Church of Scotland Mission to Jews in Edinburgh (seit 1858), The Canadian Holiness Movement in Ottawa (seit 1899). Alle diese Gesellschaften stellen insgesamt ein Missionspersonal von 142 Abendländern neben 664 eingebornen Mitarbeitern, die sich auf 240 Stationen verteilen. Zudem unterhalten sie in 66 organisierten Gemeinden 174 Elementarschulen mit 12 324 Schülern, 25 Internate mit 4576 Zöglingen sowie 3 Gymnasien und Seminarien mit 687 Schülern. In 4 Hospitälern wurden 1906 genau 3586 Kranke verpflegt, daneben bestehen 11 Missionskliniken. Es fällt bei den amerikanischen Missionen die verhältnismäßig große Zahl von unverheirateten Missionärinnen auf: unter den schon erwähnten 142 nicht einheimischen Missionären befinden sich 62 Frauen! Die deutsche Gesellschaft hat nur zwei Mitarbeiterinnen, die holländische keine.

Das ist in groben Zügen das Bild der christlichen Mission, wie sie sich 1908 in Ägypten darstellt. Die geradezu erschreckenden Eroberungen, die der Islam im Sudân, namentlich im Zentrum und im Osten,

[1] Nach Ch. Watson, Egypt and the Christian Crusade, Philadelphia 1907.

macht, läßt die Bekehrung der Kopten und der Abessinier besonders wünschenswert erscheinen; denn da auch diese geborne Afrikaner sind und das Arabische, das im ganzen Sudân verstanden wird, als ihre Muttersprache gebrauchen, würde ihr Erscheinen als Missionäre dort weniger Argwohn und Abneigung erwecken als das der europäischen Missionäre. Gerade im Sudân muß ja alles vermieden werden, was den mohammedanischen Fanatismus wecken könnte. Leider ist jedoch die in den 1890er Jahren so kräftig unter den Kopten einsetzende religiöse Bewegung ins Stocken geraten, weil die materiellen Mittel fehlen, die zur Unterhaltung einer Gemeinde mit Kirche und Geistlichen unerläßlich sind. Es sei darum die Unterstützung gerade der koptischen Mission auch den Lesern dieses Buches herzlich empfohlen.

Daß wir vorläufig von dem starren und fanatischen Islam wenig oder nichts zu erwarten haben, ist schon an verschiedenen Stellen dieses Werkes ausgesprochen worden. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ein eigenartiger Umschwung in der Literatur, Denkweise und Sittenwelt des Mohammedanismus sich zu zeigen beginnt. Die Türkei erschließt sich immer mehr europäischer Kultur, und die Jungtürken machen dem Großherrn so ernstlich zu schaffen, daß dieser sich im Juli 1908 notgedrungen entschließen mußte, die schon 1876 gegebene, aber nie in Kraft getretene Verfassung von neuem zu verkünden. Die Perser haben sich nach Jahrhunderten des schauerlichsten Despotismus über Nacht ein Parlament geschaffen, das voraussichtlich auch fortwirken wird trotz seiner Vergewaltigung im Juni 1908, die dem Schah ja nur mit Hilfe seiner von russischen Offizieren befehligten Kosaken gelang. Die islamischen Tataren Rußlands haben sich in der Volksvertretung den demokratischen Kadetten angeschlossen und planen eine religiöse Reformation, um alle Gesetze des Korans abzuändern, die dem Fortschritte im Wege stehen. Der Islam in Indien hat sich unserer Welt dank dem Reformeifer der Briten schon längst genähert. In Ägypten ist das erst recht der Fall, und der Unterschied zwischen Ost und West beginnt sich zu verwischen. Wird diese Kulturbewegung im Islam schließlich auch einmal dem Christentum zu gute kommen? — Oder wird es auch in Zukunft bleiben wie bisher, daß alle westliche Zivilisation nur eine Religion im Islam zerstört hat, ohne eine neue an deren Stelle zu setzen? — Die Beantwortung dieser Fragen ist nicht einfach. Das eine wird jedoch wohl immer wahr bleiben, daß der Islam nicht reformfähig ist. Es muß ein gänzlich Neues an seine Stelle treten. Der Anfang dazu ist gemacht; den täglichen Berührungen mit dem Abendlande kann er sich schlechterdings nicht mehr entziehen. Möchten diese nur auch

immer derartig sein, daß die Mohammedaner die christliche Kultur von ihrer besten Seite kennen lernen könnten! — Zwar ist noch manches lebensfähige Element im Islam enthalten; aber dennoch bleibt die Tatsache bestehen: unter den Kulturvölkern hat er sich überlebt. Darum ist die einzig richtige Fragestellung: „Wie ist er zu beseitigen?“ nicht: „Wie ist er zu verjüngen?“ — Nur wenn er endgültig überwunden ist, kann sich auf dem ältesten uns bekannten Kulturboden der Menschheit eine neue Kultur dauernd begründen, die wert ist, sich im Schatten der Pyramiden zu entfalten.



Bild 189.
Negerknabe in Ägypten.

Chronologische Übersicht über die Geschichte Ägyptens[1].

I. Die Urzeit vor 3300 v. Chr.

v. Chr.

Nach einem Urreiche, das den Kalender geschaffen hat (erste Einführung nach E. Meyer: 19. Juli 4241 v. Chr.), folgen die beiden Reiche der sog. „Horusverehrer" von Ober- und Unterägypten mit den Hauptstädten Elkab und Buto. Jüngere Steinzeit.

II. Die Zeit der I. und II. Dynastie um 3300—2900

Der erste historische Pharao Menes aus Thinis einigt diese Reiche und gründet die Festung der „Weißen Mauer" mit einem Ptahheiligtum auf der Stätte des spätern Memphis. Seine Nachkommen, die Thiniten, herrschen in den ersten beiden Dynastien.

III. Das alte Reich . . . um 2900—2400

III. Dynastie. Memphiten . . . . um 2900—2850

Pharao Zoser baut die Stufenpyramide von Sakkâra. Bau der ältesten Mastabas.

IV. Dynastie. Memphiten . . . . um 2850—2700

Die Pharaonen Snofru, Cheops, Chephren und Mykerinos. Erbauung der Pyramiden von Mêdûm, Dahschûr und Gize. Beginn der ersten ägyptischen Kunstblüte.

V. Dynastie. Höhepunkt der Kunst und Kultur . . . . . . um 2700—2550

Die Pharaonen Ne-woser-re, Nefer-er-ke-re und Sahure erbauen Sonnenheiligtümer und Pyramiden bei Abusir. Re wird Hauptgott. Kriegszüge nach der Sinaihalbinsel und dem Libanongebiete. Der letzte Pharao Onnos baut seine Pyramide bei Sakkâra.

VI. Dynastie . . . . um 2550—2350

Wachsende Selbständigkeit der Gaufürsten. Handelsbeziehungen zum Sudângebiet, Punt (Somaliküste) und Syrien. Die Pharaonen Teti, Pepi I. und II., Merenre rc. bauen Pyramiden bei Sakkâra.

VII. u. VIII. Dynastie. Wahrscheinlich Memphiten. Innere Unruhen ruinieren das Reich.

IX. u. X. Dynastie. Neues Herrschergeschlecht aus Herakleopolis, das sich zeitweilig das gesamte Reich unterjocht.

---

[1] Die Zahlen folgen fast durchweg Prof. Georg Steindorffs Tabelle in Bädekers „Ägypten", 6 1906, manche auch Eduard Meyer.

v. Chr.

XI. Dynastie. Thebanische Fürsten des Südens, meist Mentuhotep genannt, kommen zur Macht und unterwerfen die Herakleopoliten. Amenemhet I. wird schließlich wieder Alleinherrscher im Nillande. Er begründet

IV. Das mittlere Reich . . . um 2000—1580

XII. Dynastie . . . . um 2000—1788

Reiche Bautätigkeit. Blüte von Kunst und Literatur. Feudalismus.

Die bekanntesten Pharaonen, die 4 Amenemhet und die 3 Senwosret (Sesostris), erbauen ihre Pyramiden bei Lischt, Dahschûr, Illahûn, Hawâra. Amenemhet III. soll das sog. Labyrinth errichtet haben; auch die Anlage des sog. Mörissees wird ihm zugeschrieben.

XIII. Dynastie . . . . bis etwa 1660

Der anfängliche Glanz großenteils bewahrt; die Pharaonen heißen meist Sebekhotep.

XIV. Dynastie. Verfall der Macht. Eindringen der Hyksoskönige . um 1680

XV. u. XVI. Dynastie . . . . bis etwa 1580

Die Hyksos herrschen im Norden des Reiches; im Süden thebanische Fürsten u. a. Kemose (seine Gattin Ahhotep).

In die XVI. Dynastie wird gewöhnlich die Einwanderung Jakobs und seiner Söhne in Ägypten verlegt.

V. Das neue Reich . . . . um 1580—1090

Das Zeitalter der ägyptischen Großmachtstellung. Theben ist Reichshauptstadt.

XVII. Dynastie . . . . um 1580—1545

Pharao Amosis vertreibt die Hyksos und einigt Ägypten von neuem.

XVIII. Dynastie . . . . 1545—1315

Pharao Thutmosis I., der erste der großen Eroberer, schlägt einen Aufstand in Unterägypten nieder, siegt in Mesopotamien, ohne aber die Asiaten dauernd zu unterwerfen; er richtet die Verwaltung Äthiopiens ein unter einem Statthalter, dem „Prinzen von Kusch". Er erweitert u. a. den Tempel in Karnak und baut das erste königliche Felsengrab in Bibân el-Mulûk.

Die Regentin Hatschepsowet (unter Thutmosis II. und III.) errichtet den Terrassentempel zu Dêr el-bahri, läßt eine Flotte nach Punt segeln und knüpft mit diesem Lande Handelsbeziehungen an.

Thutmosis III., der bedeutendste Herrscher der Dynastie.

Zug nach Phönizien, Palästina, in die Ebene von Megiddo. Sieg über die Asiaten, Unterwerfung aller Fürsten Palästinas. Zug nach Syrien, Eroberung von Kadesch und Tyrus, Sieg über die Asiaten bei Megiddo, dann über die Schasu (asiat. Beduinen) &c. Er baute in Heliopolis, Memphis, Abydos, Dendera, Theben, Karnak, Esne, Edfu &c., sogar in Wâdi-Halfa.

Thutmosis IV. Siege über Phönizier und Assyrier.

Amenophis III., der Memnon der Griechen. Sieg über Äthiopier und Asiaten. Verkehr mit den Königen von Babylon, Assyrien &c. Tontafeln von Tell el-Amarna. Bauten in Karnak und Luksor. Memnonskolosse . . . . 1411—1375

v. Chr.

Amenophis IV. (Chuenaten). Monotheistischer Reformversuch.
Erbauung einer neuen Residenz bei Tell el-Amarna . . . 1375—1358
Seine Nachfolger verlegen die Residenz nach Theben zurück.
Haremheb beseitigt die innern Wirren und begründet die

XIX. Dynastie. Das Reich auf dem Gipfelpunkte des Glanzes . . 1315—1200
Nach der kurzen Regierung Ramses' I. folgt
Pharao Sethos I. Zug nach Vorderasien gegen Schasu, die Syrer, Eroberung von Kadesch, Zug gegen die Libyer. Bauten in Luksor, Karnak, Medînet Habu, Dêr el-bahri, Abydos, Silsile, Memphis.
Ramses II., der bekannteste und baulustigste der Pharaonen, etwa 1292—1225
Züge nach Äthiopien. Großer Zug gegen die Cheta in Syrien, die er bei Kadesch besiegt; Vertrag mit den Cheta. Eroberung von Askalon. Gründung einer neuen Reichshauptstadt im östlichen Nildelta und Wiederherstellung von Tanis. Erbauung von Ramses. Kriegsflotte. Zahllose Riesenbauten vom Norden bis zum tiefsten Süden, besonders in Luksor, Karnak, Abu Simbel. Dieser Pharao gilt vielfach für den „Pharao der Bedrückung" der Israeliten.
Merenptah. Kampf gegen die Libyer nnd deren Verbündete. Unter ihm erfolgte wahrscheinlich Exodus oder Auszug der Juden.
Erbauung der Felsenkapelle von Suraríje.
Nach Sethos' II. kurzer Regierung verfällt das Reich infolge von Anarchie.

XX. Dynastie . . . . 1200—1090
Setnacht stellt geordnete Zustände wieder her.
Ramses III. . . . . 1200—1179
Seesieg über die Libyer, Kriege in Palästina und Äthiopien. Bauten: Tempel von Medînet Habu, Tell el-Jehûdije, Karnak ꝛc. Große Geschenke an die Götter. Übermächtige Stellung des Hohenpriesters des Amon.
Ramses IV.—XIII. geraten in immer größere Abhängigkeit von den Amonspriestern, von denen Herihor schließlich kurze Zeit den Thron behauptet.

VI. Die Fremdherrschaften . . . . 1090—663

XXI. Dynastie. Taniten . . . . 1090—955
Nubien und Palästina gehen Ägypten verloren.

XXII. Dynastie. Bubastiden libyschen Ursprungs.
Pharao Scheschonk I. (Sisak) belagert Jerusalem . . . . um 930
Großer Einfluß der Söldner und Söldnerführer.

XXIII. Dynastie. Taniten . . . . 745—718
Hervortreten eines unabhängigen äthiopischen Reiches mit der Hauptstadt Napata.
Der äthiopische König Pianchi erobert Ägypten bis Heliopolis vorübergehend.

XXIV. Dynastie. Saïten in Unterägypten, Äthiopier in Oberägypten.
Pharao Bokchoris wird von dem Äthiopierkönig Sabakon gestürzt; ganz Ägypten ist äthiopisch.

v. Chr.

XXV. Dynastie. Äthiopier . . . . 712—663

Sabakon unterstützt die syrischen Kleinstaaten (Hiskia von Juda) gegen Assyrien.

Sieg der Assyrier unter Sargon bei Raphia über Sabakon. Sieg Sanheribs über die Ägypter bei Altaku, ferner Assarhaddons über Pharao Taharka. Dann Einnahme von Memphis durch die Assyrier. 670

20 kleine Fürsten (Söldnerführer) herrschen in Ägypten beim Zerfall der assyrischen Macht.

VII. Die Spätzeit . . . . . . 663—332

XXVI. Dynastie. Saïten. Großer Aufschwung des internationalen Handels, namentlich auch mit Griechenland. Die „Renaissancezeit" der ägyptischen Kunst . . . . 663—525

Psammetich I., Fürst von Saïs, schüttelt das Assyrierjoch ab mit Unterstützung des Königs Gyges von Lydien. Er unterwirft die kleinen einheimischen Fürsten und einigt Ägypten. Äthiopien seitdem von Ägypten losgelöst . . . . 663—609

Necho . . . . 609—593

Kanal zwischen Niltal und Rotem Meer. Sieg über die Juden bei Megiddo. Niederlage bei Karchemisch durch die Babylonier. Umsegelung von Afrika.

Psammetich II. . . . . 593—588

Krieg in Äthiophien.

Apries, der biblische Hophra . . . . 588—569

Sieg über die Syrier und die Cyprier. Fällt in der Schlacht bei Momemphis gegen seinen aufständischen Feldherrn Amasis.

Amasis (Ahmose) . . . . 569—526

Plünderung Ägyptens durch Nebukadnezar. Ansiedelung der Griechen in Naukratis. Freundschaft mit Polykrates von Samos.

Psammetich III. Unterwerfung Ägyptens durch die Perser unter Kambyses in der Schlacht bei Pelusium 525

XXVII. Dynastie. Perser . . . . 525—404

Die Perser treten als Nachfolger der Pharaonen auf, gewinnen Sympathien durch Milde, schonen die ägyptische Religion.

Kambyses . . . . 525—521

Darius I. 521—486

Vollendet den Kanal des Necho zwischen dem Nil und dem Roten Meere; prägt ägyptische Goldmünzen.

Xerxes I. 486—465

Muß einen Aufstand der Ägypter niederschlagen.

Artaxerxes I. Dämpfung eines zweiten Aufstandes. Herodot bereist Ägypten.

Seit Darius II. (424—404) wird die Position der Perser immer schwächer. Die Ägypter machen sich unter Artaxerxes II. und III. nochmals selbständig für kurze Zeit.

XXVIII. Dynastie. Saïten 404

Amyrtäus errichtet ein nationales Königtum.

v. Chr.

XXIX. Dynastie. Mendesier (Mendes) . . . . 398—379

Pharaonen: Nepherites I., Achoris und Psammuthis sind Soldaten-Pharaonen, die sich auf griechische Söldner stützen.

XXX. Dynastie. Sebennyten . . . . 378—341

Nektanebos I. . . . . 378—361

Setzt den Krieg gegen Persien fort. Der Cypernkönig Evagoras wird besiegt. Ein großer persischer Feldzug gegen Ägypten mißlingt. Isistempel von Behbit.

Tachos . . . . 360—359

Erobert Phönizien vorübergehend, wird dann entthront, stirbt am Perserhofe.

Nektanebos II., machtvoller König, muß aber die syrischen und phönizischen Eroberungen aufgeben und zieht sich nach Ägypten zurück. Große Tempelbauten u. a. in Philä; Tor von Karnak 358—341

Die Perser erobern Ägypten, und Nektanebos II. flieht nach Äthiopien. Ägypten von neuem persische Satrapie 341

XXXI. Dynastie. Perser . . . . 341—332

Ochus, Arses und Darius III.

VIII. Die Herrschaft der Griechen . . . 332—30

Alexander der Große besetzt Pelusium und zieht im Triumph als Sieger in Heliopolis ein 332

Zug den Nil hinab. Anlage von Alexandria. Expedition zur Oase des Juppiter Amon.

Alexanders Tod. Ägypten wird Satrapie des: 323

Ptolemäus I. Soter . . . . 323—285

Eroberung von Cypern. Palästina, Phönizien und Cölesyrien kommen bei der Teilung nach der Schlacht bei Ipsos zu Ägypten . . . 301

Gründung des alexandrinischen Museums.

Ptolemäus II. Philadelphus . . . . 285—247

Ordnung der alexandrinischen Bibliothek. Übersetzung der Bibel—Septuaginta. Manethos Geschichte Ägyptens. „Alexandrinische Schule."

Ptolemäus III. Euergetes . . . . 247—221

Höhepunkt äußerer Macht durch vorübergehende Eroberung des Seleucidenreiches.

Ptolemäus IV. Philopator . . . . 221—205

Beginn des Niedergangs Ägyptens.

Ptolemäus V. Epiphanes . . . . 205—181

Die auswärtigen Provinzen gehen an Antiochus von Syrien und Philipp V. von Mazedonien verloren. Der römische Senat tritt die Vormundschaft über den erst fünfjährigen König Ptolemäus an, der sich mit Kleopatra, Tochter Antiochus' des Großen, vermählt.

Die noch folgenden 11 Herrscher mit dem Namen Ptolemäus geraten infolge ewiger Familienzwistigkeiten immer mehr unter Roms Zepter.

Ptolemäus XIV. regiert zusammen mit seiner Schwester Kleopatra VII. und steht unter Vormundschaft des Pompejus d. Gr. . . . 51—47

Kleopatra von dem Bruder vertrieben 48

	v. Chr.
Julius Cäsar in Ägypten	47
Er besiegt Ptolemäus XIV. und setzt Ptolemäus XV., den elfjährigen Bruder der Kleopatra, zum Mitregenten ein	47
Ptolemäus XV. auf Anstiften seiner Schwester getötet	45
Ptolemäus XVI. Cäsar, auch Cäsarion genannt, der Sohn Cäsars und Kleopatras, wird Mitregent	45
Antonius in Ägypten mit Kleopatra	41—31
Schlacht bei Actium. Octavian nimmt Alexandria ein	31
Tod des Antonius und der Kleopatra	30
Ägypten wird römische Provinz unter Präfekten	30 v. Chr.

IX. Die Herrschaft der Römer 30 v. Chr. bis 395 n. Chr.

Unter Kaiser Augustus Einfall der Äthiopier in Ägypten	24
	n. Chr.
Kaiser Tiberius. Errichtung des Sebasteums in Alexandria	14—37
Unter Kaiser Caligula heftiger Kampf zwischen Hellenen und Juden in Alexandria	37—41
Unter Kaiser Nero wird Ägypten Handelsstation zwischen Indien, Arabien und Rom	54—68
Annianus, erster Bischof von Alexandria	um 60
Kaiser Vespasianus in Alexandria zum Kaiser ausgerufen	69—79
Kaiser Trajanus	98—117
Wiedereröffnung des Kanals zwischen Nil und Rotem Meer	
Kaiser Hadrianus	117—138
War wiederholt in Ägypten; gründet die Stadt Antinoupolis zu Ehren seines im Nil ertrunkenen Freundes Antinous.	
Unter Kaiser Marcus Aurelius (161—180) Demetrius, erster Patriarch von Alexandria	um 180
Unter Commodus (180—192) Gründung der Katechetenschule zu Alexandria durch Pantänus	um 190
Kaiser Septimius Severus	193—211
Verbot des Übertritts zum Christentum. Erste Märtyrer am Nil: Leonidas, Potamiäna und Marcella.	
Kaiser Caracalla besucht Ägypten	211—217
Blutbad in Alexandria.	
Ägyptische Christenverfolgung unter Decius (249—251)	um 250
Paulus Eremita. Antonius von Theben.	
Ägyptische Christenverfolgung unter Kaiser Valerianus (253—260)	um 257
Kaiser Gallienus	260—268
Staatliche Anerkennung der Christen. Pest in Ägypten. Aufstände in Alexandria.	
Kaiser Aurelianus	270—275
Vorübergehend Königin Zenobia von Palmyra, als Witwe des Gegenkaisers Odaenathus, als Königin in Ägypten anerkannt. Einfälle der Blemmyer.	
Kaiser Probus	276—282
Siegreicher Feldzug gegen die Blemmyer.	

X. Die Herrschaft der Byzantiner . . . 395—638

n. Chr.

Kaiser Justinianus . . . . 527—565
Setzt einen griechisch-orthodoxen Patriarchen in Alexandria ein. Abfall der monophysitischen Kopten 551
Die heidnischen Gelehrtenschulen geschlossen.
Kaiser Heraclius . . . . 610—640
Der Perser Chosroes erobert Alexandria und herrscht 10 Jahre in Ägypten 616—626

XI. Die Herrschaft des Islams . . . . seit 640

a. Ägypten eine Provinz des Kalifenreiches . . . 640—968

Der Feldherr Amru des Kalifen Omar erobert Ägypten und gründet Fostât 640
Das Land wird von Statthaltern verwaltet.
Fall Alexandrias 641
Othmân . . . . 644—656
Ansiedelung der Araber im Niltale.
Die Dynastie der Omaijaden . . . . 658—750
Verfolgung der Christen. Einziehung ihrer Einkünfte. Tribut.
Empörung der Kopten . . . . 725—726, 738—739 und 749—750
Die Dynastie der Abbasiden in Ägypten . . . . 750—868
Verfolgung der Christen . . . . 767, 772—773
Mamûn, der Sohn Harun ar-Raschids, besucht Ägypten . . . . . 813—833
Gründet eine Gelehrtenschule in Fostât. Blutige Verfolgung der Christen, die in Alexandria geplündert und gebrandschatzt werden . . . 831—832
Kleiderverordnung für die Christen 849
Der ägyptische Statthalter Ibn Tulûn macht sich zum unabhängigen Sultan am Nil. Grausamer Bedrücker der Christen. Erobert Syrien. Erbaut die Moschee Ibn Tulûn . . . . 868—883
Seine Dynastie, die Tuluniden (868—905), ausgerottet von den Abbasiden, durch die nun nochmals bis 969 das Nilland ein Teil des Kalifats wird.

b. Selbständige islamische Herrscher in Ägypten . . 969—1517

Die Fâtimiden, Herrscher eines 909 im westlichen Nordafrika entstandenen Reiches, erobern Ägypten . . . . 969—1171
Der erste Fâtimide Muizz gründet Kairo und residiert dort . . . 973— 975
Sein Sohn Aziz ist tolerant . . . . 975— 996
Setzt einen Christen zum Statthalter ein. Gründung der Azhar-Universität.
Hâkim, Aziz' Sohn, stiftet die Drusen; läßt den Patriarchen Zacharias den Löwen vorwerfen. Erbaut das herrlichste Bauwerk der Fâtimidenzeit, die Moschee Hâkim in Kairo . . . . 996—1020
Christenverfolgung. Über tausend christliche Kirchen zerstört . . . . 1012—1014
Mustali, Sohn Mustansirs . . . . 1096—1101
Erobert 1096 Jerusalem und die syrischen Küstenstädte, verliert aber seine Eroberungen wieder an das erste Kreuzheer.
El-Âdid, der letzte Fâtimide . . . . 1160—1171
Die kurdischen Söldnerführer Schirkuh und nach dessen Tode Saladin bemächtigen sich der Herrschaft 1168

n. Chr.

Saladin (Salâheddin) regiert zunächst im Namen des ohnmächtigen Kalifen.
Nach dessen Tode (1171) gründet er die selbständige Dynastie der Eijubiden . . . . 1171—1250
Saladins Regierung ist die glänzendste Zeit Kairos im Mittelalter; er schlägt die Christen in der Schlacht bei Hittin und vernichtet so das christliche Reich in Palästina 1187
Ägypten ist in die Kreuzzugsbewegung verwickelt . . . . 1218—1238
Ludwig IX. von Frankreich, der Heilige, nimmt Damiette ein 1249
Tûrânschâh, der letzte Eijubide, wird von seiner Leibgarde, den Mamluken, ermordet. Einer ihrer Führer gründet die Dynastie der Bahritischen Mamlukensultane . . . . 1250—1382
Bibars . . . . 1260—1277
Zertrümmerung der Reste des Königreichs Jerusalem.
Kalâûn . . . . 1277—1290
Krieg gegen die Mongolen. Eroberung von Tripolis. Zerstörung christlicher Kirchen. Erbauung der Moschee Ibn Kalâûn und des Spitals Muristan Kalâûn in Kairo.
El-Aschraff Chalil erobert Akkon, die letzte christliche Besitzung im Heiligen Lande 1291
Hassan en-Nasir . . . . 1347—1361
Erbaut die Hassan-Moschee in Kairo. Christenverfolgung. Der Rest ihres Besitztums säkularisiert 1354
Die Dynastie der Tscherkessischen Mamlukensultane . . . 1382—1517
Erbauung der herrlichen Grabmoscheen Kairos, der sogenannten Kalifen- und Mamlukengräber.
Die bedeutendsten Sultane sind Barkûk, Farag, el-Muaijad, Bars Bai (erobert Cypern), Kâït Bai (glückliche Kämpfe gegen die Türkei) und el-Ghûri (1501—1516), der von dem Osmanensultan Selim I. besiegt wurde.
Letzterer erobert Kairo und macht Ägypten zum türkischen Paschalik . 1517

c. Ägypten unter der Türkenherrschaft . . . seit 1517

In Wirklichkeit regieren jetzt in den verschiedenen Provinzen mit grauenhafter Willkür 24 Mamlukenbeys. **Von diesen ist der bedeutendste:**
Ali-Bey, der Syrien erobert 1771
Eroberung Ägyptens durch Napoleon Bonaparte 1798
Erstürmung Alexandrias am 2. Juli, Schlacht bei den Pyramiden am 21. Juli 1798
Die Engländer unter Nelson vernichten die französische Flotte bei Abukir am 1. August 1798
Aufstand in Kairo unterdrückt . . . . 13.—25. September 1798
Die Franzosen erobern Mittel- und Oberägypten 1799
Vernichtung der Türken bei Abukir durch das französische Heer . 25. Juli 1799
Napoleon kehrt nach Frankreich zurück . . . . 24. August 1799
Der französische General Kleber schlägt die Türken bei Matarije 1800
General Kleber in Kairo ermordet . . . . 14. Juni 1800
Der Rumelier Mohammed Ali vom Sultan mit einem Hilfskorps an den Nil gesandt 1800
Die Franzosen unter General Menou verlassen Ägypten 1801
Mohammed Ali von den Soldaten zum Pascha ausgerufen, erobert die Zitadelle von Kairo 1805

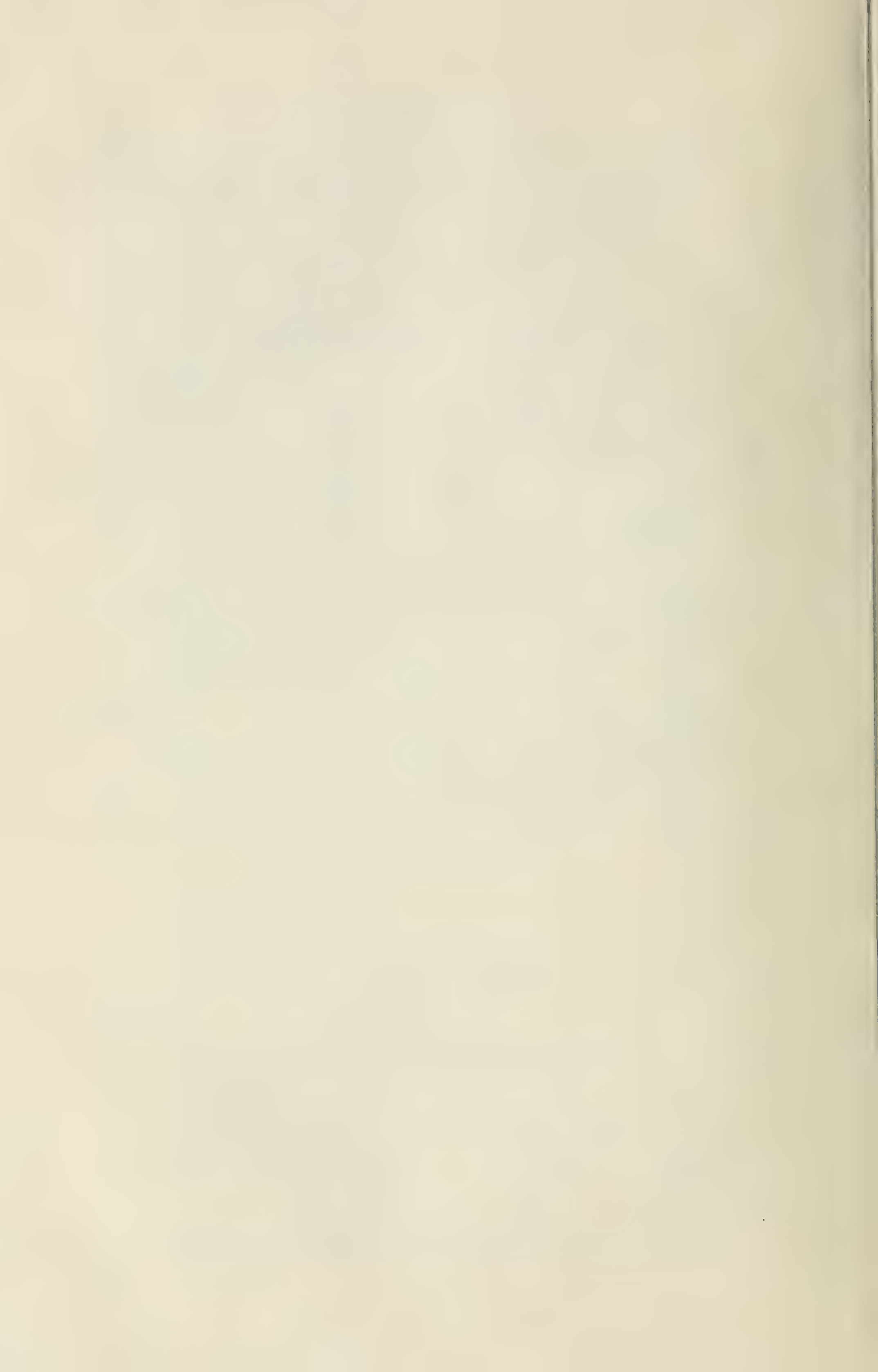
n. Chr.

d. Ägypten türkischer Tributärstaat unter der Dynastie Mohammed Alis seit 1841

Mohammed Ali macht sich nach Ermordung von 479 Mamlukenbeys zum Herrn des Nillandes und begründet die gegenwärtige Dynastie . . 1811
Krieg gegen die Wahhabiten-Sekte . . . . 1811—1816 u. 1819
Sein Adoptivsohn Ibrâhîm-Pascha erobert im Griechisch-türkischen Kriege die Halbinsel Morea 1825
Die türkisch-ägyptische Flotte bei Navarin völlig zu Grunde gerichtet . . . 1827
Ibrâhîm besiegt das türkische Heer bei Nisibis 1839
Ein englisch-österreichisches Heer besiegt die aus Syrien heimkehrenden ägyptischen Truppen im Libanon 1840
Mohammed Ali erhält schließlich nur die Erblichkeit der Thronfolge für das älteste Glied der Familie und muß seinem Oberherrn, dem türkischen Sultan, einen jährlichen Tribut von etwa 6240000 Mark zahlen . 1841
Mohammed Ali stirbt in geistiger Umnachtung in Schubra 1849
Sein Nachfolger ist sein Enkel Abbâs I.-Pascha . . . . 1849—1854
Grausamer Wollüstling; schließt die von Mohammed Ali geschaffenen Schulen und löst dessen Heer auf; stellt zahlreiche englische Beamte an.
Ihm folgt Mohammed Alis vierter Sohn Saîd-Pascha . . . . 1854—1863
Aufhebung von Mohammed Alis Monopolsystem; Reinigung des Mahmudîje-Kanals; Eisenbahnbau von Alexandria nach Kairo und Suês; Förderung des Suêskanal-Planes.
Gründung des Ägyptischen Museums in Bûlâk 1857
Sein Nachfolger ist Ismaîl-Pascha, Sohn des 1848 gestorbenen Ibrâhîm-Pascha . . . . 1863—1879
Europäisierung des Landes: Gründung von Fach- und Volksschulen, der Bibliothek in Kairo ꝛc. Zerrüttung des Landes durch wahnsinnige Verschwendung.
Erlangt die Thronfolgeordnung nach der Primogenitur 1866
und den erblichen Titel eines Khediven 1867
Dehnt die Herrschaft im Sudân bis zum 2.° n. Br. aus . . . 1869—1873
Eröffnung des Suêskanales 1869
Erlaß des Moukabala-Gesetzes 1871
Einrichtung der gemischten Gerichtshöfe 1876
Der Khedive gerät völlig in Abhängigkeit von Frankreich und England. Seine Absetzung durch die Pforte 1879
Der Khedive Taufîk, Ismaîls Sohn . . . . 1879—1892
Besserung der Verwaltung. Übermächtiger Einfluß Englands und Frankreichs. Infolgedessen Militärrevolten in Kairo 1881
Der spätere Kriegsminister Arabi-Pascha das Haupt der nationalistischen Bewegung.
Verkündigung einer neuen Verfassung mit ausreichender Volksvertretung . . . . 7. Februar 1882
Flottendemonstration der Engländer und Franzosen vor Alexandria seit Ende Mai 1882
Blutiger Straßenkampf in Alexandria . . . . 11. Juni 1882
Unerwartete Abreise der französischen Schiffe von Alexandria nach Port Saîd . . . . 10. Juli 1882

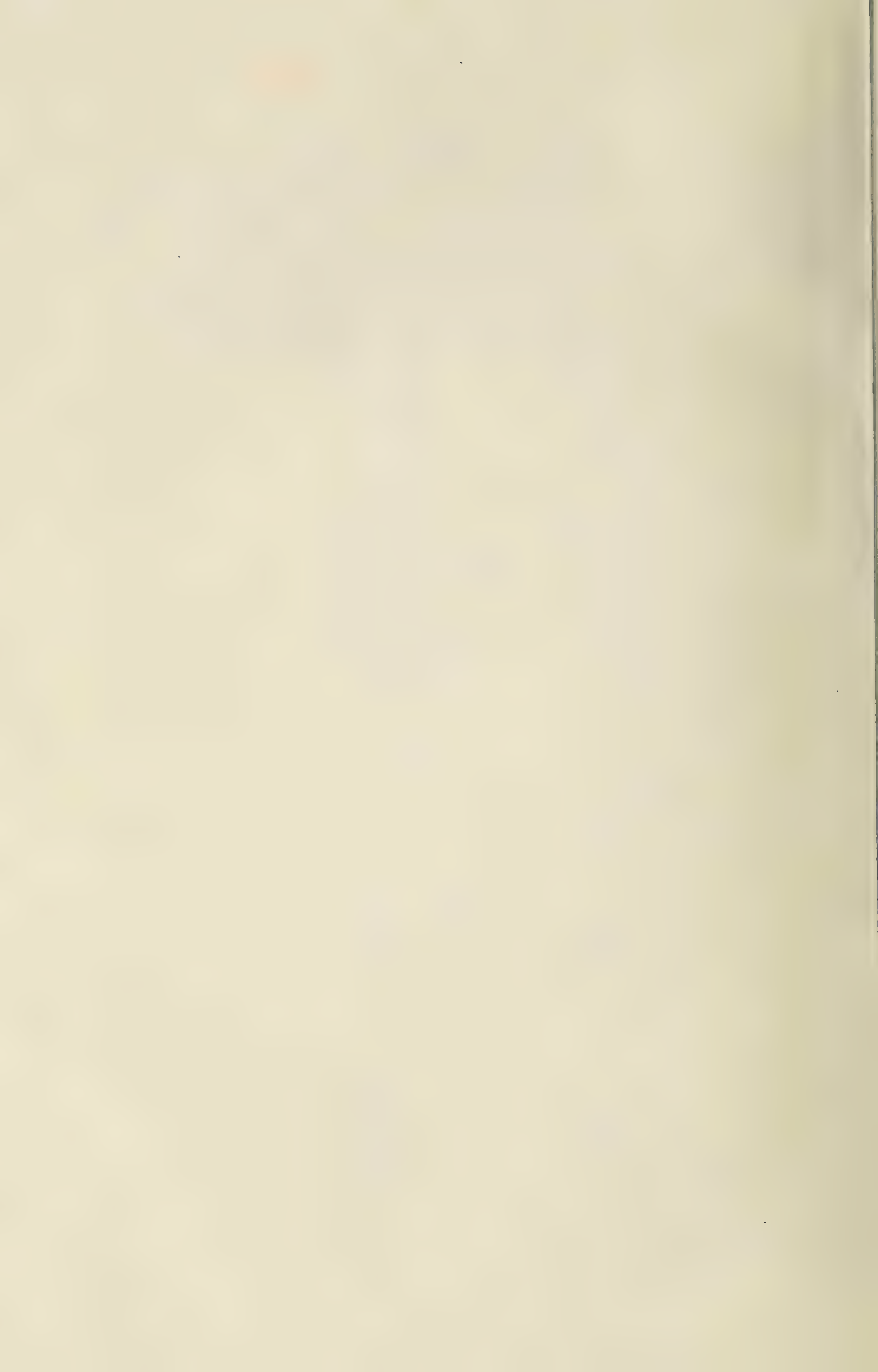
n. Chr.

Beschießung Alexandrias durch die englische Flotte . 11. u. 12. Juli 1882
Arabi-Pascha verläßt am 12. Juli die Stadt mit dem ägyptischen Heere und wird bei Tell el-Kebîr von dem englischen General Wolseley völlig geschlagen . . . . 13. September 1882
Seitdem beherrschen die Engländer Ägypten.
Lord Cromer britischer Generalkonsul in Kairo 1883
Verlust des Sudâns bis Chartûm durch den Aufstand des Mahdi . 1883
Gordon-Pascha versucht ihn zurückzuerobern, wird aber sehr bald in Chartûm eingeschlossen und verliert bei Erstürmung der Stadt das Leben . . . . 26. Januar 1885
Die unbedingte Neutralität des Suêskanals durch Übereinkommen zwischen England und Frankreich gesichert 1887
Tod des Khediven Taufik 1892
Sein Sohn und Nachfolger der Khedive Abbâs II. Hilmi . . . seit 1892
Das englandfreundliche „nationale" Ministerium Mustafa-Pascha-Fehmi . . . . seit 1895
Tod des verbannten Khediven Ismail in Konstantinopel 1895
Der englische General Kitchener (später Lord Kitchener of Chartûm) bricht von Wâdi Halfa mit einem Heere auf, um den Sudân wiederzugewinnen . . . . Frühling 1896
Er vernichtet das mahdistische Heer vollständig bei Omdurmân, gegenüber von Chartûm . . . . 2. September 1898
Der Sudân wird englisch-ägyptischer Besitz, von Ägypten völlig losgetrennt und von einem englischen Sirdâr verwaltet 1899
Eröffnung des großen Nilstauwerkes von Assuân 1902
Frankreich verzichtet darauf, von England einen Termin zur Räumung Ägyptens zu fordern, und England verspricht, an den bestehenden Zuständen in Ägypten nichts zu ändern 1904
Lord Cromer legt sein Amt eines „ungekrönten Königs von Ägypten" nieder 1907
Sein Nachfolger wird Sir Eldon Gorst . . . . seit Mai 1907



Personen- und Sachregister.

Die fetten Ziffern bezeichnen die für den betr. Gegenstand wichtigsten Stellen.



ÄGYPTEN UND ABESSINIEN.



Verlag von Herder in Freiburg

Zu Kayser-Roloff, Aegypten



Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Eine Sammlung illustrierter Schriften zur Länder- und Völkerkunde, die sich durch zeitgemäßen, interessanten und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustration sowie durch elegante Ausstattung auszeichnen sollen.

Die Entdeckungsgeschichte der Erde — die physische Geographie — sowie die spezielle Länder- und Völkerkunde werden in geeigneten Bearbeitungen vertreten sein.

So hoffen wir eine Reihe geographischer Werke zu bieten, die für jeden Gebildeten höchst interessant und lehrreich sind, die den Lehrern der Erdkunde zur Belebung und Vertiefung des Unterrichtes dienen können, die endlich bei der studierenden Jugend Freude und Lust an der geographischen Wissenschaft wecken sollen.

Die bereits vorliegenden Bände (gr. 8°) enthalten:

Das Wetter. Eine populäre Darstellung der Wetterfolge. Von **R. Abercromby.** Aus dem Englischen übersetzt von Dr **J. M. Pernter.** Mit 2 Titelbildern und 96 Figuren im Text. (XVIII u. 326) *M* 5.—; in Original-Einband: Leinwand mit reicher Deckenpressung *M* 7.—

Persien. Das Land der Sonne und des Löwen. Aus den Papieren eines Reisenden herausgegeben von **J. Bleibtreu.** Mit 50 Abbildungen, großenteils nach photographischen Aufnahmen, und einer Karte. (X u. 212) *M* 6.—; geb. *M* 8.—

Indische Fahrten. Von **J. Dahlmann** S. J. Zwei Bände. *M* 18.—; geb. *M* 23.—

Erster Band: **Von Peking nach Benares.** Mit 195 Bildern auf 52 Tafeln und einer Karte. (XIV u. 404)

Zweiter (Schluß-) Band: **Von Dehli nach Rom.** Mit 279 Bildern auf 59 Tafeln und einer Karte. (XVIII u. 456)

Der Weltverkehr. Seeschiffahrt und Eisenbahnen, Post und Telegraphie in ihrer Entwicklung dargestellt von Dr **M. Geistbeck.** Zweite, neu bearbeitete Auflage. Mit 161 Abbildungen und 59 Karten. (XII u. 560) *M* 8.—; geb. *M* 10.—

(Neue Auflage in Vorbereitung.)

Kanada und Neu-Fundland. Nach eigenen Reisen und Beobachtungen von **E. von Hesse-Wartegg.** Mit 54 Illustrationen und einer Übersichtskarte. (XII u. 226) *M* 5.—; geb. *M* 7.—

Unsere Erde. Astronomische und physische Erdbeschreibung. Eine Vorhalle zur Länder- und Völkerkunde. Von **A. Jakob.** Zweite, unter Mitwirkung von J. Plaßmann wesentlich erweiterte und verbesserte Auflage. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 138 Abbildungen, einer Spektraltafel und 2 Karten. (XIV u. 532) *M* 8.—; geb. *M* 10.—

Davon ist apart erschienen:

Der Mensch, die Krone der irdischen Schöpfung. Zeitgemäße Betrachtungen über Verbreitung, Einteilung, Abstammung und Alter des Menschengeschlechtes — mit einer kritischen Beleuchtung der Affentheorie. Von A. Jakob. Mit 53 Text-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck. gr. 8° (VIII u. 160) *M* 2.40; in Original-Einband: Leinwand mit reicher Deckenpressung *M* 3.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. Von Dr **F. Kaulen.** Fünfte Auflage. Mit Titelbild, 97 Illustrationen, einer Inschriftentafel und 2 Karten. (XVI u. 318) *M* 5.—; geb. *M* 7.—

Ägypten einst und jetzt. Von **Fr. Kayser** und **C. M. Roloff.** Dritte, völlig neubearbeitete Auflage. Mit Titelbild in Farbendruck, 189 Abbildungen und einer Karte. (XII u. 336)

Nach Ecuador. Reisebilder von P. **J. Kolberg** S. J. Vierte, ergänzte Auflage. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 150 Illustrationen im Text und 2 Karten. (XVI u. 536) *M* 9.—; geb. *M* 11.—

Australien und Tasmanien. Nach eigener Anschauung und Forschung wissenschaftlich und praktisch geschildert von Dr **J. Lauterer.** Mit Titelbild in Farbendruck, 158 Abbildungen und einer Karte. (X u. 482) *M* 11.—; geb. *M* 13.—

Die Hochgebirge der Erde. Von **R. von Lendenfeld.** Mit Titelbild in Farbendruck, 148 Abbildungen und 15 Karten. (XIV u. 532) *M* 14.—; geb. *M* 17.—

Die Balkanhalbinsel (mit Ausschluß von Griechenland). Physikalische und ethnographische Schilderungen und Städtebilder von **A. E. Lux.** Mit 90 Illustrationen, einem Panorama von Konstantinopel und einer Übersichtskarte. (XII u. 276) *M* 6.—; geb. *M* 8.—

Die Sudânländer nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntnis. Von Dr **Ph. Paulitschke.** Mit 59 in den Text gedruckten Holzschnitten, 12 Tonbildern, 2 Lichtdrucken und einer Karte. (XII u. 312) *M* 7.—; geb. *M* 9.—

Himmelskunde. Versuch einer methodischen Einführung in die Hauptlehren der Astronomie. Von **J. Plaßmann.** Mit einem Titelbild in Farbendruck, 216 Illustrationen und 3 Karten. (XVI u. 628) *M* 13.—; geb. *M* 15.—

Der Amazonas. Wanderbilder aus Peru, Bolivia und Nordbrasilien. Von **D. Freiherrn von Schütz-Holzhausen.** Zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage, unter besonderer Berücksichtigung der vom Verfasser gegründeten tirolisch-rheinischen Kolonie Pozuzo herausgegeben von **A. Klassert.** Mit Bildnis und Lebensabriß des Freiherrn von Schütz-Holzhausen, 98 Abbildungen und 2 Karten. (XX u. 444) *M* 7.—; geb. *M* 9.—

Turkestan, die Wiege der indogermanischen Völker. Nach fünfzehnjährigem Aufenthalt in Turkestan dargestellt von **F. v. Schwarz.** Mit einem Titelbild in Farbendruck, 178 Abbildungen und einer Karte. (XX u. 606) *M* 13.—; geb. *M* 15.—

Das Mittelmeer. Von **A. Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld.** Mit 55 Illustrationen und einer Karte. (XII u. 316) *M* 6.—; geb. *M* 8.—

Jedes Werk ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.
Einbanddecken für die Bände je *M* 1.20

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Die Literaturen Westasiens und der Nilländer.

Von

Alexander Baumgartner S. J.

Dritte und vierte, verbesserte Auflage.

(**Geschichte der Weltliteratur**, I. Band.)

gr. 8° (XX u. 638) M 9.60; geb. in Halbsaffian M 12.—

„. . . Es werden der Reihe nach behandelt: Israeliten, Babylonier, Assyrer und Ägypter, die altchristlichen orientalischen und die jüdischen Literaturen, demnächst die Araber, die Perser und die Türken, Afghanen, Altaischen Turkstämme. Die Eigenart des Werkes, das von einer geleisteten Riesenarbeit zeugt, besteht darin, daß es wissenschaftlichen Ernst mit Plauderton in seltener Harmonie vereinigt und daß es umfangreiche Auszüge aus den wichtigsten Literaturwerken darbietet. . . ."

(Die Studierstube, Langensalza 1908, S. 54/55.)

„. . . Ein Werk von dieser Art, besonders von dieser Größe der Anlage besitzen wir noch nicht und wir wüßten auch unter den uns bekannten Namen niemand, der ein solches Unternehmen durchzuführen imstande wäre wie Baumgartner. Dieser verfügt über ein wirklich eminentes Sprachentalent und eine sehr bedeutende Dichtergabe, die namentlich in den Übersetzungen zu glänzender Verwertung kommt; er verbindet mit den umfassendsten Kenntnissen eines Gelehrten einen sehr feinen, durch Vergleichung geschulten Geschmack. Seine Studien über Goethe und Lessing haben freilich, so viel Gutes sie auch enthielten, viel Widerspruch erfahren. Danebenher gingen zum Teil eingehende Studien über Calderon, Camoëns, Longfellow, Tolstoi, Ibsen usw. Sie zeigten zur Genüge, daß man es mit einem genialen Manne zu tun hat.

„Selbstverständlich sind wir überzeugt, daß der bestimmte katholische Standpunkt des Verfassers besonders in spätern Teilen des Werkes oft uns Protestanten zu Widerspruch herausfordern wird. Aber Baumgartner hat zu viel Geist und Geschmack, um Christgläubige allzuoft zu verletzen, wenn er uns auch nicht immer ganz gerecht wird. Wo das allgemein Christliche oder das echt Menschliche zum Ausdruck kommt, da wird man einem feinsinnigen Verständnis begegnen. Dies ist gerade bei dem bisher erschienenen ersten Teil in hohem Maße der Fall.

„Referent ist überzeugt, daß das Werk von Baumgartner nicht nur bei den Glaubensgenossen des Verfassers, soweit sie literarische Interessen haben, eine begeisterte Aufnahme finden wird, sondern daß es sich in manchen Partien zu einer auch für uns Protestanten erfreulichen Apologie des Christentums gestalten wird; ja wir sind der Ansicht, daß man ihm auch in den Kreisen der allgemeinen Bildung Beachtung schenken muß. . . ."

(Der Kirchenfreund, Basel 1898, Nr 4.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Werke von Bischof Dr Paul Wilhelm von Keppler.

Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient.

Fünfte Auflage. Mit 177 Abbildungen und drei Karten. gr. 8° (X u. 536) *M* 8.50; geb. in feinem Halbfranzband *M* 11.50

Als Titelbild ist dem Werke das Bildnis des hochw. Herrn Verfassers in Heliogravüre beigegeben.

„Gleich beim ersten Erscheinen des Werkes, 1894, sind unsere Leser mit dem vielen Anziehenden, was es bietet, eingehend bekannt gemacht worden. Die Raschheit, mit welcher weitere Auflagen der ersten folgen mußten, und die Erhebung des Verfassers zu hoher und pflichtenreicher Würde ließen es zu der beabsichtigten vermehrten Neubearbeitung nicht kommen. Der Text, sorgfältig gefeilt von Anfang an, ist daher so ziemlich unverändert geblieben. Um so mehr war die Verlagshandlung darauf bedacht, von einer Auflage zur andern die Eleganz der Ausstattung und den Reichtum des Bilderschmuckes noch zu heben, so daß die 106 Illustrationen der ersten Auflage allmählich bis auf 177 angewachsen sind, die drei Karten ungerechnet. Im übrigen ist neben der prompten Folge der Auflagen der Name des hochwürdigsten Herrn Verfassers die beredteste Empfehlung." (Stimmen aus Maria-Laach. Freiburg 1905, 9. Heft.)

Aus Kunst und Leben.

Mit 6 Tafeln und 100 Abbildungen im Text. Zweite, unveränderte Auflage. gr. 8° (VIII u. 312) *M* 5.40; geb. in Leinwand *M* 7.—, in Halbfranz *M* 8.40

Inhalt: I. Das religiöse Bild für Kind und Haus. — II. Gedanken über Raffaels Cäcilia. — III. Helgoland. — IV. Leo XIII. — V. Der Gemäldefund von Burgfelden. — VI. Bilder aus Venedig. — VII. Deutschlands Riesentürme. — VIII. Michelangelos Jüngstes Gericht. — IX. Christliche und moderne Kunst. — X. Die Rottenburger Dombaufrage.

Aus Kunst und Leben.

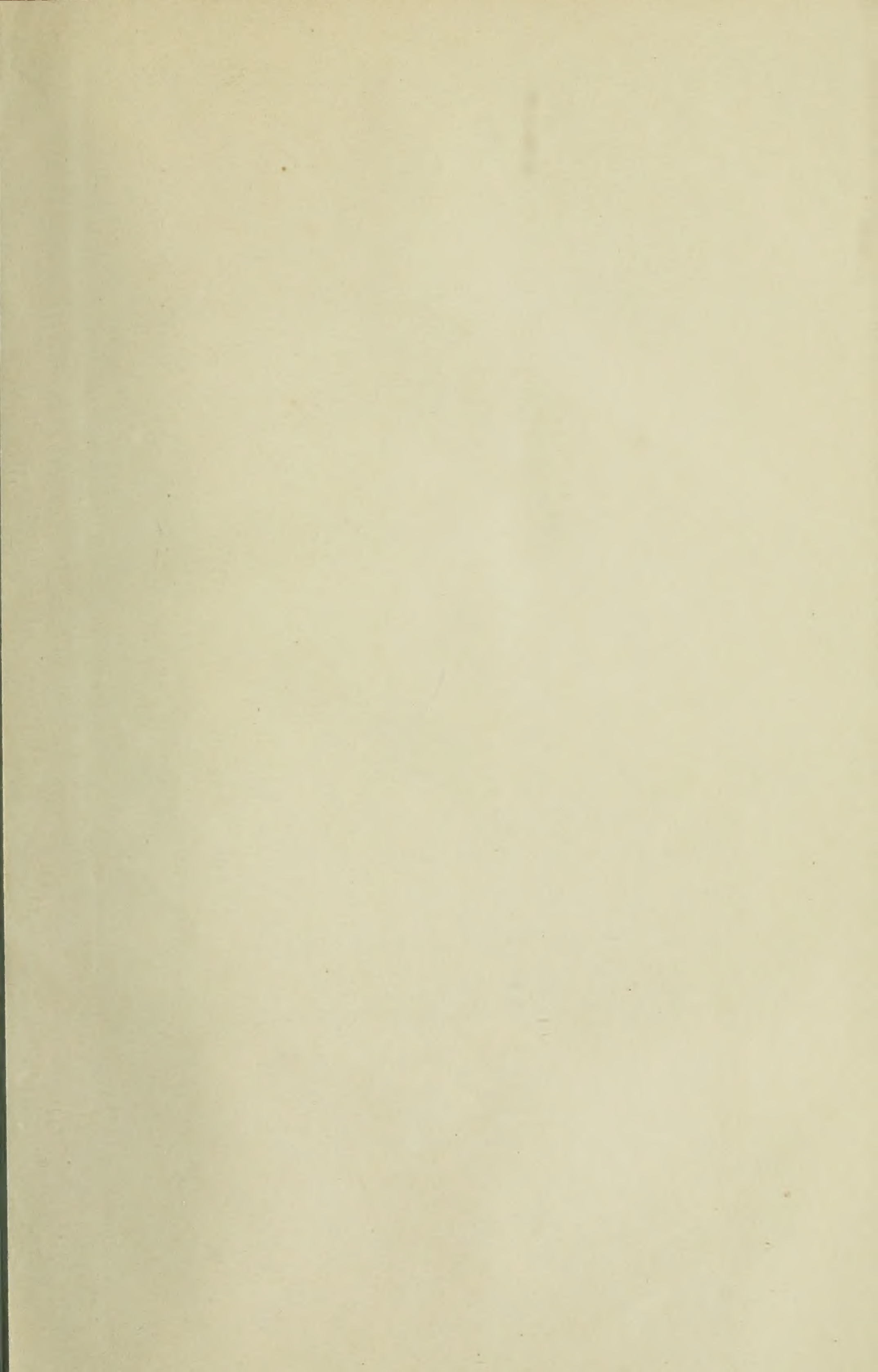
Neue Folge.

Mit 6 Tafeln und 100 Abbildungen im Text. Zweite, unveränderte Auflage. gr. 8° (VIII u. 294) *M* 5.40; geb. in Leinwand *M* 7.—, in Halbfranz *M* 8.40

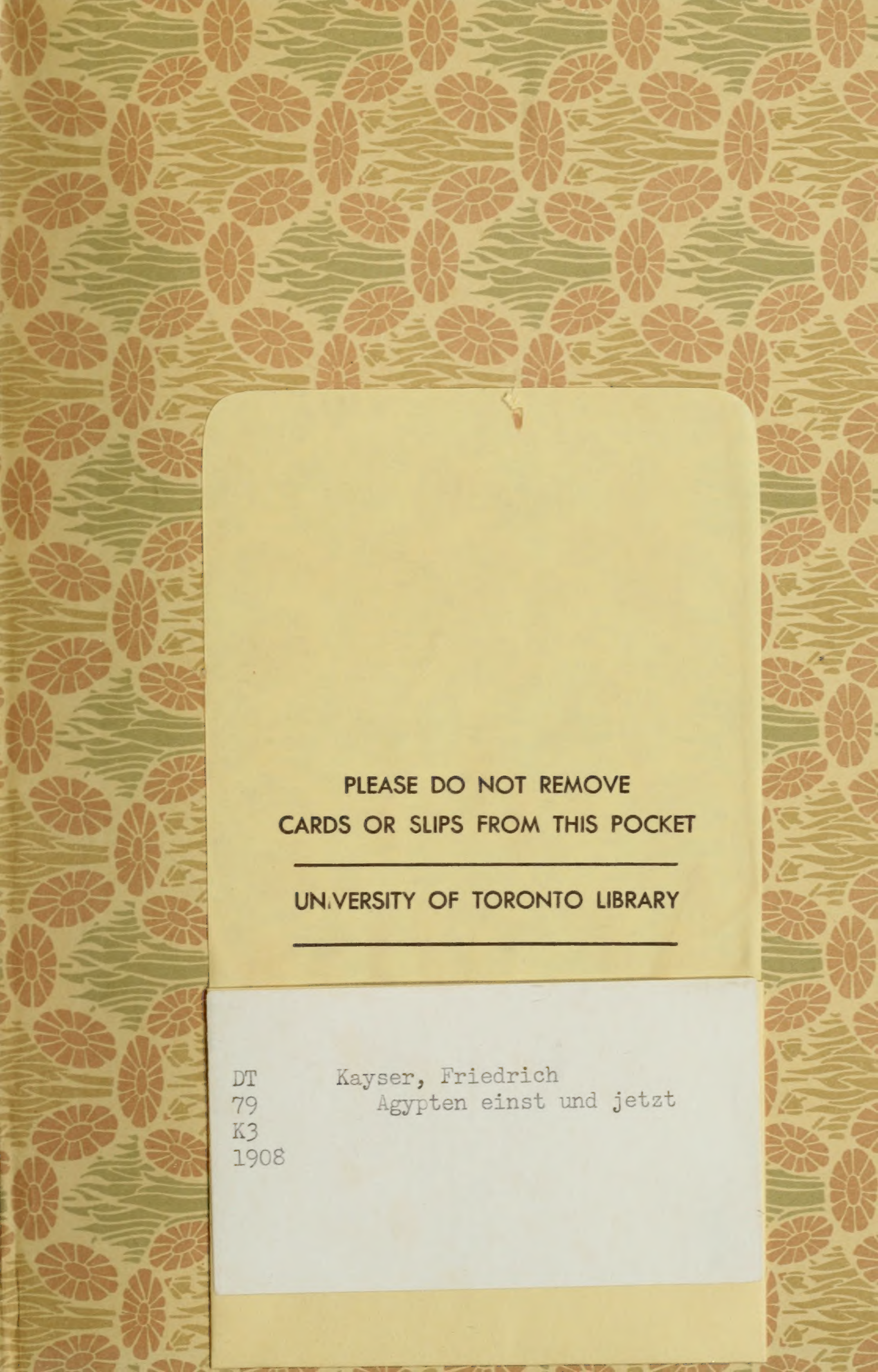
Inhalt: I. St Thomas von Aquin in der mittelalterlichen Malerei. — II. Der Freiburger Münsterturm. — III. P. P. Rubens als religiöser Maler. — IV. Raffaels Madonnen. — V. Wanderung durch Württembergs letzte Klosterbauten. — VI. Raffaels „Sposalizio". — VII. Von der Freude.

„Der Bischof von Rottenburg ist einer unserer gelehrtesten, aber auch gedankenreichsten und geschmackvollsten Männer. Von der Schilderung seiner Orientfahrten her als fesselnder Erzähler bekannt, wird er sich durch die vorliegenden Aufsätze verschiedensten Inhalts gewiß weitere Sympathien erwerben. . . . Was die innere Verbindung gibt und zugleich Kepplers Lieblingsgebiet ist, das ist die Kunstästhetik. Mag er über unsere romanische Malerei, über romanische Architektur sprechen, mag er Raffael oder Michelangelo behandeln, stets im weitesten Zusammenhang, immer weiß er neue und anziehende Gesichtspunkte zu finden. Einen tiefen Sinn für die Poesie der Gotik zeigt der siebte Aufsatz; besonders gelungen erscheinen uns aber die Bilder aus Venedig. Hier ist der historische Sinn Kepplers auf den würdigen Gegenstand getroffen. San Marco und sein Platz, der Dogenpalast, Giovanni Bellini als Madonnenmaler, am eigentümlichsten aber die schweigende Zauberinsel Torcello werden eingehend gewürdigt. Daß Keppler dabei niemals ermüdendes Detail, niemals oberflächliche Redensarten bringt, braucht nicht betont zu werden."
(Literarisches Zentralblatt, Leipzig 1906, Nr 16.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.






PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DT 79 K3 1908
Kayser, Friedrich
Agypten einst und jetzt


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 26 02 06 010 1